



WEITERES

ZUR

SPRACHGESCHICHTE.

VON

HEINRICH WINKLER.

DAS GRAMMATISCHE GESCHLECHT.
FORMLOSE SPRACHEN. ENTGEGNUNG.



BERLIN 1889.

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG.

carpenter

FRIEDRICH MÜLLER

SEINEM TREUEN BERATER UND GÖNNER

IN

UNWANDELBARER VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT

GEWIDMET VOM

VERFASSER

ZUGLEICH

SEINEM LIEBEN VATER

PROFESSOR DR. J. M. WINKLER

ÜBERREICHT

ZUM FÜNFZIGJÄHRIGEN DOCTORJUBILÄUM.

Vorwort.

In meinem buche „Zur sprachgeschichte“ erwähnte ich, dass ich die abhandlung über das grammatische geschlecht auf anderem wege zu veröffentlichen suchen würde; sie folgt hier in umgearbeiteter und erweiterter gestalt. Über den zweiten teil „Formlose sprachen“ und die „Entgegnung“ brauche ich nichts besonderes zu sagen, beide tragen den zweck ihrer veröffentlichung an der stirn. Dagegen bin ich eine andere erklärung schuldig. Die fortsetzung meines 1885 erschienenen werkes „Das uralaltaische und seine gruppen“ war auf 5 bis 6 druckbogen berechnet und sollte nach wenigen monaten erscheinen. Da zahlreiche erfahrungen mich bald nach dem erscheinen der ersten zwei lieferungen darüber belehrten, dass dann das ganze nicht die erwartete wirkung haben würde, baute ich die arbeit auf breiterem und tieferem grunde völlig neu und auch nach neuen gesichtspuncten auf — viele monate widmete ich allein ausschliesslich den reichen Radloffschen sprachproben aus den südsibirischen Turksprachen, die mir für den türkischen typus als grundlage und masstab dienen. Inzwischen sah ich die in meinen augen unabweisbare notwendigkeit ein, mein obengenanntes buch „Zur sprachgeschichte“ zu publiciren, durfte aber darin p. 281 gleichwohl das erscheinen für das jahr 1888 versprechen. Ein herbes geschick, welches während mehr als

jahresfrist seine schwere hand auf die meinigen legte, ein liebes kind mir raubte, machte mir die erfüllung dieses versprechens in der angegebenen frist physisch und psychisch unmöglich, so gern ich diesen auf mir lastenden druck los geworden wäre. Die arbeit wird in ihrer neuen gestalt, selbst in die knappste form gezwängt, doch voraussichtlich gegen 20 druckbogen fassen.

Breslau, februar 1889.

Heinrich Winkler.

Inhaltsverzeichnis.

Das grammatische geschlecht.

Vorliegende abhandlung war bis auf unbedeutende kleinigkeiten vollendet, als der verfasser derselben L. Adams arbeit Du genre kennen lernte. Gleichwohl glaubt er dieselbe nicht zurückhalten zu müssen, da im einzelnen sowie in der ganzen richtung jede der beiden arbeiten so ihren besonderen weg geht, dass eine die andere zu ergänzen wohl geeignet erscheint. Während L. Adam ein reiches bild von der eigenartigen, allerdings oft geradezu auffallend ebenmässigen entwickelung der vorstufen des grammatischen geschlechts, namentlich auf amerikanischem boden, entrollt, glaubte verfasser dieser arbeit, gerade hier sich mit möglichst summarischer skizzirung der hauptumrisse begnügen zu dürfen. Ebenso konnte er die ursprünglich auch viel breiter angelegte behandlung des Bantutypus, welcher bei L. Adam den weitesten raum einnimmt, nicht aufnehmen, da er der überzeugung ist, dass die klassenunterscheidung des Bantu auf ganz anderer grundlage als der des grammatischen genus ruht, ja kaum die tendenz oder auch nur die fähigkeit hat, als vorstufe zum grammatischen geschlecht zu gelten. Dagegen hat er sein augenmerk darauf gerichtet, die fälle zu fixiren, wo die kategorie des genus, wenn auch noch so dürftig, in reinerer gestalt, d. h. im sinne des wirklich männlichen oder weiblichen geschlechtigen, ohne verquickung mit anderen gesichtspunkten wie denen des vernünftigen und ver-

nunftlosen, zum ausdruck zu kommen scheint, resp. wo die entwickelung zum reinen geschlechtsausdruck auf der roheren, in spuren vorhandenen, ebengenannten materielleren grundlage verfolgbar ist. Von höchster wichtigkeit waren daher für ihn die von L. Adam, dem wesen seines schriftchens ganz entsprechend, ohne besondere bevorzugung besprochenen typen des semitischen, hamitischen, sowie namentlich ihre afrikanischen vorläufer (letzteres wort natürlich nicht im genealogischen, sondern im sinne der inneren form gemeint), endlich das hierin vielfach über- ebenso oft unterschätzte indogermanisch mit seiner innerlich so harmonischen, äusserlich so zerfahrenen, unzulänglichen darstellung des grammatischen geschlechts. Ebenso musste der verfasser zwei typen mit anscheinend ungemein scharf ausgebildetem grammatischem geschlecht eingehender darstellen, weil dieselben geeignet sind, in eigentümlicher weise durch den gegensatz das wesen des indogermanischen genus zu beleuchten, und weil dieselben an sich einen hochinteressanten entwickelungsprocess darstellen, mit anders geartetem ausgangs- wie zielpuncte als dort: die nordkaukasischen sprachen und das hottentottische.

Es ist unzweifelhaft die grammatische geschlechtsbezeichnung im princip überflüssig; ist das betreffende ding natürlich geschlechtig, so ergiebt der name desselben an sich schon auch seine geschlechtliche stellung; es würde dann nur das ersatzwort des nomens, das pronomen, uns im zweifel lassen über diesen punct; aber auch hier wird uns der zusammenhang leicht darüber aufklären. Wo also z. b. überhaupt die innere bestimmtheit nur durch den satz, nicht durch die an sich indifferenten teile gegeben wird, tritt das bedürfnis einer derartigen scheidung am wenigsten hervor; anders in den sprachen, welche sich bestreben, auch in der loslösung vom satzganzen jedem, auch dem unbedeutendsten elemente desselben, seinen selbständigen, unwandelbaren, keiner irgendwie gearteten deutung bedürftigen wert zu geben.

Hier wird eine klare, einfache bezeichnung des grammatischen geschlechts allerdings nahe liegen. Sie erleichtert aber auch die sprachliche darstellung bedeutend; ist sie nicht vorhanden, so ist beim natürlich geschlechtigen zur erzielung der unumgänglich notwendigen deutlichkeit entweder durch-

weg die anwendung ganz gesonderter bezeichnungen für die beiden geschlechter geboten oder die schwerfällige umschreibung durch ein selbständiges beiwort wie mann, weib, männlich, weiblich; jedenfalls wird das alles einfacher, innerlich klarer ausgedrückt durch eine leichte lautdifferenzirung am substantiv selbst, ganz abgesehen davon, dass es doch sehr bedeutungsvoll ist, wenn auch am reinen formworte diese volle innere bestimmtheit hervortritt, so in einem dieser, diese, dieses gegenüber einem indifferenten, deutungsbedürftigen magyarischen ez, az. Ausser der grösseren bestimmtheit werden wir bald erfahren, dass auf diesem einfachen wege oder besser durch die weiteren consequenzen, aber auf wesentlich derselben grundlage, noch ganz anderes erreicht, geradezu eine neue inhaltschwere kategorie ins leben gerufen wird, dass die einfache scheidung eines magnus, magna, magnum im leben der sprache eine bedeutungsvolle, bestimmende rolle spielt.

Wenn nun auch eine derartige, die sprache durchdringende ausdehnung der geschlechtsbezeichnung meist nur hoch entwickelten typen wirklich eigen ist, so macht sich doch auf weiten sprachgebieten das bedürfnis nach einer irgendwie gearteten kennzeichnung des wesens der behandelten dinge fühlbar; schon aus dem obengenannten grunde, dass dadurch eine grosse anzahl besonderer benennungen entbehrlich wird; doch auch aus dem anderen sehr naheliegenden, dass die natur der in rede stehenden dinge doch gar zu oft tief in das wesen eindringt, durch ihre innere bedeutsamkeit unwillkührlich dazu drängt sich irgend wie von vornherein kenntlich zu machen; es ist das ein zug, den wir auf allen continenten, bei den örtlich und genealogisch am weitesten abliegenden typen (den australischen kreis ausgenommen?) in den verschiedensten fassungen treffen, der also jedenfalls tief begründet ist.*)

Freilich werden dabei vielfache wege eingeschlagen, oft

---

*) Gewisse typen freilich treffen die minutiösesten unterscheidungen bezüglich der äusseren verhältnisse eines gegenstandes ohne eine spur von wesensbezeichnung; so das Wolof, welches angiebt, ob ein gegenstand anwesend oder in unmittelbarer nähe, entfernt oder ganz abliegend ist.

zu viel, oft zu wenig gethan, manchmal auch sehr heterogene kategorieen unterschiedslos durcheinander geworfen. Ich muss alle diese wege als vorstufen zur bezeichnung des wirklichen grammatischen geschlechts ansehen. Die scheidung wird umso mehr den character relativer vollendung tragen, je mehr sie eine beschränkte anzahl von wirklich scharf geschiedenen, klaren und characteristischen wesensunterschieden fixirt.

Solche kategorieen sind die des belebten — unbelebten, vernünftigen — vernunftlosen, männlichen — weiblichen. Nur wenige typen wie gesagt schwingen sich zur regelmässigen bezeichnung des bedeutungsvollsten gegensatzes, an den alles im leben anknüpft, auf, dagegen zeigen sehr viele, dass das wirklich das schlussglied einer langen entwickelungsreihe ist, welches viele gar nicht, viele nur annähernd erreichen, und am meisten zeigt das die art, wie sie auf dies ziel meist zu allerletzt, nachdem sie oft andere bahnen eingeschlagen und wieder verlassen haben, dieselben auch z. t. nebenbei beibehalten, mehr oder weniger klar zustreben; fast durchweg erscheint es als letztes ziel, die minder vollkommenen ansätze, vorläufer werden dadurch verdrängt, lassen aber oft deutliche spuren zurück.

Einer der rohesten ansätze, der in den manigfaltigsten gestalten, z. t. selbst neben einer klareren scheidung nach dem speciellen werte der einzelnen individuen, ja sogar neben wirklicher geschlechtsunterscheidung, vorkommt, besteht in der blossen gegenüberstellung der zwei kategorieen des belebten und des unbelebten. Obwohl diese richtung den verschiedensten sprachtypen eigen ist, characterisirt sie zunächst in ihrer einfachsten form sowie deren variationen den amerikanischen continent. Dieser mag daher den anfang machen, darauf der asiatische continent folgen, dann der afrikanische, zuletzt die semitischen und indogermanischen idiome.*) Diese blosse gegenüberstellung von belebtem und unbelebtem, noch

*) Zwei grosse linguistische entwickelungscentren, das pacifische (melanesische, polynesische, papuanische idiome) und das australische, bleiben hier völlig unberücksichtigt, weil sie, abgesehen von wohl auch vorhandenen äusserst dürftigen ansätzen, keine andeutung wirklich grammatischen geschlechts besitzen.

ohne jede engere scheidung der der ersten kategorie angehörigen wesen nach ihrer specifischen sonderart, ihrem geschlechtscharacter, findet sich z. b. im tscherokesischen, taraskischen, totonakischen, mixtekischen, zapotekischen, Tschimu, der Paezes-sprache.*)

---

*) Dabei ist noch besonders hervorzuheben, dass in der überwiegenden mehrzahl der fälle nicht etwa das wo:t an sich die unterscheidung von belebtem und unbelebtem (höherem und niederem . . .) ausdrückt; das weitaus gewöhnlichste ist, dass nur durch die pluralform, welche entweder am ausdruck des unbelebten fehlt oder eine andere ist als an dem des belebten (meist nicht ein pronominalartiges hilfselement, sondern ein unbestimmter zahlausdruck wie viel ist), diese verschiedenheit angedeutet wird. Unter umständen ist freilich der wesensunterschied so klar ausgeprägt, dass er sich auch im singular an den näheren bestimmungen des substantivs, so dem possessiv, adiectiv, verb . . . kenntlich macht. Dabei darf freilich wieder nicht übersehen werden, dass der substanzausdruck meist selbst keinerlei auszeichnung trägt, indifferent ist, dass also nur durch die begleitenden momente angegeben werden soll, dieselben bezögen sich auf ein höheres, niederes . . . Selbst am hilfszeitwort kann sich die unterscheidung allein kundgeben, indem dasselbe bei belebtem ein anderes ist als am unbelebten . . ., wie im Mutsun. Es mögen einige der bezeichnendsten fälle ganz summarisch hier zusammengestellt werden; auf vollständigkeit wird dabei verzichtet.

Unterscheidung von belebtem und unbelebtem:

Dakota:	belebtes, plur.	= pi	——	unbel. ohne plur.
totonak.:	„ „	= ni, in, an . . .	——	„ „ „
Yunga:	„ „	= ōn	——	„ „ „
Cora:	„ „	= ri, tzi, te . . .	——	„ „ „
Maya:	„ „	= ob	——	„ „ „
Paezes-idiom:	„ „	= guex	——	„ „ „
Mame:	„ „	= *e*	——	unb. pl. durch zahlwort.
Kitsche:	„ „	= ab	——	„ „ „ „viel“ od. *e*, he
tarask.:	„ „	= etscha	——	„ „ „ wan
tscherokes.:	„ „	= ani uni	——	„ „ „ ti, te, to
araukan.:	„ „	= pu	——	„ „ „ ika
Montagnais:	„ plur. z. t.	= yu	——	„ „ fehlt.

Unterscheidung von höherem und niederem:

Mosquito:	höheres, plur.	= nani	——	niederes ohne plural.
Tzendal:	„ „	= etic	——	„ „ „
Opata:	„ „	= sehr verschieden	——	„ pl. durch zahlwort.

Unterscheidung von belebtem vernünftigem und vernunftlosem —— unbelebtem:
Montagnais: belebtes, dual = na —— unbelebtes dual durhh k'é.

Schon mehr erinnert an die geschlechtsbezeichnung die übrigens äusserst schwankende unterscheidung von dingen

---

Nahuatl: belebtes —— unbelebtes
vernünft. — vernunftloses meist ohne plur.
verschiedene arten pluralbildung.

Unterscheidung von männlichem und weiblichem —— unbelebtem (resp. tieren):

Moxa: der ausdruck für tiere und lebloses meist ohne plural.

Z. t. verbinden sich mit dieser sehr dürftigen unterscheidung noch gewisse andere differenzirungen, von denen auch später andeutungsweise gehandelt werden soll; hier war vorläufig der zweck nur, diese eine significante thatsache hervorzuheben, dass der wesentlichste und durchgreifendste unterschied in der pluralbildung resp. deren nichtvorhandensein beruht; eine thatsache, die an sich und ihren meisten äusserungen nach dem verfasser wohl bekannt war, deren umfang ihm aber doch erst durch die von L. Adam in ziemlicher vollständigkeit zusammengestellten einzelnen erscheinungen klar vor augen geführt wurde. Alles ausserhalb dieser anmerkung von den amerikanischen sprachen gesagte ist ohne kenntnis der arbeit von L. Adam geschrieben worden; umso wesentlicher ist die übereinstimmung in den ausschlaggebenden puncten: nur hat der verf. bei der gleichmässigkeit und einfachheit der zu tage tretenden auffassung geglaubt, diese vielen fälle summarisch, unter kürzestem zusammenfassen der jedesmal unterscheidenden merkmale, abmachen zu dürfen, da er lieber eine anzahl von typen mit reinem grammatischem geschlecht oder besonders auffallenden eigentümlichkeiten eingehender behandeln wollte.

Die hier genannten erscheinungen erwähnt er nach L. Adams angaben, deshalb behält er auch die von diesem gebrauchten namensformen bei (z. b. Yunga). Um das hierher entnommene nicht unübersichtlich auseinanderzuziehen, mag auch das übrige hier gleich erwähnt werden, gleichviel ob es hier oder erst später zu nennen wäre.

Erwähnenswert ist, dass diese unterscheidung von belebtem und unbelebtem, höherem und niederem . . . z. t. auch durch differenzirte formen des possessiv, adiectiv, verb, sei es mit oder ohne nebenhergehende verschiedene pluralbildung, hergestellt wird. Scharf ausgeprägt ist dieser character z. b. in der Algonkingruppe, wo je nach dem wesen des gegenstandes das das substantiv begleitende possessiv, adiectiv, demonstrativ, verb sich in der form richtet. Ebenso ist im tschiapanekischen das zahlwort, adiectiv, pronomen der dritten person hiernach variabel, im tscherokesischen das possessiv und adiectiv (eine vom verfasser selbst früher am verbalausdruck beleuchtete thatsache), im Opata das zahlwort und adiectiv; besonders durchgreifend ist die congruenz am adiectiv-possessiv und demonstrativ im Moxa, bei ersterem im singular und plural, bei letzterem wenigstens im singular; im irokesischen variirt die form des pronomens dritter person, im Tschikito das possessiv am substantiv,

höherer und niederer art, welche zugleich zeigt, wie materiell unter umständen die grundauffassung gewesen sein kann, welche schliesslich zu mehr oder minder klarer geschlechtsunterscheidung führte. Wir sehen da z. b. in bezeichnender weise in die höhere klasse neben männlichen wesen auch verschiedenartiges unbelebtes eingeordnet, bei dem man nur sehr teilweise den grund dieser einordnung ahnen kann, daneben die weiblichen wesen nebst den meisten unbelebten gegenständen in die niedere. So gehören die weiber in die niedere klasse im irokesischen, und zwar ist das verfahren gerade hier so bezeichnend, dass über die gründe kein zweifel sein kann; ebendorthin gehören z. b. alle niederen wesen und alles unbelebte, in die höhere klasse dagegen alle übermenschlichen wesen und sämtliche männliche individuen.

Das Tschikito erinnert einigermassen an das irokesische (auch an die Algonkin-gruppe), d. h. es geht augenscheinlich von der unterscheidung einer höheren und einer niederen klasse aus und nähert sich wirklicher geschlechtsbezeichnung darin sehr, dass es wenigstens die männlichen individuen in beschränktem umfange, beim weisenden fürwort, von anderen gesondert hält, freilich die weiblichen wieder in die niedere kategorie, d. h. mit dem unvernünftigen zusammenwirft; wie weit das entfernt ist von unserer geschlechtsbezeichnung, wie roh materiell sich das bei lichte besehen stellt, zeigt sich darin, dass diese masculinform nur von männern angewendet wird, im munde der weiber aber nur die femininneutralform, auch wenn von männlichen individuen die rede ist. (Dabei mag noch einmal nachdrücklich hervorgehoben

---

das personalzeichen dritter person am einfachen verb, das obiectzeichen dritter person am obiectverb; im Montagnais teilweise das personalelement am verb.

Aus Fr. Müllers erstem nachtrag zum grundriss sei noch hinzugefügt, dass

auch im apalatschischen sprachstamm nur der plural von personenbezeichnungen bisweilen lautlich gekennzeichnet wird,

im feuerländischen dual und plural bei den ausdrücken für belebtes und einzelne dinge durch pei — pikin — ndə und ndeian bezeichnet wird, der plural auch bei belebtem wie unbelebtem durch ŏala, jamalim, ebendort auch beim demonstrativ besondere persönliche formen vorhanden sind,

im Köggaba (Kolumbia) das possessivpronomen verschiedene formen hat, je nachdem es sich auf personen oder vernunftloses resp. sachen bezieht.

werden, dass in diesen und fast allen irgend hierin ähnlichen idiomen keinerlei lautliche auszeichnung des wortes an sich, in der singular- oder grundform, stattfindet, sondern fast durchweg sei es durch die pluralform sei es durch die attribute irgend welcher art, den verbalausdruck, das verhältnis angedeutet wird.)

Weniger roh und doch augenscheinlich noch weniger geeignet, zur geschlechtsunterscheidung zu führen, ist der von der Algonkin-gruppe eingeschlagene weg, weil dort infolge der naturgemässeren einordnung sämtlicher menschlichen wesen in die höhere klasse der für uns hier allein wertvolle unterschied des männlichen und weiblichen gerade wegfällt. Gleichwohl tritt auch hier das rohe und formlose stark hervor, wenn in dieselbe kategorie wie die menschen auch die grösseren tiere und die wichtigeren naturwesen, ja sogar die dem Indianer unentbehrlichen geräte wie bogen, pfeil, pfeife, kessel . . . gehören. Noch wager und ebenso wenig geeignet, die idee des natürlichen geschlechts zur geltung kommen zu lassen, ist die ähnliche unterscheidung von höheren oder vernünftigen und niederen, unvernünftigen wesen im Mosquito.

Intensiveres bestreben, genau zu scheiden, aber auch ohne erfolg für unseren fall, zeigen die sprachen, welche ausser der unterscheidung von belebtem und unbelebtem bei ersterem noch die genauere scheidung von vernünftigem oder höherem und vernunftlosem treffen. Das gilt z. b. für das Moxa und das Nahuatl; darum braucht aber hier nicht jedes substantiv sich als ausdruck entweder des belebten oder des unbelebten . . . zu characterisiren, es kann sich die betreffende beziehung auch, wie nicht selten, nur am verbalausdruck kundgeben; so hat das Nahuatl eine besondere obiectform für das vernünftige in der conjugation, eine andere für vernunftloses.

Weit reiner scheidet das Maya und das nahe verwandte Kitsche neben belebtem und unbelebtem in sehr beschränktem umfange am lebenden und persönlichen das männliche vom weiblichen, ein unverkennbarer ansatz zu klarer geschlechtsbezeichnung; wie scheint aber nur da, wo irgend eine wesentlich gleiche function unterschiedslos bald von einem männlichen bald von einem weiblichen wesen ausgeübt

wird, und darum auch dasselbe nomen agentis eintritt, nur eben mit dem männlich oder weiblich differenzirenden hilfselement versehen: so aχ kambesaχ = der lehrer, isch kambesaχ = die lehrerin.*)

Wir sind hiermit in das gebiet der sprachen eingetreten, welche eine klare, wenn auch noch so beschränkt auftretende wirkliche bezeichnung des natürlichen geschlechts, zunächst im persönlichen sinne, aufweisen: allerdings ist von einem die sprache durchdringenden grammatischen geschlecht in der weise des semitischen, indogermanischen nicht annähernd die rede; gleichwohl sind diese geringen ansätze sehr bedeutsam, sie zeigen das klare streben, und über dieses kommen wohlgemerkt die allerwenigsten sprachtypen erheblich hinaus; in amerikanischen idiomen kenne ich nur noch einen, allerdings auch nicht bedeutungslosen, bald zu nennenden fortschritt.

Ähnlich wie im Maya, Kitsche, unterscheidet wohl das matlatsinkische zunächst belebtes und unbelebtes und zeichnet ausserdem die männlichen und weiblichen eigennamen (nur diese) durch ebenfalls vorgesetzte besondere wörtchen aus; ihnen gegenüber treten alle übrigen substantive mit besonderen zeichen, so dass in gewisser weise, nur andeutend, masculina, feminina, neutra vorhanden sind, freilich ganz unvollkommen, da ja nur eigennamen unter diese eigenartige geschlechtsbezeichnung fallen, alle anderen substantiva ohne rücksicht auf das natürliche geschlecht gewissermassen neutral, geschlechtlich unbezeichnet bleiben.

---

*) Dabei mag bezüglich der form darauf aufmerksam gemacht werden, dass dies verfahren (cf. magyarisches barát-nő, szomszéd-nő) herzlich wenig mit wirklicher geschlechtsbezeichnung durch motionselemente zu thun hat, vielmehr eine blosse aneinanderrückung deutender, sich ergänzender stoffworte darstellt.

Weniger klar trifft das zur gleichen gruppe gehörige Cakchiquel (Stolls buch über die ethnogr. v. Guatemala p. 130) eine sehr beschränkte unterscheidung zwischen menschlichem und nichtmenschlichem, trennt aber gerade umgekehrt nur bei tieren das männliche vom weiblichen durch die fast überall wenigstens nebenher auch gebräuchliche hinzufügung von mann, weib: achij bála, ati bála = mann löwe, weib löwe. Mithin bleibt die wirkliche geschlechtsbezeichnung dem sinn, der verschiedenartigkeit der bei den beiden geschlechtern verwendeten besonderen ausdrücke überlassen.

Den soeben angedeuteten schritt weiter thun das hierin oft erwähnte arowakische mit dem Goaχira und das Kalinago (sprache der Insel-Kariben). Alle drei typen scheiden belebtes und unbelebtes und bezeichnen ausserdem in auffallend ähnlicher weise, durch lautvariation am stamme selbst, suffixiv, ohne jedes selbständige hilfswort, an einer mässigen anzahl von worten das männliche oder weibliche geschlecht; freilich, abgesehen von der seltenheit der unterscheidung, wie scheint, nur in der weise, dass ein ganz bestimmt lautlich gekennzeichnetes männliches wort das gleichbedeutende, durch ebenso bestimmte differenzirung gewonnene weibliche neben sich hat, ohne dass, wie im indogermanischen, auch ohne correspondirendes männliches wort das weibliche durch seine lautform, die endung, eo ipso als weibliches characterisirt würde. Die weitaus überwiegende mehrzahl der substantive bleibt ohne jede geschlechtsbezeichnung, von hoher bedeutung aber ist, dass selbst die adiective z. t. der gleichen unterscheidung unterworfen sind, was ein lebhaftes gefühl für wirkliches grammatisches geschlecht zu verraten scheint*); desgleichen ist eine teilweise, aber sehr klare scheidung des natürlichen geschlechts am weisenden fürwort (arowakisch und Kalinago) beachtenswert. Ausserdem ist dabei nicht unwesentlich, dass anscheinend das arowakische und das Goaχira unabhängig von einander diese formen entwickelt haben (während das Kalinago ganz deutlich die arowakischen bildungen am substantiv wie am fürwort wiedergiebt).**)

---

*) Am klarsten scheint mir die kategorie des geschlechts erfasst, wenn im Goaχira das attributive adiectiv in der geschlechtigen form erscheint.

**) Mit den hier genannten bildungen sind die amerikanischen formen durchaus nicht erschöpft; so zeigt mir das soeben von L. Adam behandelte tschiapanekische dieselbe grundrichtung so vieler amerikanischer idiome, höheres und niederes zu scheiden, ohne die geschlechtsbezeichnung zu treffen, aber wieder mit dem deutlichen hinweis, wie daraus letztere sich entwickeln konnte. Es werden hier die lebenden wesen von dem unbelebten geschieden, bei letzterem aber wieder ein bedeutungsvoller unterschied gemacht zwischen höherem, wozu wieder ähnlich wie im irokesischen himmel, mond, sterne, tag, nacht, boot, berg, fluss, hand . . . . gehören, und einfach unbelebtem oder niederem. Es lag hier nahe, auf diesem grunde eine klare unterscheidung des männlich und weiblich persönlichen oder des derart geschlechtigen über-

Sind das die höchsten wenigstens der mir bekannten amerikanischen bildungen auf diesem gebiet, so zeigt der asiatische continent hierin doch ein anderes gesicht, was nämlich die energie und klarheit der auffassung anbelangt, obgleich das bestreben selbst, die dinge nach ihrem wesen

haupt und des ungeschlechtigen aufzubauen. — Freilich muss ich dabei vom Taënsa des J. Parisot absehen, sonst würde hierdurch, wenn keine fälschung im ganzen und auch keine willkürliche ergänzung im einzelnen vorliegen sollte, ein für den amerikanischen continent gerade in dieser beziehung beispielloser sprachtypus constituirt; gerade diese abnorme regelmässigkeit und festigkeit der grammatischen formen lässt die echtheit des Taënsamaterials in äusserst bedenklichem licht erscheinen. Gleichwohl kann dasselbe nicht einfach von dem jungen Parisot fingirt worden sein — die frage scheint vielmehr die zu sein, in wie weit das vorhandene material von P. willkürlich ergänzt worden ist — so auffallend entspricht vieles sehr wesentliche dem genius der amerikanischen sprachen; manches ist gegen die echtheit ohne beweisende kraft geltend gemacht worden, so z. b. von Brinton, z. t. in anlehnung an äusserungen des verfassers. Bezüglich der übereinstimmungen denke man an die consonantenhäufungen im anlaut, das vielfache zusammenfallen von verb und nomen, die bildung der casus, besonders des adnominalcasus, die emphatischen pronominalformen, die scheidung von in- und exclusivem plural, das possessivverhältnis am pronomen in seiner vollständigen übereinstimmung mit dem adnominalverhältnis, die durchaus amerikanische bildung und bedeutung der secundären verbalstämme . . .

Die echtheit des Taënsamaterials vorausgesetzt würde dieses idiom am nomen, substantivum und adiectivum (an ersterem zwar nicht in bezug auf das gesamte wortmaterial, jedenfalls aber in bezug auf das wirklich natürlich geschlechtige), an letzterem sogar in völlig durchgeführter congruenz auch des attributiven adiectivs, am gesamten personalpronomen der zweiten und dritten person, und zwar im singular wie im plural, und dem genau entsprechend am verb, die geschlechtsunterscheidung klar und scharf vermittelst des einen mit unwandelbarer regelmässigkeit im feminin eintretenden *a* herstellen — eine in meinen augen auf dem ganzen weiten gebiet der sprachenwelt beispiellose einfachheit und regelmässigkeit, welche selbst die nahe verwandten erscheinungen des Bari, Il-Oigob, Haussa in schatten stellen würde. — Auch die im übrigen sprachbau frappirende regelmässigkeit lässt mich die überzeugung nicht zurückdrängen, dass dies material vorläufig als wertlos angesehen werden muss, da der gedanke ungemein naheliegt, dass eine vielleicht vorhandene, aber vielfach mangelhafte basis in willkürlicher weise, aber nach der analogie des wirklich überlieferten, ergänzt worden sei; ich denke hierbei in erster linie an die starre gleichmässigkeit, womit der plural vom nomen, aber auch in ganz derselben weise vom pronomen ich, du, sowohl in der gewöhnlichen als auch in der emphatischen form, gebildet wird; ho, wi (fem. wia) = ich, du; plural = hogi, wigi (wiagi); emphatische form = jehōni, jewini (jewina), plural = jehōnigin, jewinigin, jewinagin.

oder gar geschlechtig zu kennzeichnen, ungleich seltener hervortritt als im amerikanischen, wo unzweifelhaft diese richtung als typisch gelten darf. Der ansätze und namentlich der verfehlten ansätze sind viel weniger, die grundlage ist eben anscheinend oft schon eine wesentlich verschiedene. Die einfache unterscheidung von belebtem und leblosen hat auch nicht unbeträchtliche ausdehnung, bildet aber kaum die basis für wirkliche geschlechtsbezeichnung; letztere tritt weit reiner und unvermittelter, wenn auch in beschränktem umfange, auf und geht eher neben jener her ohne auf ihr zu beruhen, ist häufiger von vornherein lediglich der zweiteilung männlich und weiblich vorbehalten. Im wesentlichen scheinen hier schon die unbedeutenderen ansätze zur geschlechtsbezeichnung etwa die höhe zu repräsentiren, welche in amerikanischen sprachen das schlussglied bezeichnet.

Von hohem interesse ist hierbei der uralaltaische typus*); trotz hoher vollendung einiger hierhergehöriger idiome, fällt derselbe doch in dieser hinsicht fast ganz ausserhalb des rahmens dieser darstellung und zeigt, wie der mangel grammatischen geschlechts allein durchaus nicht eine sprache als niedrig organisirt kennzeichnet. Die gründe dieses mangels liegen im wesen dieses typus tief begründet, wie der verfasser teilweise früher angedeutet hat, teilweise später noch genauer erörtern wird. Hier mag die bemerkung genügen, dass bei dem enormen ursprünglichen überwiegen des satzes oder satzwortes nur in seiner zusammenfassung und bei der grossen unselbständigkeit der nur schwach, oft gar nicht entwickelten worteinheiten hier kaum ein wesentliches bedürfnis vorliegen konnte, diese kleineren einheiten, auch ausserhalb des satzzusammenhanges, in sich nach dieser seite hin klar zu gestalten; der satz musste ihnen im wesentlichen, oft ganz allein, leben und speciellen gehalt geben. Man beachte gleichwohl die geringen, aber doch unverkennbaren ansätze des uralaltaischen, welche trotz ihrer äusserst beschränkten anwendung auf zwei ganz verschiedene principe zurückzugehen scheinen, in beiden fällen aber ohne vermischung mit anderen kategorieen nur die idee des wirk-

*) Verfasser rechnet denselben zu den asiatischen.

lich geschlechtlich differenzirten wiedergeben. Einen eigentümlich formalen trieb zeigt dabei die im östlichen uralaltaisch sporadisch auftretende geschlechtsunterscheidung durch vocalvariation, während die zweite, suffixive art auf stoffwortliche anhängsel z. t. bestimmt z. t. wahrscheinlich zurückgeht, welche wohl ursprünglich immer, wie so häufig, die begriffe m a n n, w e i b deckten, darum aber gleichwohl die function blosser geschlechtsbezeichnung in späterer entwickelung hätten übernehmen können. Trotz dieser differenzirung im einzelnen falle ist in k e i n e r der zahlreichen uralaltaischen sprachen die geschlechtsbezeichnung etwa als durchgreifendes gesetz vorhanden, ja der drang dazu ist im sprachbewusstsein nicht vorhanden, wie ich unzweideutig z. b. aus den erscheinungen des mir einigermassen geläufigen magyarischen weiss; der Magyar denkt ein barát (freund) und, wo es nötig ist, setzt er daneben sein b a r á t - n ő (freund — weib, weiblich), eine wirkliche ableitung mittels eines nur der i d e a l e n g e s c h l e c h t s f u n c t i o n dienenden elements wie in m a g n u s, m a g n *a* ist ihm fremd. Sein a z ist ihm, je nachdem das bezügliche nomen natürlich geschlechtig oder ungeschlechtig, männlich oder weiblich ist, ebendasselbe, aber eben nur der potenz nach, es geht ihm jedes bedürfnis ab, demselben an und für sich speciellen wert als einem männlich oder weiblich geschlechtigen oder einem ungeschlechtigen zu geben.

Dagegen erinnert die äusserst unvollkommene und namentlich beschränkte geschlechtsunterscheidung im jenisseiostjakischen und kottischen in der ganzen art ihrer anwendung stark an die an letzter stelle genannten amerikanischen formen des arowakischen und Goaχira; wie dort nimmt eine mässige anzahl ausdrücke besondere suffixe zur bezeichnung des geschlechts zunächst im persönlichen sinne an, doch selbst inbezug auf tiere (cf. hus = pferd, hutscheä = stute); diese unterscheidung pflanzt sich im kottischen selbst auf das prädicative adiectiv fort, was auf nicht unbeträchtlichen sinn für reine geschlechtsbezeichnung schliessen lässt (fu*p* kasaχt*u* = der sohn (ist) gesund, fu*n* kasaχt*a* = die tochter (ist) gesund, eigentlich g e s u n d e, wie vorher g e s u n d e r); augenscheinlich nimmt dabei das adiectiv ein besonderes

element.= er, sie an, wie das fürwort 3. person uju = er, uja = sie (cf. vorher kasaχ*tu*, kasaχ*ta*); es ist mithin in fup kasaχtu das geschlecht sogar zweimal, durch besondere formen, bezeichnet: sohn — der gesund — er. Der gleiche geschlechtsunterschied wie am weisenden fürwort und adiectiv im kottischen tritt ebendort auch am ausdruck der selbstheit und des reflexiven hervor: mint*u* — mint*a*, und durchzieht wohlgemerkt die ganze declination. Daneben kennt das jenissei-ostjakische wie das kottische einen unterschied von belebtem und unbelebtem.*)

Eine eigentümliche stellung nimmt das tibetische und birmanische ein; beide gruppen (auch das dem birmanischen sehr nahestehende Garo) zeigen, wieder in eng begrenztem kreise, unverkennbare specielle bezeichnung männlichen und weiblichen geschlechts, wobei die sonst einander recht fern stehenden zwei typen auch formell direct identische bildungen aufweisen; letzteres weist wohl auf beträchtliche durchdringung der sprache von dem princip, fest gewordene function hin; ein gleiches, dass nämlich nur noch die function, nicht mehr der vielleicht ganz materielle ursprung, empfunden wird, scheint daraus hervorzugehen, dass auch das weisende fürwort (er — sie) dieselbe männliche und weibliche form in suffixgestalt im tibetischen aufweist (kho — pa —— kho — ma, kho — mo, khon — pa —— khon — ma . . ., sowie es am substantiv heisst: bod — pa —— bod — mo). Dass wenigstens im heutigen zustande die reine function als wirk-

*) Die häufige unterscheidung von belebtem und unbelebtem auf asiatischem boden, die sich z. b. vielfach in der declination, doch auch sonst äussert, erwähne ich nicht überall besonders; sie kommt, abgesehen von den vielen allophylen typen wie sinhalesisch, Ainu (im zahlwort), kaukasischen idiomen . . . bekanntlich auch in neuindogermanischen sprachen in characteristischer weise zur anwendung, so in neuindischen, dem persischen, zigeunerischen, ossetischen . . .

Das tschuktschische zeigt deutliche spuren wohl wirklichen grammatischen geschlechts, und zwar, was sehr bemerkenswert ist, am adiectiv; cf. empetschin — empetsch*a* = älter, enanentschin — enanentsch*a* = jünger. Dies auf verwandtem gebiet der zweite fall, wesentlich ähnlich wie im kottischen, während die sonstige umgebung weithin keine andeutung dieser art aufweist. (Nachgetragen nach Fr. Müllers soeben erschienenem ersten ergänzungsbande p. 126.)

licher geschlechtzeichen die eigentliche und weitaus überwiegende ist, zeigt die constanz, mit welcher in allen drei idiomen gleichmässig wörter wie könig, witwer, mann — bock, ochs, hahn . . . durch pa, phä, phol . . ., die entsprechenden feminina königin, witwe . . . durch ma, mä, mo gebildet werden. Wenn daneben der tibetische zweig auch eine verwendung der elemente pa, ma in anderem, nicht rein geschlechtigem sinne kennt, so kann das darauf hinweisen, dass auch hier, wie wir dies so häufig sahen, dies nicht die einzige und ursprüngliche function gewesen sei, oder dass die kategorie des geschlechts auch hier nicht völlig rein zum ausdruck kommt, thatsache aber ist, dass beim wirklich geschlechtigen die scheidung zwischen männlichem und weiblichem durch diese elemente klar vor sich geht, dass dies die hauptfunction ist, vielleicht selbst reiner als im hottentottischen und Il-Oigob, wo anscheinend eine materielle auffassung, welche mit dem geschlecht wenig oder nichts zu schaffen hat, teilweise stark hervortritt. Ausserdem könnte die übertragung des tibetischen pa, mo . . . auf das gebiet des ungeschlechtigen gleichwohl auf der rein erhaltenen grundlage der geschlechtsbezeichnung, ähnlich wie im semitischen, indogermanischen, stattfinden. Gerade bei den vollkommensten formen der geschlechtsunterscheidung ist diese thatsache geradezu regel, wie später noch hervorgehoben werden wird. Gleichwohl gebe ich zu, dass manche tibetischen erscheinungen diese auffassung erschweren, ich weiss aber nicht, ob im birmanischen und Garo ähnliche nichtgeschlechtige verwendung von pa, ma . . . vorkommt, oder ob dort nur wirklich geschlechtiges diese elemente annimmt.

Vielleicht noch reiner wirklich auf dem princip der natürlichen geschlechtsunterscheidung beruht das verfahren des Kassia; jedenfalls ist kein zweifel, dass die idee des männlich und weiblich geschlechtigen am belebten, namentlich persönlichen, scharf zum ausdruck kommt; die unterscheidung geschieht mittels eines klaren pronominalen männlichen und weiblichen artikels (u und ka). Dabei schimmert, characteristisch genug, die selbst für das indogermanische nicht völlig wegzuleugnende erscheinung durch, dass auch

bei der reinen geschlechtsunterscheidung doch noch die ältere, rohere auffassung damit eine art unterscheidung von höherem und niederem verbindet, wobei, wie wohl überall, das männliche als pars potior erscheint, während das weibliche als das geringerwertige die bezeichnung mit niederen wesen, unbelebtem teilt. So sind im Kassia männlich geschlechtig die wirklich männlichen wesen, ausserdem eine sehr beschränkte anzahl unbelebter dinge, aber meist solche von hervorragender grösse oder bedeutung, wichtigkeit, wie mond, stern, berg..., was lebhaft an das ganz ähnliche, aber rohere verfahren des irokesischen erinnert; dagegen haben den weiblichen artikel ausser den ausdrücken für wirklich geschlechtige wesen die für alle übrigen dinge.*) Gleichwohl ist augenscheinlich die empfindung für das grammatische geschlecht eine lebhafte; sogar das adiectiv als attribut hat teilweise ebenso wie das zugehörige substantiv geschlechtige form. Besonders mag noch aufmerksam gemacht werden auf die geschlechtsunterscheidung am persönlichen fürwort der zweiten person.

Das sinhalesische kennt für das natürlich geschlechtige am nomen und pronomen masculin- und femininform. Obgleich höchst wahrscheinlich die betreffenden motionselemente sanskritischen ursprungs sind (cf. die reiche verwendung des auch umlaut bewirkenden femininen *i* am nomen wie am pronomen) und ursprünglich *z. t.* gar nichts mit dem geschlechtsunterschiede zu thun hatten (z. b. das masculine bildende *ā*), so haben sie dennoch in dieser ihrer besonderen, im sinhalesischen gewordenen, anwendung derart feste gestalt in dem bestimmten kreise des wirklich geschlechtigen gewonnen, dass, wo sie fehlen, naturgemäss sich eine art neutrum er-

*) Diese allgemeine, eigentlich neutrale form scheint die ursprüngliche, was ja mit ihrer anwendung völlig übereinstimmt; erst später scheint sich mit dem bedürfnis genauerer scheidung, durch differenzirung, herstellung einer besonderen form für das nicht in die allgemeine, nunmehr minderwertige kategorie gehörige höhere oder männliche, diese erste speciell für das weibliche fixirt zu haben, ohne doch ihren sonstigen wirkungskreis fallen zu lassen. (Dies ist wohl im wesentlichen auch Fr. Müllers ansicht. II. 2. p. 380.) Ziemlich beweisend ist hier das völlige überwiegen der femininform der ersten und zweiten person, neben der nur ganz beschränkt eine masculinform hergeht.

giebt; dazu kommt, dass auch die hierher, d. h. zum neutrum, gehörigen wörter grossenteils die endung *a* annehmen, so dass die kategorie des genus jedenfalls empfunden erscheint. Am weisenden fürwort sind wenigstens ebenso die natürlichen geschlechtsunterschiede durchweg klar und scharf festgehalten.

Dagegen wird die sprache durchaus beherrscht durch die empfindung für lebendes und lebloses.

Einige monate, nachdem verfasser dies geschrieben, hatte er die in jeder beziehung fördernde gelegenheit, wochenlang mit Sinhalesen zu verkehren; die hierbei bezüglich des genus gemachten beobachtungen bestätigten die vorstehenden wenigen bemerkungen, welche mit einer gewissen reserve des non liquet niedergeschrieben worden waren, im wesentlichen, doch haben sie seine ansichten über das wesen der sinhalesischen genusunterscheidung in eine neue bahn gelenkt.

Sicher muss man die fürwörter der dritten, z. t. sogar der zweiten person, für unbedingt, und zwar auffallend ausgeprägt, geschlechtig ansehen; auch wird ausser dem männlichen und weiblichen das mit dem masculin formell vielfach **fast** zusammenfallende neutrum, d. h. das völlig ungeschlechtige oder der sprache als geschlechtig indifferent geltende, klar ausgeschieden. Diese unterscheidung trifft singular und plural, und selbst im plural sind die geschlechter scharf unterschieden, bieten ja bildungen wie mēvā, monavā selbst unverkennbare pluralform des neutrums; ebenso geht diese unterscheidung durch alle casus, und endlich tritt uns ein reichtum bestimmt geschiedener geschlechtiger formen entgegen, dem wir vergebens versuchen würden, auf indogermanischem boden ähnliches an die seite zu setzen. Vom grundstamme me z. b. kommen vor:*) sing. mū, mohu, mēkā = masc., mā̄, mēki = fem., mēka = neutr.; plur. mun, movun, mēka — lā = m., mā̄ — lā, mēki — lā = f.; mē — vā = n. Dabei treten neben augenscheinlich durch sanskritische bildungselemente abgeleiteten formen doch soviel unsanskritische besonderheiten auf, dass man zu der annahme sich neigen möchte, dass die sprache für die geschlechts-

*) cf. Fr. Müller: grdrs. III. 1. p. 150—151.

bezeichnung gerade am pronomen eine tiefe veranlagung mitbrachte, als die arischen elemente ihr aufgepfropft wurden und allerdings auch hier umgestaltend wirkten. Zweierlei ist dabei noch besonders zu berücksichtigen, wohl geeignet, diese vermutung zu stützen. Wie in den örtlich benachbarten dravidischen idiomen ist diese jedenfalls intensive bezeichnung keine genusbezeichnung im sinne des indogermanischen, sondern klassenbezeichnung und genusbezeichnung zugleich, letzteres aber fast nur an dem ausdruck der wesen höherer klasse, speciell des menschlichen und einer beschränkten anzahl tiere, im letzteren falle meist höherer ordnungen; daher tritt sie auch in erster linie und mit besonderer stärke bei dem hauptvertreter des ausdrucks des persönlichen, bewussten, dem fürwort, auf, während sie am substantiv, wie soeben angedeutet, ausser in bezug auf personen, von äusserst eingeschränkter wirksamkeit ist; bekanntlich ist auch im dravidischen sowohl die klassenbezeichnung als auch die genusunterscheidung am pronomen sehr deutlich ausgeprägt, ja, wie wir sehen werden, sogar die herausbildung einer art neutrum ganz ähnlich wie im sinhalesischen vor sich gegangen. Ausserdem verfährt das sinhalesische bei herstellung der geschlechtigen fürwörterformen in einer weise, dass man, mag die entstehung immerhin vielfach auf echt sanskritische bildungselemente hinweisen, immer wieder an die im dravidischen so häufige lautdifferenzirung zu flexivischen zwecken erinnert wird; dies selbe princip scheint auch die nominale genusunterscheidung zu beherrschen, wenn in einer anzahl von fällen das feminin augenscheinlich ursprünglich mit der sanskritischen femininendung *i* hergestellt wurde, dazu aber dann der anscheinend durch dieses *i* veranlasste umlaut in einer ganz unsanskritischen, ja unindogermanischen ausdehnung trat. Wäre bloss die sanskritische oder halbsanskritische wortform in der geschlechtigen abwandlung beibehalten oder nach sanskritischem vorbilde nachgeahmt worden, ohne dass in der sprache selbst ein trieb vorhanden gewesen wäre, scharf lautlich zu sondern, in ihrer weise zu differenziren, so müsste ein kikilī (henne) neben kukulā (hahn), välehinnī (bärin) neben valahā (bär), ätinnī (elefantenweibchen) neben ätā . . . doch auffallen.

Endlich mag nochmals hervorgehoben werden, dass gegenüber dieser dürftigen genusunterscheidung am substantiv die scheidung von belebtem und unbelebtem die ganze sprache beherrscht und in äusserst intensiver weise beeinflusst.

Das dravidische bezeichnet einerseits gegenüber den meisten der letztgenannten typen einen beträchtlichen fortschritt, anderseits erreicht es bei weitem nicht das, was diese mit ihren einfachen mitteln erreichen. Der fortschritt äussert sich darin, dass dasselbe unter richtiger verwertung der kategorieen des männlich und weiblich geschlechtigen sowie des ungeschlechtigen oder unbelebten am fürwort drei geschlechtsformen ähnlich wie im indogermanischen und sinhalesischen scharf auseinanderhält; dass hierbei das wirklich männlich oder weiblich geschlechtige und das überhaupt nichtgeschlechtige bezeichnet wird, kann bei der art der anwendung dieser formen nicht zweifelhaft sein.*) Darin aber steht es erheblich gegen jene sprachen zurück, dass es gerade da, wo das geschlechtige hauptsächlich zum ausdruck kommen soll, am substantiv, von dieser bedeutungsvollen, scharf erfassten und an sich äusserst entwickelungsfähigen unterscheidung fast gar keinen gebrauch macht; hin und wieder zeigt einmal der subiectcasus in suffixgestalt ein männlich oder weiblich geschlechtiges pronominalelement; von einer durchdringung der sprache ist keine andeutung vorhanden, überhaupt auch nur von einem wirklich regen gefühl für das grammatische geschlecht am nomen. Die sprache zeigt auch deutlich, dass ihr höchstens bei einer bestimmten person an der bezeichnung des natürlichen geschlechts etwas liegt, dass sie dagegen beim gewöhnlichen substanzausdruck, dem appellativ, von ganz anderen gesichtspuncten ausgeht. Hier ist ihr nur die idee des höheren und niederen massgebend, auf diesem gebiet entwickelt sie eine ganz überflüssige schärfe und feinheit; durch dies zweite princip, welches in keiner weise zur kennzeichnung wirklicher wesensunterschiede verwertet wird, was wir doch in ziemlich klarer entwickelung bei amerika-

*) Ob vielleicht auch hier ursprünglich noch andere gesichtspuncte als die des rein geschlechtigen massgebend waren, mag bei der klaren verwendung im geschlechtigen sinne unerörtert bleiben.

nischen sprachen fanden, paralysirt die sprache die so naheliegenden wirkungen des ersten, welches somit starr und bewegungslos bleibt, völlig; denn da sämtliche menschliche wesen der höheren kaste zugerechnet werden, bleibt der für uns allein bedeutungsvolle punct überhaupt abseits liegen.

Die grundunterscheidung ist beim substantiv die von wesen höherer ordnung (kaste) und niederer, die ganz wie in so vielen amerikanischen idiomen nicht im singular, sondern nur im plural hervortritt. Auch das hat das dravidische mit dem amerikanischen gemein, dass, abgesehen von der verschiedenheit der pluralbildung in den beiden klassen, die lautliche bezeichnung des plurals bei den ausdrücken der zweiten klasse fehlen darf. Dass diese einteilung in höhere und niedere wesen den dravidischen urtypus characterisirt, geht aus dem vorhandensein derselben und der wesentlich gleichen lautlichen darstellung in allen hauptzweigen hervor. Von einem irgendwie gearteten geschlechtsunterschiede ist dabei nicht andeutungsweise die rede; cf. patni — mār = frauen, kallan — mār = diebe (Malayalam).

Die ausdrücke für die wesen höherer ordnung nehmen mār (mar), ār, ar, īr, ir. Dieses mār verbindet sich dabei eigentümlicher weise im tamulischen meist noch mit dem zeichen der entgegengesetzten, der niederen kaste; also heisst es statt taγappan — mār: taγappan — mār — gal.

Das zeichen der niederen kaste im plural ist kal, gal, kalu, galu, lu, k.

Diese klassenbezeichnung erfasst z. t. auch das pronomen und verb, aber auch hier ohne irgend welche beziehung zum geschlecht; in diesem falle haben die genannten wortklassen zur bezeichnung der höheren ordnung die obenerwähnten formen ār (ar), ir, īr . . .

Neben diesem die sprache beherrschenden grundprincip her geht die oben angedeutete sporadische bezeichnung des natürlichen geschlechts am geschlechtigen nomen, welche unzweifelhaft der suffigirte pronominale männliche und weibliche artikel in verstümmelter form, und zwar nur im subiectcasus, hervorruft; derart, dass in eigentümlich an das indogermanische anklingender weise hier geschlecht wie subiectcasus zugleich durch ein und dasselbe element ausgedrückt wird.

Auch diese form trifft, zum beweis, wie sehr die sprache unter der einwirkung der klasseneinteilung steht, und wie secundär die blosse idee des geschlechtigen sich darstellt, nur das masculinum und femininum der vernünftigen wesen, also des persönlichen. cf. tamulisch maγan = sohn, maγal = tochter, illān = hausherr, illāl = hausfrau. cf. avan — aval = er, sie. Dass die deutung als eines verstümmelten demonstrativartikels richtig ist, zeigt das weit klarer erhaltene demonstrative udu, vādu, fem. adi des Telugu in gleicher function; cf. sūdr — udu, sūdr — adi = ein Sudramann, eine Sudrafrau; hier ist vādu, adi direct das demonstrativ er, sie; qolla — vādu z. b. zeigt dasselbe ganz unverfälscht, auch hier aber ist es blosses genus-casuszeichen; das wort = der milchmann.

Eine gewisse ähnlichkeit mit dem dravidischen in diesem puncte zeigen die wie dieses auch meist wohlentwickelten nordkaukasischen (daghestanischen) sprachen grossenteils, welche z. t. die geschlechtsbezeichnung viel klarer als jenes aufweisen, z. t. freilich auch wesentlich anderes als den geschlechtigen unterschied damit andeuten, auch die durch die natur der sache gegebene beschränkung auf männliches, weibliches, ungeschlechtiges durchaus nicht immer innehalten, ja sogar trotz einer vier- und mehrteilung doch die wirklichen geschlechtsunterschiede über anderen, hierfür nebensächlichen kategorieen, wie der des vernünftigen, vernunftlosen vernachlässigen.

Hoch beachtenswert ist schon die thatsache, dass trotz der enormen, die ganze sprache durchdringenden, ihren character lautlich und innerlich bestimmenden ausdehnung der geschlechtigen differenzirung in der mehrzahl der nördlichen idiome, gleichwohl zwei derselben, welche im übrigen habitus durchaus diesem kreise angehören, das udische und kürinische, dieselbe gar nicht kennen, auch nichts darauf hinzuweisen scheint, dass sie sie je gekannt hätten. Das spricht wohl dafür, dass die genusunterscheidung nicht wie im semitisch-hamitischen und im indogermanischen sprachkreise fundamental ist in der art, dass jedem substanzausdruck oder wenigstens denen für wirklich geschlechtige oder geschlechtig denkbare individuen eo ipso grammatisch die kategorie

des geschlechts anhaftet; dass diese unterscheidung vielmehr einen deutenden character trägt, anzeigt, dass der substanzausdruck nicht grammatisch, sondern durch die qualität des bezeichneten individuums innerlich, nicht formell, geschlechtigen wert erlangt, wie in den meisten anderen idiomen, welche von einer grammatischen darstellung dieses verhältnisses überhaupt absehen. Der beweis hierfür liegt darin, dass auf dem ganzen gebiete fast nirgends, trotz der erwähnten auffallenden ausdehnung der geschlechtsbezeichnung, der ausdruck für das wesen selbst eine genusbezeichnung zulässt, sondern an sich grammatisch indifferent bleibt, seine attribute, prädicate dagegen geschlechtig abgewandelt erscheinen. Es besagen mithin diese adiectiva, pronomina, verba . . ., dass ihr inhalt bezug hat auf etwas, was man als männlich, weiblich anzusehen habe, obwohl die form desselben das in keiner weise nahelegt, während gerade umgekehrt im indogermanischen der substanzausdruck, als der träger der idee des geschlechtigen, auch grammatisch ausschliesslich oder vorwiegend als solcher erscheint, seine attribute, der ausdruck der von ihm ausgehenden thätigkeit . . ., ihrerseits die geschlechtsbezeichnung entbehren können, da über ihren wert nach dieser seite hin, bei ihrem verhältnis zu ihrem scharf gekennzeichneten regens, kein zweifel sein kann. Diese klarheit des in sich völlig abgeschlossenen substanzausdrucks wies ferner diesem von vornherein seine feste stellung im gebiete des männlich oder weiblich geschlechtigen oder des geschlechtslosen an, andere kategorieen waren eo ipso ausgeschlossen. Bei rein deutendem character der auch der geschlechtsfunction dienenden elemente dagegen lag die gefahr nahe, durch diese nur unterstützenden hilfselemente nunmehr in ausgiebigstem masse die dinge ihrer eigenart nach recht klar zu bezeichnen, indem durch meist sehr einfache lautdifferenzen angedeutet wurde, dass das ausgesagte sich auf ein vernünftiges männliches oder weibliches wesen, auf ein vernunftloses belebtes oder ein unbelebtes . . . beziehe, ohne dass doch der substanzausdruck selbst durch seine form diese complicirten und auch heterogenen kategorieen angehörenden beziehungen

wiedergab. Es ist dies wirklich der grundzug der sog. geschlechtsbezeichnung in den nordkaukasischen sprachen.

Auch die eben angedeutete eigentümlichkeit ist characteristisch und wohl allen diesen idiomen, soweit sie überhaupt genusunterscheidung kennen, gemeinsam, dass ganz ähnlich wie in den erwähnten amerikanischen sprachen nicht das geschlecht allein, sondern auch, und z. t. in erster linie, zugleich die scheidung von vernünftigem und vernunftlosem in betracht kommt. Vielleicht sind die angewendeten elemente, wofür auch andere erscheinungen sprechen, durchaus nicht, wie im indogermanischen und semitisch-hamitischen vielfach nachgewiesen werden kann, persönlich geschlechtige, fürwortartige, sondern ursprünglich direct substanzausdrücke wie mann, frau, den attributen, dem prädicat deutend beigegeben um die richtung der beziehung anzudeuten; dann wäre auch klar, wie die geschlechtsbezeichnung die des vernünftigen . . . ganz zweifellos implicite enthalten kann. (Dass in weitestem umfange auf anderen sprachgebieten ohne grammatisches geschlecht die unterscheidung zwischen männlichem und weiblichem nur durch einfache hinzufügung von mann, frau, vater, mutter in der art von mann — lehrer, frau — lehrer = lehrer, lehrerin hergestellt wird, ist allgemein bekannt.) Dieser auffassung ist die thatsache jedenfalls nicht hinderlich, dass die verhältnismässig wenigen fälle, wo anscheinend in unserer art dem männlichen substantiv ein weibliches, von derselben wortform abgeleitet, beide aber mit ihrem geschlechtszeichen versehen, gegenübertritt, bildungen aufweisen wie das in verschiedenen idiomen ganz gleichmässig gebildete *w* — ascho, *j* — ascho, *w* — ats, *j* — ats (mann — bruder, frau — bruder = schwester). Auch die andere erscheinung, dass ungleich häufiger, geradezu regelmässig, formen wie gesicht + männliches oder weibliches genuszeichen bedeuten: eines mannes, einer frau gesicht, weist doch wohl auf die grundbedeutung mann — gesicht, frau — gesicht hin. Nebenbei ersieht man aus diesem beispiel, wie völlig verschieden dieser process von der indogermanischen genusbezeichnung ist; indogermanisch zeigt das männliche oder weibliche genuszeichen am substantiv gesicht doch immer nur das geschlecht dieses substantivs an.

Es dürfte auf dem ganzen gebiet der in betracht kommenden idiome keine einzige erscheinung mit der angegebenen auffassung in widerspruch stehen, die mehrzahl dieselbe in hohem grade zu bestätigen geeignet sein. Es spricht dafür in erster linie die verwendung dieser sog. geschlechtzeichen in der verbindung mit den verschiedenen redeteilen, dem nomen, pronomen, verb . . ., weiterhin die lautliche form und deren je nach sprache und fall modificirte anwendung, die aus verschiedenen spuren oder aus dem noch heut bestehenden gebrauch sich ergebende wahrscheinliche grundbedeutung derselben.

Festzuhalten ist als allerwesentlichstes, dass die geschlechtsbezeichnung, wie vorher kurz angedeutet wurde, im schroffsten gegensatz zum indogermanischen, wo das gerade die hauptanwendung ist, dem substanzausdruck überhaupt nicht beigegeben wird, um dessen eigenen geschlechtigen wert anzugeben, sondern um zu zeigen, dass der betr. substanzausdruck selbst sich auf einen mann, eine frau, ein kind, ein ding . . . bezieht; durch das dem worte nase vortretende zeichen des männlichen wird nicht das substantiv nase dem männlichen geschlecht zugewiesen, sondern die nase wird als die eines mannes, mit dem feminin-genuszeichen als die einer frau bezeichnet. Letzteres gilt z. b. vom awarischen, hürkanischen, tschetschenzischen; im letzteren ist sogar eine form möglich, welche bezeichnet, dass ein gegenstand mehreren männern, frauen angehört. In unserem sinne geschlechtslos ist das substantiv in allen in betracht kommenden idiomen, also (ausser dem überhaupt hierin isolirten abchasischen) im awarischen, kasikumükischen, Artschi, hürkanischen, tschetschenzischen, Thusch; ganz vereinzelt kommen, z. b. im awarischen, tschetschenzischen fälle vor wie *w* — ats, *j* — ats, *w* — ascho, *j* — ascho = bruder, schwester; hier decken sich die scheinbaren motionselemente *w*, *j* anscheinend mit den indogermanischen in beispielen wie magnus, magn*a*, es spricht aber alles im sonstigen gebrauch dieser elemente dafür, dass in dieser sehr ungewöhnlichen anwendung die auffassung eher dieselbe sei wie etwa in magyarischem barát — nő = freund — weib d. h. freundin.

Ebenso wie beim substantiv die genusbezeichnung an-

deutete, ob dasselbe einem manne . . . angehöre, so zeigt dieselbe auch am adiectiv, ob die eigenschaft von einem manne, weibe . . . gilt, und daher die hiernach durchaus natürliche erscheinung, dass gerade im gegensatz zu den meisten anderen typen, wo die geschlechtsbezeichnung das adiectiv zu allerletzt erfasst, das adiectiv in allen diesen sprachen (ausser dem abchasischen, welches nur am pronomen ein genus hat) geschlechtigen character annehmen kann oder selbst muss, also im awarischen, kasikumükischen, Artschi, hürkanischen, tschetschenzischen, Thusch.

Am allerenergischesten aber ist beim thätigkeitsausdruck die qualität dessen hervorzuheben, wovon derselbe gilt, da es sich hier um das subiect handelt, dem die ganze satzaussage gilt; mithin kennen alle genannten typen den genusausdruck am verb resp. dem vor die eigentliche verbalform tretenden pronominalzeichen; namentlich gilt dies vom abchasischen mit seinem auffallenden reichtum an pronominalmodificationen, je nachdem etwas männlich, weiblich, abwesend, nahe, ferner . . . ist, welche der verbalform vortreten; hier mag ja auch die genaue characterisirung des agens durch den verbalausdruck umso dringenderes bedürfnis sein, als sonst nichts, weder am substantiv selbst noch am adiectiv, auf seine qualität hindeutet.

Vom pronomen gilt einigermassen ähnliches wie vom substantiv. Da ja das genuszeichen am verb selbst mit vorliebe die wesenheit des agens andeutet, so genügt am pronomen vielfach einfache demonstration, also die bezeichnung eines nahen, ferneren, anderen, und die genusbezeichnung am pronomen ist eine verhältnismässig sehr beschränkte ausser im hierin aus den obengenannten gründen ganz eigenartigen abchasischen. Schon dies verhalten des pronomens allein könnte darauf hindeuten, dass wir es hier mit einer von der indogermanischen, semitischen . . . geschlechtsbezeichnung verschiedenen erscheinung zu thun haben. Wo wirkliches grammatisches geschlecht vorhanden ist, wo also der substanzausdruck in erster linie selbst die bezeichnung oder doch den völlig klaren inhalt der speciellen geschlechtigen stellung auch grammatisch an sich trägt, ist es eine zu naheliegende und fast nirgends versagende thatsache, dass nun

auch der eigentliche vertreter des substanzausdrucks, das pronomen, diesen geschlechtigen wert ebenso klar oder vielmehr noch weit klarer, regelmässiger an der stirn trägt; letzteres deshalb, weil ihm ja als blossem formwort die innere bestimmtheit nach der seite der qualität völlig abgeht, die beim substantiv mehr oder minder durch den inhalt selbst gegeben ist. Es wird sich späterhin sogar ergeben, dass gerade am pronomen die geschlechtsunterscheidung nicht nur mit der grössten schärfe sich geltend macht, wo wahres genus anzunehmen ist, sondern dass dort mit eigentümlicher beharrlichkeit die genusbezeichnung am substantiv selbst pronominaler art, ursprünglich = e r, s i e i s t.

Es ist weiterhin die genusbezeichnung dieser sprachen selbst, ganz abgesehen von der beziehung auf einen substanzausdruck, e i n e g a n z a n d e r e a l s i m i n d o g e r m a n i s c h e n. Im letzteren ist sie grossenteils der ausdruck des natürlichen geschlechtsunterschiedes, der auch auf lebloses übertragen, aber innerlich festgehalten wird. In den kaukasischen idiomen dagegen finden wir etwas ganz ähnliches wie früher in verschiedenen amerikanischen, nur eben, der anlage des typus entsprechend, in weit durchgebildeterer, regelmässigerer gestalt. Das bloss männliche scheint nirgends dem bloss weiblichen gegenübergesetzt zu werden; die grundunterscheidung ist unzweifelhaft die:

männlich }
weiblich } vernünftiges
vernunftloses (belebtes),
(unbelebtes),

wobei wieder manigfache besonderheiten, variationen sich geltend machen, so dass unter umständen z. b. die zahl der genera nicht nach unserer auffassung zwei oder drei (incl. neutrum), sondern vier, fünf, auch sechs beträgt.

cf. kasikumükisch, Artschi, tschetschenzisch, hürkanisch:

1. männlich }
weiblich } vernünftiges, b e l e b t e s v e r n u n f t l o s e s (incl. viele dinge), sächliches (incl. auch menschl. wesen).

2. männlich }
weiblich } vernünftiges, b e l e b t e s v e r n u n f t l o s e s, lebloses.

3. männlich } vern., vernunftloses, dinge.
   weiblich }
4. männlich } vern., vernunftloses und lebloses.
   weiblich }

Also die gewöhnliche zahl der kategorieen ist nicht zwei oder drei, sondern vier, und dabei tritt die unterscheidung von männlich und weiblich zurück gegenüber der weit markirter hervortretenden von vernünftigem und vernunftlosem, wie im einzelnen ganz klar sich ergiebt. Aber selbst die scheinbar so feste grundbedeutung z. b. des männlich vernünftigen, ist teilweise, wie scheint, auch schon secundär; man denke z. b. daran, dass im tschetschenzischen die ausdrücke für gold, silber . . . durch dieselben genuselemente determinirt werden wie sonst nur das männlich vernünftige; dass, wie oben angedeutet wurde, unter umständen auch menschliche wesen das zeichen des leblosen, dinge dagegen das des belebten vernunftlosen annehmen können. Die parallele mit den erwähnten erscheinungen ganz ähnlicher oder identischer art aus der Algonkingruppe, dem irokesischen... ist äusserst lehrreich. Es ist hier den kaukasischen sprachen weit weniger als sogar dem vielfach hierin verwandten hottentottischen gelungen, das eigentlich wesentliche, die geschlechtsunterscheidung ohne jede anderweite nebenvorstellung, klar abzulösen. Alles spricht dafür, dass die unterscheidung des geschlechts überhaupt secundär ist, dass ursprünglich lediglich die klasseneinteilung nach höheren und niederen wesen, in verschiedenen, dem scrupulös pedantischen character dieser sprachen entsprechenden abstufungen, wie in so vielen typen das ursprüngliche gewesen; dass der natur der sache nach als höchstes das männliche, aber, bezeichnend genug für die materiell drastische auffassung, nur in seiner qualität als volle männliche potenz, angesehen wurde, dem als inferiores zunächst meist das weibliche in gleicher qualität gegenübergestellt wurde, worauf dann auch die einordnung der übrigen lebewesen und dinge, unter manigfachen schwankungen bezüglich ihrer wertschätzung, sich fixirte. Dass auch das weiblich vernünftige unter umständen als einfach inferiores ohne jede besondere kennzeichnung bleibt, zeigt z. b. das kasikumükische, wo am demonstrativ nur das

männlich vernünftige seine besondere form hat, das weibliche mit allen übrigen belebten und leblosen wesen in eine kategorie gehört.

Die aus der anwendung zu erschliessende grundbedeutung scheint durch die form der genuszeichen voll bestätigt zu werden. Trotz aller verschiedenheiten im einzelnen herrscht bezüglich der hauptelemente in allen idiomen ausser dem abchasischen eine bemerkenswerte übereinstimmung, und die thatsache, dass dieselben oder wesentlich identische elemente sogar verschiedenen geschlechtern dienen können, spricht für nicht gegen die hier entwickelte ansicht vom wesen und der ursprünglichen bedeutung derselben, wie bald nachher erhellen wird.

Sehen wir von der häufigen spaltung der dritten kategorie, der des vernunftlosen, in wieder zwei unterabteilungen, die der belebten wesen und der dinge ab, so bleiben drei hauptklassen, welche auch im wesentlichen meist gleiche oder verwandte formelemente aufweisen. cf.

awarisch:	*u* — *i* — *b*
tschetschenzisch:	**w** — **j** — *b* (*d*) (= **u** — **i**)
Artschi:	*u* — *d* — *b*
hürkanisch:	*w* — *d* — *b*
kasikumükisch:	*d* — *b*

Bezeichnend ist dabei hauptsächlich die gleichmässigkeit in der bezeichnung der ersten, vornehmsten klasse, die ja auch innerlich, wie eben gezeigt wurde, selbst gegenüber der schon schwankenden zweiten, die grösste festigkeit aufwies. Element der ersten ist unstreitig **u**, für das dieser inferiore bestehen mehrere, besonders **i** (*j*), **d**, **b**. Je nach der speciellen auffassung erhält die zweithöchste klasse **i** oder **d**, wovon **d** wieder nebenbei auch dem entschieden vernunftlosen oder sächlichen dient; auffallende constanz zeigt wiederum das element, welches augenscheinlich ursprünglich gegenüber dem männlich und weiblich vernünftigen, also dem persönlichen, das ungeschiedene unpersönliche, vernunftlose, sächliche andeutete; überall fanden wir **b** (**v**); daneben treten bei einer spaltung dieser kategorie auch andere elemente auf, so das beim tschetschenzischen nebenher erwähnte **d**, wobei es naheliegt, demselben die ursprünglich gleiche bedeutung

beizulegen wie dem gleichen zeichen für die zweite klasse, die des inferioren. Eine bestätigung *scheint* das gesagte zu erhalten durch das im einzelnen ganz eigenartige, hierin weit manigfaltigere abchasische, obgleich es nicht so sich verhalten *muss*. Auch hier wird das männliche durch **u** angedeutet, aber nur in der zweiten person, während **j**, was wir sonst für die zweite klasse fanden, demselben in der dritten person dient; das dritte hauptelement dient nun dem nächstniederen, dem weiblichen, wieder in der zweiten person (**b**), während dasselbe in der dritten person durch ein neues element, welches übrigens auch im awarischen pronomen zur femininbezeichnung vorkommt, nämlich **l**, vertreten wird; **d** zeigt auch hier ein inferiores, das *abwesend sächliche* an und ist das schlussglied der reihenfolge, während z. b. *anwesend sächliches* mit der zweiten kategorie des männlichen, in der gestalt der dritten person, rangirt, so dass wir auch hier die im tschetschenzischen . . . geltende stufenfolge, wornach **j** zwar nicht die erste, aber sicher auch nicht die letzte stelle einnimmt und ebenso sicher dem **d** gegenüber im vorteil erscheint, festgehalten sehen.

Schliesslich mag nach dieser durch die ganz einzig dastehende sprachliche erscheinung gerechtfertigten ausführlicheren darstellung noch darauf hingewiesen werden, dass der später behandelte hottentottische typus eigentümliche analogieen zeigt, so ebenfalls nicht durchweg klares wirkliches geschlecht, wiewohl vielfach erheblich klareres als hier, die ursprünglich und z. t. noch vorhandene grundbedeutung des vornehmeren und geringeren, die wunderbare vielfältigkeit der genuszeichen am pronomen, verschieden je nach person und numerus; nur treten dieselben in dem einen typus *vor*, im anderen *hinter* den pronominalstamm. cf.

abchasisch:

u — ara	zweite p.	männl.
b — ara	zweite p.	weibl.
j — ara	dritte p.	männl.
l — ara	dritte p.	weibl.
d — ara	dritte p.	abwesend sächl.

hottentottisch:

sa — ts	2. p.	männl.
sa — s		weibl.
ei — b	3. p.	männl.
ei — s		weibl.
ei — i		sächl.

Wir gehen zu Afrika über.

Unzweifelhaft kennen auch afrikanische idiome die asiatischen und amerikanischen sprachen so geläufige unterscheidung von belebtem und unbelebtem, vernünftigem und vernunftlosem, ohne dass die genusunterscheidung dadurch erreicht würde. So unterscheidet das Sandeh am fürwort 3. p. deutlich belebtes und unbelebtes (im singular).*) Auch das Fulde kennt am gleichen element eine art unterscheidung von persönlichem und unpersönlichem. In der obiectconjugation macht dasselbe einen ganz klaren unterschied, je nachdem das obiect ein erwachsenes männliches wesen**) oder irgend ein anderes ist; wieder ein hinweis, wie sich eine derartige form rein für das männliche geschlecht con-

*) Auch das Sonrhai unterscheidet ein demonstrativelement für belebtes = di, eines für unbelebtes = ni; dabei trifft noch die ähnlichkeit mit verschiedenen amerikanischen idiomen zu, dass auch unbelebtes bewusst in die klasse des belebten durch anwendung von di gewissermassen hineingezogen wird.

**) Von einer geschlechtsbezeichnung ist in diesem vielgenannten idiom keine andeutung vorhanden, dagegen wird, um das doch etwas klarer anzudeuten, die ganze sprache beherrscht von dem tiefgreifenden unterschiede in der bezeichnung dessen, was menschliches und nichtmenschliches betrifft. So verändern die ausdrücke für menschliche wesen den anlaut im plural anders als die für nichtmenschliches resp. verändern ihn nicht in fällen, wo jene das thun; das relativ ist verschieden für beide kategorieen. Am verbalausdruck wird in noch engerer begrenzung erwachsenes menschliches allem übrigen gegenübergestellt (bei ersterem nur die verbalpräfixe singular o, plural be, die suffixe singular mo, plural be). Dagegen ist im plural des nomens wieder be für menschen und tiere in anwendung, die anderen gegenstände erhalten bi, de, dsche .... Die anlautveränderungen im plural werden auch beim verb gefunden, hier aber eigentümlicher weise dieselben wie am nominalen plural beim nichtmenschlichen. Diese durchaus nicht erschöpfenden andeutungen mögen genügen.

solidiren, alles andere durch die hiermit gegebene differenzirung unter umständen dem weiblichen geschlecht zufallen konnte. Einen anderen weg, zu einer art grammatischen geschlechts zu gelangen, weist z. b. das Kanuri auf, wenn dort klare männliche patronymica auf mi, weibliche auf ram gebildet werden, während freilich im übrigen das nomen völlig ohne andeutung des genus bleibt. In einer ganzen reihe von sprachen findet eine virtuelle andeutung des persönlichen, aber noch nicht nach seinen geschlechtigen besonderheiten, dadurch statt, dass die persönlichen bildungen durch suffixe, die dinglichen durch präfixe vor sich gehen, und zwar in auffallender ebenmässigkeit bei sonst erheblich von einander abweichenden typen. Wir finden derartige unterscheidungen im Kanuri, im Ewe-typus, im Bullom-Temne . . .

Der afrikanische continent führt uns durch manigfache unverkennbare vorstufen über zur wirklichen genusbezeichnung; hierbei ist beachtenswert, dass diese letztere, in ähnlicher weise wie im indogermanischen, von einer ganzen reihe von typen erreicht wird, nämlich, wenn wir selbst von dem hierbei meist mitgezählten hottentottisch absehen, immerhin noch vom hamitisch-semitischen, Haussa, Il-Oigob, Bari. Ebenso ist dabei nicht zu vergessen, dass, wo irgend diese unterscheidung durchgedrungen und zur klaren genusbezeichnung geworden ist, auch von vornherein die verwendeten elemente nur den natürlichen gegensatz des männlichen und weiblichen, ohne irgend welche nebenmomente, zur anschauung bringen oder wenigstens in erster linie zeigen, vorwiegend pronominaler art sind, also ein er, sie bezeichnen, ganz wie wir das vom indogermanischen annehmen. Letzteres hängt allem anschein nach mit der auf dem afrikanischen continent so eigentümlich hervortretenden subiectivrichtung der sprache zusammen, welche, im gegensatz zum asiatischen und namentlich zum amerikanischen continent, so auffallend häufig zu prädicativem, subiectivartigem verb führt*). Das ist so significant ausgeprägt, dass wirklich alle

*) Da nach des verfassers überzeugung das hervorheben des persönlichen und, im verein damit, der jedesmaligen stellung innerhalb der natürlichen

afrikanischen typen, welche wahre geschlechtsbezeichnung aufweisen, auch subiectives oder wenigstens deutlich prädicatives verb haben, mit einziger ausnahme des altägyptischen und teilweise des koptischen, und diese ausnahme dürfte nur scheinbar sein. Während Il-Oigob und Bari deutlich prädicativen verbalausdruck zeigen, sind die drei anderen typen, der hamitische, semitische, das Haussa, mit die ausgeprägtesten vertreter wirklich subiectiven verbs. Auch das altägyptische dürfte die neigung zur hervorhebung des subiects, trotz des possessiven verbalausdrucks, nicht verleugnen. Man ist geneigt hier, wie in den asiatischen und amerikanischen sprachen so häufig unumgänglich notwendig ist, ebenfalls bei possessivverb eine adnominalartige fassung des ganzen satzes anzunehmen, wobei das subiect ganz zurück-, überhaupt nicht als wirkliches subiect, sondern eher als adnominale bestimmung des ruhend und nicht persönlich gedachten verbalausdrucks auftritt, so dass unser der vater stirbt dort zum vater(s) — (sein) — sterben wird. Im letzten falle beherrscht diese auffassung meist die ganze sprache; in erster linie erscheint das eigentliche adnominalverhältnis in derselben gestalt, vater(s) — (sein) — tod; weiterhin ruht fast durchgängig die adiectivbildung, die structur der hinweisenden fürwörter und der grundzahlwörter auf demselben grunde.*) Im altägyptischen und koptischen dagegen ist das alles durchaus anders; die bildung des altägyptischen satzes weist energisch auf das für die afrikanischen sprachen im weitesten umfange massgebende princip der anreihung, nicht unterordnung, derart, dass das agens nicht wie vorher als adnominale oder halbadnominale nebenbestimmung zu dem satzhaltenden starren nomenverbum erscheint, sondern dass umgekehrt das agens, selbst wenn es anscheinend eine gewissermassen beiläufige erläuterung des verbalausdrucks bildet, gleichwohl die hauptsache bleibt und sich mehr oder weniger

---

geschlechtsunterschiede im wesentlichsten zusammenhange steht mit der klaren entwickelung eines reinen, subiectiven thätigkeitsausdruckes, so glaubt er hier eine kleine abschweifung auf das gebiet des verbalausdrucks sich nicht versagen zu dürfen.

*) cf. Heinrich Winkler: zur sprachgeschichte, namentlich p. 50—76.

klar subiectiv gestaltet. Hier ist der ausdruck sein — sterben vater nicht = das sterben des vaters, sondern: sein sterben (nämlich) was den vater anlangt resp. sein sterben — der vater sc. ist der beteiligte = der vater stirbt, gerade so wie es im wirklichen adnominalausdruck lautet: der tod — (der) vater oder der tod welcher (des) vater(s) = der tod des vaters, und wie es heisst: der könig (der) grosse = der grosse könig (koptisch) ebenso p — kahi en χanaan = das land welches Kanaan, pi ma ente syχem = die gegend welche Sichem = die gegend von S. Selbst das hinweisende fürwort tritt im ägyptischen, falls es nicht zum blossen artikel geworden ist, hinter sein substantiv, wieder ganz entgegen jenen anderen typen, welche es fast ausnahmelos ursprünglich adnominal voranstellen, und gleiches gilt wenigstens teilweise vom grundzahlwort

Dieser subiective zug, welcher wie gesagt in den übrigen hamitischen idiomen noch weit klarer hervortritt und hier direct subiective verbalformen an stelle der possessiven des altägyptischen hervorruft, legt es ungemein nahe, das subiect als das mehr oder weniger persönliche, active scharf abzuheben, in seiner eigenart zu bezeichnen — und die genusbezeichnung haftet in erster linie, sogar im indogermanischen noch unverkennbar, am subiectausdruck — jedenfalls liegt das hier näher als dort, wo das ideelle subiect eigentlich nur indifferente, ursprüngliche nebenbestimmung zu dem satzhaltenden centrum des verbalausdrucks bildet. Später wird der zusammenhang zwischen der kategorie des geschlechts und dem ausdruck der activität, des subiectiven einer- und zwischen dem ausdruck des geschlechtlosen und dem obiectiven anderseits am indogermanischen noch klarer hervortreten.

Doch mögen auch die vorstufen auf diesem continent, welche zum wirklichen grammatischen geschlecht mehr oder minder klar überleiten, erwähnung finden.

Kaum kann man als vorstufe der geschlechtsbezeichnung nennen das bekannte klassensystem des gesamten Bantutypus, da es zwar feine, rigorose, uns oft wunderbar erscheinende unterscheidungen statuirt, aber den wesentlichsten punct, die des geschlechts, dabei nicht trifft. Ähnliches

gilt vielleicht vom Wolof, Fulde (und auffallender weise scheint etwas derartiges bei einem der sonst ganz anders gearteten amerikanischen idiome, dem Kiriri, der fall zu sein).

In seinen cenni di glottologia Bantu hat Giacomo di Gregorio im wesentlichen überzeugend dargethan, dass die dem ganzen Bantutypus eigentümlichen, überall auffallend gleichmässig gestalteten und gleichbedeutenden präfixe, wo nicht durchweg, so doch weit überwiegend, auf klare materielle ausdrücke zurückgehen wie gross, viel, zwei, tier, strauch, land o. ä. Dieselben werden bekanntlich dem an sich indifferenten appellativ vorgesetzt, welches nur den namen des dinges enthält, und geben so von vornherein klar an, welcher wesensgattung dasselbe angehört; aber gerade die in anderen typen so häufig dem indifferenten nomen zur geschlechtsunterscheidung selbständig beigegebenen worte mann, frau werden nicht in der angegebenen weise angewendet; so dass thatsächlich die bedeutungsvollste unterscheidung unbezeichnet bleibt; es ist das Bantu mithin ein typus, der im streben nach möglichster genauigkeit anscheinend über das ziel hinausschiesst, das nächste aber nicht trifft.*) Die gründe hierfür ohne eingehendste kenntnis

*) Es muss zugegeben werden, dass, insofern durch die klassenpräfixe das wesen der gegenstände angedeutet wird, hierin wie in vielen anderen idiomen, z. b. amerikanischen in grosser zahl, eine vorstufe zum grammatischen geschlecht liegen könnte; aber, wie schon in den einleitenden worten angedeutet wurde, selbst eine solche scheint hier nicht angenommen werden zu dürfen; wo dieser ähnliche erscheinungen vorher beobachtet wurden, war fast ohne ausnahme die zahl der klassen eine äusserst beschränkte, meist über drei (z. b. vernünftiges — vernunftloses — unbelebtes) nicht hinausgehend, und dabei die klassen selbst klar geschieden, selbst dort, wo eine (augenscheinlich beabsichtigte) übertragung stattfand —— z. b. wenn zur klasse des höheren oder des männlichen auch wichtigere unbelebte gegenstände gezogen wurden. Im Bantu dagegen tritt trotz der weit zahlreicheren klassenzeichen und, obgleich viel unwesentlichere unterscheidungen klar festgehalten werden, dieser gegensatz des vernünftigen — vernunftlosen oder gar des männlichen — weiblichen ganz zurück, kaum dass unter vielen schärfer ausgeprägten gesichtspuncten auch der gegensatz z. b. zwischen animalischem und vegetabilischem implicite oder nebenher wohl auch zur geltung kommt, wie ja auch gewisse elemente vorzugsweise, auch nicht ausschliesslich, das menschliche oder vernünftige oder das abstracte (eigenschaften, fähigkeiten) characterisiren.

des Bantutypus im ethnischen und sprachlichen sinne angeben zu wollen ist bedenklich. Vermutungsweise mag folgendes hier geltend gemacht werden. So auffallend gross die anzahl der wesenbestimmenden präfixe anscheinend ist, so schwindet doch dieser eindruck der manigfaltigkeit völlig, ja es ergiebt sich eine gewisse sterilität, wenn man das, was G. d. Greg. jedenfalls mit recht hervorhebt, berücksichtigt, dass nämlich diese ziemlich beschränkte präfixbildung hier das eigentlich wortbildende in der nominalen sphäre darstellt, dass also die geringe zahl von präfixen die selbst in niedrig stehenden sprachtypen oft so reiche stammbildung vertritt.*) Da hier mithin an stelle der ebenfalls so häufig das wesen des dinges andeutenden suffixformen nur die etwa 10—15 üblicheren präfixformen eintreten, so kann bei der manigfaltigkeit der obiecte wohl meist nur in den roheren umrissen deren wesen angedeutet werden, und für die feinere wesensnuance des geschlechtsunterschiedes dürfte kaum ein bedürfnis vorliegen.

Wie sehr viele afrikanische idiome zur darstellung des geschlechtigen unter der gestalt des unverfälscht männlich und weiblichen, also des persönlichen, subiectiven neigen, mag man daraus ersehen, dass hier nicht nur, im gegensatz zu so vielen asiatischen und amerikanischen idiomen, häufig die genuszeiger nachweisbar oder wahrscheinlich männliche und weibliche fürwortartige elemente sind, sondern auch in idiomen, welche am substantiv geschlechtsbezeichnung nicht kennen, eine klare scheidung von e r und s i e beim fürwort vorkommt (cf. z. b. dagegen magyarisch az = er, sie, es [ille, illa, illud]). So zeigt das Bongo ganz klar geschiedene männlich und weiblich geschlechtige formen wie b a h, a n a = e r, dieser; h o h, h o n a = s i e, diese; b a n n i k a = jener, h o n i k a = jene, obwohl grammatisches geschlecht am substantiv unbekannt ist; ähnlich im Schilluk.

Ganz anders schon behandelt das hierin in hohem grade bemerkenswerte hottentottische diesen punct; derselbe dürfte wohl in erster linie die veranlassung gewesen sein, weshalb

*) Man vergegenwärtige sich die ganz ähnliche functionen versehenden, aber unvergleichlich reicheren stammbildenden elemente des indogermanischen, nach art von *τηϛ, τηϱ, τοϱ, τϱο, τλο, ισκο, ύλλιο, σύνη, ότηϛ* . . .

man versucht hat, diesen eigentümlichen sprachstamm mit dem hamitischen in zusammenhang zu bringen. Dass z. t. wenigstens das grammatische geschlecht zum ausdruck kommt, ist unbestreitbar, ebenso aber, dass, im gegensatz zur einfachheit des hamitischen und semitischen, eine erstaunliche manigfaltigkeit solcher geschlechtiger elemente angewendet wird.

Festzuhalten ist, dass jedes substantiv, gleichviel ob es natürlich geschlechtige auffassung zulässt oder nicht, eines von den zeichen trägt, die am wirklich geschlechtigen ausnahmelos und mit grosser festigkeit das männliche oder weibliche bezeichnen, oder das zeichen des commune, welches andeutet, dass diese natürlich geschlechtige stellung hier ausgeschlossen oder unberücksichtigt ist. Weiterhin ist zu beachten, dass jede form des persönlichen fürwortes ausser der für die erste person sing., das demonstrativ, meist das possessiv, durch die zeichen für männliches, weibliches oder das commune determinirt sein muss. Schon die letzte verwendung würde lebhaft darauf hinweisen, dass eine klare scheidung des natürlichen geschlechts in unserem sinne wenigstens z. t. stattfindet, mindestens im heutigen zustand der sprache.

Bei diesem thatbestande möchte ich nicht zuviel gewicht darauf legen, dass am substantiv sich deutliche spuren eines gebrauchs der geschlechtigen formen in wesentlich anderem sinne, als wir das aus unseren sprachen gewohnt sind, zeigen; dass also ein und dasselbe substantiv rein gegenständlicher, ungeschlechtiger art alle drei genuszeichen annehmen kann, jedesmal mit unverkennbarer bedeutungsverschiedenheit. Wenn also von tsē = stammform für tag die masculinform tsēb einen wichtigen, grossen tag bedeutet, ebenso wie gamb (von gam = wasser) ein grosses wasser, dagegen tsēs mit dem femininzeichen einen gewöhnlichen, also dem ersteren gegenüber inferioren, und tsēi mit dem communezeichen einen tag im indifferenten sinne, so scheint in dieser scheidung die genesis der geschlechtigen formen aus rein stofflichen elementen zwar in der weise sich zu documentiren, dass ursprünglich das männliche als das grosse, wichtige, das weibliche als das inferiore, schwächere auch

lautlich characterisirt worden sei; damit ist aber nicht gesagt, dass, wo eo ipso es sich nur um den gegensatz des wirklich geschlechtigen handelt, nun diese scheidung nicht allein und in voller klarheit empfunden werden kann, wofür, wie oben bemerkt wurde, namentlich die regelmässige pronominale anwendung spricht. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, wenn auch bei diesem grob sinnlichen, auffallend wenig abstrahirenden typus wenig wahrscheinlich, dass die geschlechtige bedeutung des männlichen, weiblichen die priorität zu beanspruchen habe, die des starken, schwächeren secundär sei. Nebenher sehen wir auch auf anderen sprachgebieten (cf. z. b. unten das Il-Oigob), wie recht wohl aus solchen stofflichen elementen sich eine klare, anscheinend rein formale geschlechtsunterscheidung entwickeln kann, wenn auch freilich dort, wo wirklich reines grammatisches geschlecht vorhanden ist, allem anschein nach ziemlich durchgängig rein formale elemente mit der pronominalen bedeutung eines e r, s i e zu grunde liegen. Was nun gar die unterscheidung eines auch lautlich als solches gekennzeichneten nichtgeschlechtigen im hottentottischen anlangt, so scheint hierin, so concret und absolut individuell immerhin die entstehung aller dieser geschlechtigen formen sein mag und wirklich zu sein scheint, gleichwohl — les extrêmes se touchent — der keim oder die möglichkeit der entwickelung eines neutrums im indogermanischen sinne, als des inbegriffs aller der geschlechtigen sondererscheinungen, also in ihrer über den geschlechtsunterschieden stehenden totalität, einer der abstractesten sprachlichen kategorieen, enthalten zu sein.*)

*) Dass wirklich die hottentottische neutralform die potenz des später zu behandelnden hoch characteristischen indogermanischen neutrums involvirt, ein über den geschlechtern stehendes, das ganze geschlechtig noch nicht differenzirte, zu bezeichnen, zeigt die anwendung der neutralform des pronomens deutlich: ma — d a = wir geben, d a = neutralform w i r, d. h. w i r, m ä n n e r u n d f r a u e n resp. w i r (ohne rücksicht auf unsere geschlechtige stellung); das gleiche geht aus der verwendung des neutralzeichens am ausdruck des p e r s ö n l i c h g e s c h l e c h t i g e n hervor, wenn z. b. au*b* = d e r mann, tara*s* = d i e frau, aber au*i*, tara*i* mit dem neutralzeichen = e i n mann, eine frau; oder wenn khoi — *b* (masc.) = der mensch, khoi — *n* (neutr.) = d i e m e n s c h e n oder m e n s c h e n, gleichviel ob männer oder frauen resp.

Jedenfalls ist dies phänomen, wovon fast nirgends ausser im indogermanischen, den genannten nordkaukasischen, den dravidischen sprachen, klare andeutungen vorhanden zu sein scheinen, sehr beachtenswert.

Auf der anderen seite muss allerdings auf die ganz eigentümliche erscheinung aufmerksam gemacht werden, dass wirklich in diesem idiom alles, wenigstens ursprünglich, nur ganz individuell und concret, kaum irgendwo etwas in abstracto, generell, aufgefasst zu werden scheint; zum mindesten ist die manigfaltigkeit der formen für dieselbe grundidee, also z. b. die idee des männlichen, weiblichen in unserem sinne, so beträchtlich, je nachdem dies männliche oder weibliche sich bezieht auf die zweite oder dritte person (im dual und plural auch auf die erste), ob auf eine, zwei oder mehrere personen oder dinge, dass man unwillkürlich den eindruck hat, als ob die sprache mit äusserster schärfe zwar jeden einzelnen fall nach seiner besonderheit festgehalten und dabei auch implicite das generelle zum ausdruck gebracht, sich desselben aber als des allen gemeinsamen nicht bewusst geworden sei; das geht so weit, dass z. b. die idee des männlichen in absolut (nicht etwa bloss durch leichtere lautwandelungen) verschiedener form zum ausdruck kommt in der dritten person gegenüber der zweiten, und so fast durchweg. So wird das männliche ausgedrückt im singular durch ts in der unlöslichen verbindung mit dem begriff der zweiten person — denn alle diese elemente haben nur im ganz concreten fall, in beziehung gesetzt zu einer bestimmten person, und im bestimmten numerus, realität; ein absolutes du, wir, ihr existirt nicht, es heisst du (mann, weib), wir (beide, männer, weiber), wir (mehrere, männer, w.) . . . — in der verbindung mit der dritten person durch **b**, **m**, wobei wiederum **b** nicht etwa den begriff der dritten person, sondern ganz speciell der **dritten** person des **männlichen** im **singular** bezeichnet. Weitere masculinzeichen sind:

beides. Dass hierin eine höchst beachtenswerte schärfe, feinheit und einfachheit ausgeprägt ist, dass die so eigentümlich individuelle form gleichwohl hier in sehr abstracter weise verwendung findet, ist nicht zu leugnen.

khum, gum, gye	erste	
kho, go	zweite	pers. dual, plural.
kha, gu	dritte	

Femininzeichen: singular s, s (= si)

im, si	erste	
ro, so	zweite	p. dual, plural.
ra, ti	dritte	

Neutrum: singular ts, s — i

rum, da	erste	
kho, ro, da	zweite	p. dual, plural.
kha, n	dritte	

Die wunderbar manigfaltigen und complicirten bildungen, welche an sich doch schon ganz bestimmt auf die erste, zweite, dritte person und zwar im singular, dual, plural hinweisen, werden nun nicht etwa absolut, zur bezeichnung der persönlichen geschlechtigen fürwortformen gebraucht, sondern treten in gestalt von suffixen an die unveränderlichen stämme der fürwörter, sa, si, ei; es heisst also nicht etwa khum, gum = wir (beide, mehrere), sondern sa — khum (resp. si — khum), sa — gum (resp. si — gum), nicht b, kha, gu = er, sie (beide, mehrere), sondern ei — b, ei — kha, ei — gu.*) Es ist mithin jede dieser formen so scharf individualisirt wie irgend möglich, die andeutung der jedesmaligen person ist in jeder derselben doppelt enthalten, in der unveränderlichen stammform und in der nach den personen und dem numerus verschiedenen suffixform des geschlechts; das generelle tritt ganz zurück, kommt, wie scheint und oben angedeutet wurde, nicht zum bewusstsein. Anderwärts sehen wir gerade, dass, sowie irgend die idee des geschlechtigen sich geltend macht, dies lautlich zunächst in möglichst unvollkommener, partieller weise zum ausdruck kommt, dass mit der klareren durchbildung des princips der sprachstoff auch in immer weiteren kreisen der einwirkung desselben unterliegt, dass selbst in den typen mit vollendetem grammatischem

*) Allerdings darf hier nicht übersehen werden, dass nicht unter allen umständen der unveränderliche pronominalstamm an sich, ohne die deutenden zeichen, die person genau angiebt; der stamm sa dient der zweiten person, aber auch dem dual und plural der ersten im inclusiven sinne; nur der exclusive dual und plural der ersten hat immer den selbständigen stamm si.

genus fast nirgends auch die formen des plural und eines etwaigen dual wirklich klar in den bereich desselben miteinbezogen sind, sondern dass die eigentliche domäne der genusbezeichnung der singular, also die bezeichnung des individuums, bleibt. Hier dagegen, wo doch die geschlechtsbezeichnung in bezug auf die reinheit der auffassung erheblichen zweifeln raum lässt, finden wir in einer wohl nirgends sonst auch nur annähernd ähnlichen regelmässigkeit jede einzelne form im singular, dual, plural in unzweideutigster weise geschlechtig differenzirt. Mögen die gründe dafür sein, welche sie wollen, schon diese abnormität mahnt dringend, die genusbezeichnung des hottentottischen nicht ohne weiteres mit der anderer typen zusammenzuwerfen.*)

Nach dieser ganz summarischen übersicht über die am meisten in die augen fallenden grundzüge der genusunterscheidung in dem bei den meisten hier in betracht kommenden typen üblichen sinne, mag eine etwas ausführlichere darlegung der speciellen, vielfach recht eigenartigen gestaltung dieser kategorie im hottentottischen folgen. Schon der umstand, dass das grammatische geschlecht des hottentottischen eine hauptveranlassung gewesen ist, diesen typus mit dem hamitischen in zusammenhang zu bringen, rechtfertigt diese abweichung vom bisherigen gange der darstellung. Es sollen im folgenden, wo es geeignet scheint, die tiefen inneren verschiedenheiten beider sprachtypen zu beleuchten, im voraus einige streiflichter auf die genusbezeichnung des später zu behandelnden hamitischen geworfen werden. Doch wird das hottentottische in erster linie berücksichtigt werden.**)

Das hamitische kennt eine sehr einfache genusunterschei-

---

*) Jedenfalls aber mag nochmals auf die erwähnten recht beträchtlichen übereinstimmungen mit den nordkaukasischen sprachen aufmerksam gemacht werden, wo ja auch die eigentliche genuskategorie durchaus nicht klar und rein auftrat, namentlich aber mit den ganz ähnlich, freilich nicht in diesem grade, von einander abweichenden formen des pronomens.

**) Ausserdem benütze ich diese gelegenheit dazu, nach den vielen typen, welche im fluge skizzirt werden mussten, nunmehr einen ganz eigenartigen, in welchem die sog. genusunterscheidung den ganzen sprachbau in flexion und syntax beherrscht, eigentlich überhaupt constituirt, etwas eingehender zu schildern.

dung am nomen, zunächst am substantivum, und eine davon unabhängige, welche innerlich dieselbe form trägt, äusserlich grossenteils anders gestaltet ist, am pronomen und am verbalausdruck —— Das hottentottische fügt unwandelbar dieselben geschlechtigen zeichen dem substantivum an, die wir auch am pronomen (dem persönl. und demonstrativen) und ebenso als subiectformen am verbalausdruck finden.

Der hamitische substanzausdruck*) ist entweder männlich oder weiblich; nur im letzteren falle ist er geschlechtig formell gekennzeichnet, wo nicht auch das männliche durch einen männlichen artikel eine art von geschlechtsbezeichnung erhält —— Das substantiv des hottentottischen ist männlich, weiblich oder neutral, unter sehr klarer scheidung dieser drei richtungen; jede der drei genuskategorieen muss ihren ganz bestimmten lautlichen ausdruck an der form des substanzwortes finden. Das neutrum hat einen ausgeprägten, bedeutungsvollen wirkungskreis. Das hamitische substantiv für natürlich ungeschlechtiges hat gleichwohl ganz bestimmt entweder den character des männlichen oder des weiblichen —— Das natürlich ungeschlechtige kann im hottentottischen derselben wortform, aber in ganz verschiedener, klar ausgeprägter bedeutung, die zeichen aller drei genera zukommen lassen; ja es kann sogar dem unbedingt geschlechtigen, persönlichen, welches als männlich oder weiblich, je nach den umständen, gedacht werden kann, die neutralform beilegen; letztere kann selbst an dem ausdruck des überhaupt nur männlichen oder des überhaupt nur weiblichen haften, jedoch wieder mit scharf ausgeprägter besonderer bedeutung. Im schroffen gegensatz zum hamitischen, welches trotz der klarheit und festigkeit der inneren form bei der unterscheidung des geschlechts die äussere form so stark vernachlässigt, dass dasselbe sogar im singular nur sehr mangelhaft lautlichen ausdruck findet, hat im hottentottischen jede singular-, dual-,

*) Das hottentottische substantiv ist zwar bezüglich der genus-numerus-(personen-) zeichen in keiner weise vom pronomen, z. t. selbst vom verb, zu trennen, es geschieht das hier trotzdem der leichteren übersicht wegen, weil das hamitische substantiv für sich betrachtet werden muss.

plural-form ihr ganz bestimmtes genuszeichen, wieder ganz verschieden gestaltet, je nachdem sie einem masculinum, femininum oder neutrum angehört; mithin sind allein bei der im sinne unserer sprachen stattfindenden genusunterscheidung am substantiv neun regelmässige genuszeichen vorhanden.*)

Die genusbezeichnung am hamitischen pronomen und am verb beruht wesentlich auf einigen wenigen festen masculin- und feminin-stämmen, verschiedenfach modificirt, auf der klaren anwendung der vocalvariation und consonantverschiebung behufs differenzirung, der combination mehrerer dieser processe; solche stämme sind ka (ya, a), pa (p, f) . . . für das männliche, ta (s) . . . i . . . für das weibliche — Die hottentottischen geschlechtigen formen für die verschiedenen personen des pronomens sind nach ihrer inneren und äusseren form ganz verschieden von den hamitischen. Wir sahen im hottentottischen, im scharfen gegensatz zum hamitischen, die stämme der persönlichen fürwörter starr, unveränderlich nach genus und (ausser desjenigen der ersten person) nach numerus. Daran traten die wunderbaren, wieder durchaus vom hamitischen abweichenden elemente, welche zugleich das geschlecht, den numerus und, da sie bei den verschiedenen personen, trotz des vorangehenden unterscheidenden personalstammes, ganz verschieden, grossenteils gar nicht verwandt sind, auch die person nochmals andeuten; hierbei ist noch zu beachten, dass an denselben nun nicht etwa die genusexponenten oder die zeichen des numerus wenigstens identisch oder auch nur durchgehends ähnlicher art sind; diese formen sind, wie oben bemerkt wurde, als gewissermassen bloss individuelle anzusehen; der betreffende unlösliche lautcomplex hat nur geltung in der ganz bestimmten verbindung, in welcher er sowohl das geschlecht als auch den numerus und die bestimmte person des fürwortes andeutet.

---

*) Später werden wir freilich sehen, dass das hottentottische auch substantiva gewissermassen erster und zweiter person kennt, und dass dieselben wie die der dritten ganz entsprechende genus-numerus- und personenzeichen annehmen.

cf. 3. p. im masc.	**b (m)**	= singl.	**kha**	= dual.	**gu**	= plural.
„ fem.	s	= „	**ra**	= „	**ti**	= „
„ neutr.	**i**	= „	**kha**	= „	**n**	= „
2. p. „ masc.	**ts**	= „	**kho**	= „	**go**	= „
„ fem.	s	= „	ro	= „	so	= „
„ neutr.	**ts, s**	= „	**kho, ro**	= „	**da**	= „
1. p. „ masc.	ta	„	khum	= „	gum	= „
„ fem.	ta	= „	im	= „	si	= „
„ neutr.	ta	„	rum	= „	da	= „

Etwas ähnliches fehlt im hamitischen vollkommen, es sind auch keine andeutungen davon vorhanden. Man beachte einmal die verschiedenheit der besonders hervorgehobenen formen in horizontaler folge, wie sie zu demselben genus gehören, dann aber auch die nach dem genus oft gänzlich verschiedenen formen derselben person in der senkrechten aufeinanderfolge, also z. b. 3. p. **b (m) — s — i, gu — ti — n**, 2. p. **go — so — da** (plural), 1. p. **khum — im — rum** (dual), **gum — si — da** (plural) . . . . Die verticalen columnen ergeben gleichwohl noch eine gewisse übereinstimmung, so dass der numerus ein formell einigermassen einigendes princip darzustellen scheint (cf. khum, kho, kha —— gum, go, gu —— si, so —— ro, ra). Freilich ergiebt ein ähnliches resultat trotz der tiefgreifenden verschiedenheiten die prüfung der mutmasslichen genuselemente, wenn wir hier im masculinum so vorwiegend, allerdings nur im dual und plural, kh, **g** finden (cf. khum, kho, kha, gum, go, gu), oder wenn das feminin in allen drei numeri unzweifelhaft combinationen mit dem **s**-laute anwendet, ja meist allen anderen vorzieht (cf. si, s, so, s; daneben freilich im, ro, ra, ti). Dagegen sind die bezeichnungen derselben person nach numerus und geschlecht derart abweichend, dass sie unter einander grossenteils auch nicht den leisesten zusammenhang verraten. Man prüfe also endlich die formen in den horizontalen columnen, aber nicht in jeder einzeln, sondern die je drei für die drei genusformen jeder person in allen numeri; dann ergeben sich z. b. als elemente der dritten person, um von oben zu beginnen, einander so fernstehende combinationen und grundformen, wie ähnliches uns sonst nirgends begegnet ist, am allerwenigsten aber im hamitischen begegnen wird,

nämlich: **b (m) — kha — gu — s — ra — ti — i — kha — n**; d. h. für die neun überhaupt möglichen bildungen acht durchaus verschiedene formen, sieben darunter so eigenartig, dass man eigentlich jeden formellen zusammenhang überhaupt für ausgeschlossen halten möchte.

Es folgen einige andeutungen über wesen und specielle anwendung der genannten genusexponenten. Eine ganz abnorme, früher kurz berührte eigentümlichkeit, die aber jetzt erst voll gewürdigt werden kann, zeigt nunmehr, dass man eigentlich auch am substantiv, genau wie am fürwort, nichts der scharfen und einfachen genusunterscheidung des hamitischen substantivs ähnliches hat, sondern dass auch die geschlechtigen formen des substanzausdrucks ebenso individuelle, nur für den einzelnen fall berechnete und nur in ihm leben habende bildungen sind wie die pronominalen; dass also keine rede ist von einem auch nur annähernd so abstract oder generell gefassten begriff wie dem des hamitischen männlichen oder weiblichen in einem könig oder der könig, königin, die königin; das hottentottische kennt den begriff könig nur in absolut individueller verkörperung, als ein ich, du, er, wir . . . sie beide, mehrere; und wiederum müssen alle diese kennzeichen des genus, numerus, der person genau wie am pronomen auch hier vorhanden sein; also es hat ein au — ta, au — khum, au — gum, au — ts, au — kho, au — go, au — b, au — kha, au — gu . . . = ich mann, wir zwei m., wir m., du m., ihr 2 m., ihr m., er der m., die 2 m., die männer; und so hätte man ebenfalls die feminin- und die eventuellen neutralformen zu bilden, also: au — im, au — si, au — s, au — ro, au — so, au — s, au — ra, au — ti = wir 2 frauen, wir f., du f. . . . (falls von diesem worte die femininformen zufällig gebräuchlich sind).

Durch dieselben persönlich geschlechtigen numerusexponenten wird aber auch der verbalstamm resp. das nomen, welches als solcher fungirt, abgewandelt;*) also ma — ta,

*) Auf die himmelweit verschiedene gestaltung des hamitischen verbalausdrucks mit dem reichtum an lautwandelungen, den complicirten suffix- und präfixformen und der auffallend klaren, einfachen und doch äusserst scharfen genusunterscheidung, namentlich im singular, kann hier nicht eingegangen werden.

ma — khum, ma — gum, ma — ts, ma — kho, ma — go, ma — b, ma — kha . . . = ich gebe, wir 2 (männer) geben, wir (m.) geben, du (m.) giebst . . . Auch die gewissermassen präfixive verbalflexion nimmt die gleichen elemente, aber in ihrer volleren pronominalen gestalt mit vorangehendem pronominalstamm; ganz wie im suffixiv gebildeten verb ruht hier jede determination meist allein in den geschlechtigen personalelementen. sa — ts ma, sa — s ma, sa — khum ma, si — khum ma = du (m.) giebst, du (f.) giebst, wir 2 (m. incl.) geben, wir 2 (m. excl.) geben . . . Ist das subiect ein substantiv, so hat dieses natürlich die geschlechtigen zeichen. In beiden fällen ist der verbalstamm absolut indifferent. (Das substantiv nimmt dabei noch, ebenso wie das pronomen der dritten person, den demonstrativartikel **a**, welcher sowohl subiect als auch namentlich das obiect hervorhebt; so dass hier, beim subiect in der form des substantiv oder der dritten person, die durch das geschlechtige personenzeichen gegebene determination durch ein zweites determinirendes element unterstützt wird. Es mag hier gleich bemerkt werden, dass dieser pronominale weiser **a** eigentlich das einzige flexionszeichen ist, welches in der flexion und im satzbau neben den überall bestimmenden personenzeichen eine gewisse rolle spielt.)

Also jede nominal-pronominal-verbalform ist durch die überall antretenden, sich gleich bleibenden genus-numerus-personenzeichen in derselben weise, nach den drei richtungen hin, individualisirt; der unterschied, ob substantiv, pronomen, verb, liegt meist lediglich darin, ob der stamm, dem diese elemente antreten, rein nominal, pronominal oder nominalverbal ist; augu = sie die männer, eigu = sie (pron.), magu = sie geben.

Man bedenke weiter, dass auch die bildung der ordinalzahlen ganz auf diesem princip beruht, indem ganz wie soeben den stämmen au — ma . . . so dort den stämmen der einfachen zahlwörter die geschlechtigen pronominalformen, natürlich in der gestalt der dritten person, antreten; wie es vorher hiess ma — **b**, au — **b**, magu, augu, so jetzt haga — eib, haga — eis, haga — eigu, haga — eiti = der vierte, die vierte, die vierten (m. f.), wörtlich vier — er, vier — sie,

vier — sie (m. f.). Doch hierbei bleibt die sprache nicht stehen. Zeigte sich bisher die wirksamkeit der genusexponenten dort, wo wir unsere flexionsformen gebrauchen, so bilden dieselben weiterhin auch das eigentliche den satz und überhaupt die grammatische bindung vermittelnde. Auch die satzwortartige obiectconjugation beruht auf ihnen; sie sind grossenteils auch hier die einzigen hierbei verwendeten deuteelemente, die stellung derselben und der natürliche, durch den verbalstamm gegebene zusammenhang ergeben den sinn. Wie es soeben hiess ma — **b**, so heisst es jetzt: **ma** — **bi** — **b** = geben — er — er = er giebt ihm (**b** sehen wir später noch als bi mit bloss abgefallenem auslautsvocal); die verbindung zeigt, dass das erste **b** (bi) obiect ist. Weiter aber steht das dativobiect vor dem accusativobiect, ohne dass auch letzteres irgendwie besonders gekennzeichnet wäre, also müsste es lauten: **ma** — **bi** — **bi** — **b** = geben — er — er — er = er giebt ihm ihn,*) oder ma — kha — kha — b, ma — kho — gu — b, ma — go — da — b = er giebt ihnen beiden (m. n.) sie beide (m. n.), er giebt euch beiden (m. n.) sie (m.), er giebt euch (pl. m.) uns (pl. n.) . . .

Wir gehen zur eigentlichen verbindung, die nicht mehr wortartigen character hat, über.

Auch das adiectiv erhält seinen bestimmten wert nur durch das nachgesetzte, nach genus, numerus, person determinirte substantiv, falls der sinn attributiv ist, durch das vorangesetzte, falls er prädicativ. nu au — **b** = schwarz mann — der = der schw. m., aber au — **b** ge nu = der mann ist schwarz (wobei das anscheinend hilfszeitwortartige ge nichts von einem wirklichen verbalausdruck an sich hat, bloss halb adverbial dauer oder vollendung bezeichnet und

---

*) Ob diese form speciell vorkommt, kann verfasser nicht sagen, aber jedenfalls andere entsprechende; nur fällt demselben auf, dass er statt des erwarteten ma — da — gu — b, ma — da — gu — da = geben — ihr (pl. n.) — sie (pl. m.) — er, geben — ihr — sie — wir (plur. n.) = er giebt sie euch, wir geben sie euch findet: ma — do — gu — b, ma — do — gu — da . . . cf. Fr. Müller: grundrs. I. 2. p. 15, 17. Jedenfalls beweisen die formen ma — **bi** — b, ma — do — **gu** — b unzweideutig, dass sowohl im dativals auch im accusativverhältnis (bi — gu) das subiectelement stehen kann ohne irgend ein hinzutretendes obiectzeichen.

hier, wo jeder verbalausdruck eben fehlt, da die verbindung bloss durch au**b** und nu hergestellt ist, freilich gewissermassen hilfszeitwort wird).

Ebenso aber zeigt sich die possessive verbindung durchweg aufgebaut auf dem grunde dieser elemente, wobei z. t. die rein adiectivische bindung festgehalten wird, so dass wiederum an den unveränderten pronominalstamm das substantiv mit seinem individualzeichen antritt (sa au — **b** = deinheit — mann — der = dein mann), z. t. auf die mit dem vollen genusexponenten versehene pronominalform die ebenso geschlechtig gekennzeichnete substantivform für den ausdruck des besessenen folgt: sa — go au — **b** = euer mann (sa — go = ihr im plural des masc. + au — **b** = mann mit dem genuszeichen des sing. masc.). Noch complicirter, aber fast noch klarer rein individuell deutend stellt sich die verbindung bei anwendung von **ā** = eigentum; z. b. au — **b** **ā** — ta — **b** — *a* = mann — der eigentum — mein (ich) — er — der = mein mann.

Dasselbe gilt vom reinen substantivischen genetiv-, dem adnominalverhältnis, wo der individuell deutende character der genuszeichen, welche dabei immer sowohl den ausdruck des besitzers als auch des besessenen kennzeichnen, besonders klar zu tage tritt. cf. au — **b** tara — **s** = der mann — die frau = des mannes frau, oder: au — **b** di tara — **s** = der mann — da — die frau = die frau des mannes, oder: tara — **s** au — **b** di — sa = die frau — der mann — dieser da — sie = die frau des mannes. (Hier tritt in den letzten zwei fassungen ein lediglich vermittelndes deuteelement di und im letzten beispiele ausserdem ein zweites deutezeichen a, welches sonst meist den obiectcasus andeutet, hinzu.)

Es stellt sich somit das hottentottische als ein in hohem grade eigenartiger typus dar. Abgesehen von der ziemlich reichen stammbildung ruht das ganze sprachgebäude fast ausnahmelos auf den als genuszeichen angesehenen, in wirklichkeit stark demonstrativen, persönlichen geschlechtigen zeigern mit specifischem numeruscharacter; ohne diese ist alles, es sei nominal, pronominal, verbal, völlig indifferenter stamm ohne eigenes leben, der nur durch sie und die art der verbindung leben und concrete bedeutung gewinnt. Es giebt daneben nur noch

ein einziges flexionselement, welches denselben einen kleinen teil des weiten gebiets, und auch diesen nur teilweise, streitig macht, das erwähnte demonstrative **a**, welches vorwiegend dem obiect dient. Sonst also wird durch jene elemente allein bestimmt die gesamte nominaldeclination nach genus, subiect-, obiect-, adnominalcasus*), singular-, dual-, pluralbildung, die verbindung des adiectiv mit seinem substantiv im attributiven (und eigentlich auch im prädicativen) sinne, das ganze fürwort als persönliches, demonstratives, possessives, wieder nach der seite des persönlichen, geschlechtigen, des numerus, und ebenso das ganze verb, was die thätigkeitsaussage nach diesen drei richtungen anbelangt; somit eigentlich der sprachbau überhaupt.

Hieraus geht auch hervor, wie einseitig es ist, in diesen elementen in erster linie genuszeichen sehen zu wollen; obwohl das geschlecht immer dabei mit in betracht kommt, sind sie vor allem anderen persönliche, namentlich subiectweiser; denn es hat sich unzweideutig ergeben, dass sie vornehmlich überall eintreten, wo es sich darum handelt, deutend überzuleiten, zu vermitteln, sei es nun, dass die im verbalstamm latent vorhandene idee der thätigkeit persönlich determinirt,**) oder ein wesen klar seiner eigenart nach be-

---

*) Zur bezeichnung der rein örtlichen beziehungen des wo, wohin, woher können sie eigentlich ihrer natur nach keine verwendung finden. Diese beziehungen aber finden thatsächlich auch gar keinen ausdruck in irgend an unsere sprachen erinnernder weise derart, dass die örtliche vorstellung eines wohin . . . lautlichen ausdruck fände; diese letztere ergiebt sich lediglich aus dem zusammenhange, der verbindung; die hierbei gebrauchten postpositionen sind lediglich den begriff des äusseren, inneren, oberen, unteren, mittleren . . . verdeutlichende, indifferente reine nominalstämme. Nebenbei geht die neigung, immer und überall das subiect hervorzuheben, resp. die verbindung der satzteile mit demselben rege zu erhalten, so weit, dass selbst diese postpositionen gern ihre beziehung zum subiect und verbalausdruck durch annahme dieser elemente in suffixgestalt darthun.

) Wie lebhaft die neigung der sprache ist, durch hinweis auf das persönliche, subiective das hervorzuheben, welchem die aussage gilt, das agens, und durch diesen hinweis direct die fortführung der handlung einzuleiten, zeigt die anwendung der genuszeichen an einer etwaigen, den satz beginnenden partikel, z. b. tsī — **b au — **b** — **a** ma = und — **er** mann — **er** (da) geben = und d. m. giebt; ja es kann dann dies genuszeichen so energisch als subiectzeichen sich geltend machen, dass es allein, ohne ein

zeichnet werden soll; letzteres ist auch da der fall, wo wir ein adnominalverhältnis sehen, das hottentottische aber einfache anreihung; hierbei wird im hauptfalle, wo das regens nachfolgt, das rectum vorangeht, das erstere eigentlich erläuternd diesem beigegeben als eine wiederaufnahme des rectum, als eine berichtigung des letzteren, durch genauere angabe dessen, was wirklich gelten soll; der sohn (ja, nämlich, d. h.) der (sein) mut = des sohnes mut. Sogar noch klarer ist dieser drang, stark deutend und hervorhebend zwei ausdrücke gewissermassen als subiecte zu bezeichnen und doch dadurch in wirklichkeit, dem zusammenhange entsprechend, eine art unterordnung hervorzurufen, die wir adnominal fassen, bei den zwei anderen obenerwähnten umschreibungen des genetivverhältnisses.

Es bedarf wohl kaum des hinweises nochmals darauf, dass innerlich diese geschlechtigen personenzeichen des hottentottischen in ihrer ganzen anlage von den einfachen klaren, scharf ausgeprägten hamitischen genuszeigern völlig verschieden sind.

Zugleich aber mag an die bemerkungen über die afrikanischen typen, ihre subiective richtung und die damit in zusammenhang gebrachte auffallende neigung, die geschlechtsunterschiede zu bezeichnen, wieder erinnert werden. Das hottentottische zeigt wie kein anderer typus, selbst das indogermanische nicht ausgenommen, wie ungemein nahe bei subiectiver grundrichtung der sprache das hervorheben des persönlichen, auch nach der seite des geschlechtigen characters, liegt.

Es ist mehrfach versucht worden, die hamitischen geschlechtzeichen resp. das geschlechtzeichen und den männlichen artikel mit den hottentottischen genus-numerus-personzeichen der dritten person, also am substantiv, in zusammenhang zu bringen. Dies unternehmen erscheint von vornherein wenig erfolg verheissend. Die verglichenen obiecte gleichen

---

nachfolgendes substantivisches subiect, als subiect gilt, während es doch sonst nur in der anlehnung an ein substantiv, pronomen . . . mit persönlichem sinne, gebraucht wird; so heisst es denn direct tsī — b ma = und — er geben = und er giebt, tsī — s ma, tsī — kha ma, tsī — kho ma, tsī — gu ma . . .

sich in keiner weise innerlich. Das hamitische genuszeichen des feminins ist augenscheinlich lediglich ein solches und hat mit numerus und person nichts zu schaffen; das gleiche gilt vom männlichen artikel; wir können also beide nur ganz abstract als rein geschlechtige elemente auffassen, die nebenbei die ganze sphäre des geschlechtsbereichs nach hamitischer auffassung ausfüllen (aber auch nur der kategorie des genus dienen). Die sogenannten hottentottischen genuszeichen dagegen, welche hier allein bei der vergleichung ernstlich in betracht kommen können, d. h. die der dritten person, und hier auch nur im singular sowie nur für masculinum und femininum, sind, wie wir gesehen haben, in keiner weise abstracte genusweiser oder auch nur überhaupt wirkliche genusweiser, sondern, ohne irgend eine in sich abgeschlossene klare, aber umfassende bedeutungssphäre zu decken, gehören sie als lediglich gleichwertige elemente ganz individueller art zu den vielen behandelten ebenso individuellen weisern, welche immer neben der geschlechtigen die bedeutung des numerus und einer bestimmten person involviren. Hiernach ist es an sich sehr misslich, solche heterogene erscheinungen überhaupt vergleichen zu wollen. Aber auch im einzelnen erscheint der versuch verfehlt. Das oft als beweis der übereinstimmung genannte b, p (*m*) — s . . . beweist nicht das mindeste; beide lautreihen dienen auf verschiedenen heterogenen sprachgebieten der idee des subiectiven (cf. m im indogerman., uralalt. und sehr vielen anderen sprachstämmen, zeichen des subiectiven in der gestalt des zeichens für die erste person oder in irgend anderer weise; b im ganzen nordkaukasischen, soweit es geschlechtsunterschiede kennt, zeichen des masculins; s subiectzeichen im indogermanischen und sonst vielfach in ähnlicher verwendung). Nebenbei dürfte selbst diese geringe übereinstimmung noch nicht stichhaltig sein, indem das älteste hamitisch, das altägyptische, schon bloss ein p hier kennt, das hottentottische b aber secundäre ableitung des auch noch in gleicher function vorhandenen m sein soll, und auch die anwendung von s und t im sinne des feminins auf beiden sprachgebieten in keiner weise sich deckt; das s, t (ts) . . . des hottentottischen ist nebenbei durchaus nicht bloss femininzeichen (cf. ts = 2. p. sgl. masc., ts, s

dasselbe im neutr., ta = 1. p. sgl. m. u. f.). Dass nun gar die übrigen so zahlreichen genus-numerus-personzeichen, die namentlich am pronomen und verb (doch, wie oben gezeigt wurde, auch am substantiv) angewendet werden, mit den wenigen, festen geschlechtigen urstämmen des hamitischen pronomens und der verbalzeichen ebenso wenig, der inneren wie der äusseren form nach, mit erfolg verglichen werden dürfen, ist schon nach dem vorhergehenden klar. Auch abgesehen von den im hamitischen so klar ausgeprägten, meist recht einfachen, im hottentottischen aber grösstenteils undurchsichtigen, schwer oder gar nicht ablösbaren grundelementen sind auch die ableitungs- oder differenzirungsformen, wenn man von solchen im hottentottischen überhaupt reden darf, durchaus verschieden. Hierher gehört, dass die im hamitischen geradezu typische genusunterscheidung am pronomen und pronominalartigen personalzeichen des verbs durch unverkennbare vocalvariation auch nicht in spuren vorhanden ist, ebenso wenig die gleichfalls sehr häufige durch anfügung eines reinen femininzeichens an die masculin- d. h. grundform; auch das einsetzen eines modificirten consonantischen elements spielt im hottentottischen gar keine rolle bei der bezeichnung der genusverschiedenheit. Auch wo augenscheinlich gewisse grundelemente für die bezeichnung eines bestimmten genus mehr oder minder klar vorhanden sind, wendet das hottentottische ganz eigenartige, ihrer eigentlichen bedeutung nach noch unerschlossene mittel an, einerseits das numerus- anderseits das personenverhältnis durch differenzirungen anzudeuten. In wieweit dabei etwa vocalvariation und consonantenverschiebung in betracht kommen mögen, muss dahingestellt bleiben.*)

Dabei ist noch besonders auffallend, dass gerade der laut, welcher im hamitischen (semitischen und indogermanischen) weitaus am häufigsten behufs herstellung eines feminin- aus dem grundstamme verwendet wird, hier in eigentümlich

---

*) Es scheint vocalvariation wie consonantenwandel eine gewisse rolle bei der unterscheidung der personen, vielleicht auch des numerus, zu spielen. cf. kho, ro, kho (2. p. dual m. f. n.) —— kha, ra, kha (3. p. dual m. f. n.) —— go (2. p. pl. m.) —— gu (3. p. pl. m. —— si (1. p. pl. f.) —— so (2. p. pl. f.) —— khum (1. p. d. m.) —— gum (1. p. pl. m.) . . .

häufiger wiederkehr bei den bezeichnungen aller personen, aber auch in allen geschlechtern und numeri, auftritt; er macht geradezu den eindruck eines ganz allgemeinen, indifferenten, lediglich formgebenden oder zusammenhaltenden bildungselements, welche gewissermassen stammbildend angewendet wird. (cf. khum, im, rum, gum, si ts, s, b (*m*), s, n ... statt khumi, imi, rumi, gumi, si, tsi, si, bi (mi), si, ni.)

Verfasser meint nun nicht, dass durch diese darstellung des wesens der hottentottischen genusbezeichnung die nach seiner ansicht allerdings durchaus verfehlte hypothese eines genealogischen zusammenhanges des hottentottischen mit dem hamitischen widerlegt sei, da jeder der beiden zweige die implicite enthaltene anlage völlig selbständig entwickelt haben könnte, auf ganz verschiedenen wegen; aber ebenso bestimmt meint er, dass gerade dieses kapitel mit den so unverkennbaren belegen einer so völlig innerlich und äusserlich verschiedenen entwickelung auf den beiden sprachgebieten ganz und gar ungeeignet ist, darauf beweise für eine etwaige verwandtschaft gründen zu wollen; dass diese das ganze wesen des hottentottischen sprachbaues durchdringende und bedingende sog. genusbezeichnung weit eher gegen eine solche verwandtschaft geltend gemacht werden könnte.

Nahe zusammen gehören bezüglich der bezeichnung des grammatischen geschlechts, innerlich und augenscheinlich auch der form nach, zwei im übrigen einander fernstehende idiome, das Il-Oigob und das Bari, von denen letzteres den Negersprachen zugerechnet werden muss, während das erstere eher in den kreis des Fuldetypus zu gehören scheint. Die rohere, mehr materielle richtung wird dabei durch das Il-Oigob vertreten, welches in eigentümlicher weise andeutungen sinnlich stofflicher bedeutung der genuszeichen aufweist, während die allem anschein nach formell identischen elemente im Bari einen rein formalen, direct pronominalen eindruck machen; vielleicht wieder ein beleg dafür, wie häufig eine wirkliche grenze zwischen stoff- und formelementen gar nicht gezogen werden darf, sondern reine stoffelemente bei differenzirter bedeutung schliesslich durchaus formale functionen versehen können, oder auch umgekehrt. So heisst ol-alem grosses messer, en-alem kleines messer. ol, en aber dienen ausser-

dem rein der bezeichnung des männlichen und weiblichen geschlechts; ol-Oigob = Oigobmann, en-Oigob = Oigobfrau. Kann man im letzten falle kaum noch etwas anderes als formales geschlechtzeichen in ol, en entdecken, so tritt dieser character in pronominalbildungen noch unzweideutiger hervor. z. b.

el — e	= hic	en — a	= haec
el — de	= ille	en — da	= illa
gu — l — o	= hi	gu — n — a	= hae
gu — l — do	= illi	gu — n — da	= illae

Namentlich in den vier letzten formen zeigt sich, gleichviel ob die entstehung stoffwortlich oder formal ist, der character lediglich in der geschlechtsfunction verwendeter und empfundener flexionselemente unverkennbar. Auch formen wie em — barawui = ein elender, feiger Barawui, mit dem genuszeichen des feminins, lassen sich sehr wohl im sinne von unserem ein **weib** von einem Barawui erklären.

Sehr beachtenswert ist, dass diese genusbezeichnung die ganze sprache, und zwar in auffallender stärke, beherrscht, derart, dass selbst das attributive adiectiv regelmässig das geschlechtzeichen seines substantiv annimmt; das pflegt aber gerade ein zeichen dafür zu sein, dass die sprache wirklich das genus zu bezeichnen und zu empfinden fähig ist. Auch im adnominalverhältnis erhält das regens ausser seinem voranstehenden geschlechtzeichen das männlich oder weiblich geschlechtige bindende demonstrativ-relativ, z. b. ol — dia la o — sero = der hund der welcher (la) — wildnis = der hund der wildnis, en — adschi **e** ol — eiboni = das haus das welches könig = regis domus.

Da die obenerwähnte eigentümlichkeit des gebrauchs des männlichen genuszeichens im sinne des grossen, des weiblichen im sinne des schwachen, kleinen (bei nichtpersönlichem) unzweideutig hervortritt, so dass ol — obiro regelmässig grosse feder bedeutet, en — obiro aber ebenso regelmässig kleine feder, so ist es fast zur gewissheit geworden, dass beim persönlichen die idee des geschlechtigen sogar in beachtenswerter stärke, jedenfalls unter beimischung der im übrigen so unzweideutigen attribute der kraft, schwäche sich fühlbar macht, dass auf der anderen

seite beim nichtpersönlichen wenigstens grossenteils die andere function des verwendeten elements in voller schärfe, aber ohne die jedesmalige beimischung der geschlechtigen nuance, empfunden wird; so dass also beim ungeschlechtigen die anwendung des männlichen oder weiblichen genuszeichens oft ungleich motivirter ist als im indogermanischen, wenigstens in den uns bekannten phasen des letzteren, wo doch ein sehr grosser teil der appellativa durchaus keinen grund für die wahl des männlichen oder weiblichen genus erkennen lässt, und das grammatische geschlecht vom natürlichen geschlecht grossenteils ganz abgelöst erscheint. Freilich trifft das gleiche bedenken auch für einen beträchtlichen teil des wortbestandes im Il-Oigob zu, da wie gesagt an sich jedes substantiv geschlechtig erscheint, ohne dass etwa überall die idee des starken, schwachen als die basis erkennbar wäre — was bei aller daraus hervorgehenden anscheinenden willkür ein nicht zu unterschätzender hinweis auf die wirkliche durchdringung des gesamten sprachstoffes ist, und nebenbei auf allen sprachgebieten mit klar entwickelter genusbezeichnung wiederkehrt.

Das Bari*) zeigt wesentlich die gleiche grundrichtung der bezeichnung des grammatischen geschlechts wie das Il-Oigob, und zwar, wie oben erwähnt wurde, augenscheinlich selbst in bezug auf die form, aber völlig gereinigt von allen irgendwie nicht in die geschlechtskategorie gehörigen momenten; diese genusbezeichnung ist aufgebaut auf wenige, eigentlich nur zwei, elemente, welche durchaus nur die idee des männlich oder weiblich geschlechtigen, in der wirksamsten, der rein pronominalen gestalt, darstellen; aber so, dass jedes substantiv an sich völlig klar, auch ohne jedes geschlechtzeichen, gleichwohl als männlich oder weiblich empfunden wird, was sich zeigt, sowie dasselbe durch ein pronominalelement aufgenommen wird. Das geschieht z. b. regelmässig beim adnominalverhältnis und sehr häufig bei anfügung eines attributiven adiectivs; das adnominalverhältnis

*) Man beachte, dass das dem Bari in vielen puncten, so im wortmaterial, innig verwandte (diese verwandtschaft kann nicht auf entlehnungen beruhen) Dinka nicht eine andeutung von grammatischem geschlecht kennt.

wird angedeutet durch voranstellung des regens vor das rectum, wobei beide durch ein geschlechtig bestimmtes demonstrativ-relatives element verbunden werden; so tore **lo** mogun = sohn — **der (welcher)** — leib(es) = sohn des leibes; dagegen mede **na** dyet = haus — **das (welches)** — mädchen = das haus des mädchens. Ähnlich ist es im attributivverhältnis; but, ron = gut, schlecht. nutu **lo**but, **lo**ron = der gute, schlechte mann, aber dyet **na**but, **na**ron = das gute, schlechte mädchen. (lo ist das männliche, na das weibliche demonstrativ-relativ.)

Ganz an unser grammatisches genus erinnert es, wenn gewisse wortarten mit einer bestimmten bedeutungssphäre und bestimmten bildungselementen nun regelmässig dem einen der beiden geschlechter zugewiesen werden, so abstracta und nomina actionis auf et (ganz wie im indogermanischen die beiden wortkategorieen meistens) dem weiblichen. Für klares erfassen der geschlechtsbezeichnung spricht das durchweg geschlechtige hinweisende und adiectivisch fragende sowie das besitzanzeigende fürwort; hierbei ist namentlich die überall scharf durchgeführte geschlechtige unterscheidung, welche durchaus nur auf die beiden geschlechtzeichen lo (**l**) — na (**n**) zurückgeht, und ferner die thatsache zu beachten, dass das reine lo, na als selbständiges hinweisendes fürwort, daneben aber die manigfachsten differenzirten formen, alle mit diesen beiden grundelementen, erscheinen. cf. lo, na = dieser, diese, plural tschi — lo, tschi — ne; lu, nu = ille, illa, plural tschi — lu, tschi — nu; nie — lo, nie — na = hice, haece; lu — yu, nu — yu = iste, ista; nii — lu, nii — nu = idem, eadem; li — na, ni — na = cuius, cuia; na — lo, na — na = qualis; le — le, ne — ne = alius, alter; ku — lye, ku — nye = nonnulli. —— li — *o*, ni — *o* = meus, mea; ilo — *t*, ino — *t* = tuus, tua; lo — nyet, na — nyet = suus, sua; li — kan, ni — kan = noster, nostra; lo — tschu, na — tschu = vester, vestra; lo — tsche, na — tsche = eorum, earum proprius.

Das mir nur durch Fr. Müllers nachtrag I zu seinem grundriss bekannt gewordene Muzukidiom ist eine neue Negersprache mit völlig klarer geschlechtsunterscheidung: am nomen und zwar, wie im semitisch-hamitischen und indoger-

manischen, sogar am ausdruck des natürlich ungeschlechtigen, ferner am pronomen und am verb; die unterscheidung ist so einfach, klar und von durchaus regelmässiger festigkeit, dass im heutigen zustande der sprache nur von wirklicher genusbezeichnung mittels pronominalartiger, rein formal erscheinender elemente die rede sein kann. Wunderbarer weise sind auch die eben angedeuteten pronominalartigen genuszeichen hamitisch-haussanischen formen auffallend ähnlich und von beachtenswerter einfachheit. Der ganze process vollzieht sich folgendermassen: Beim persönlichen und possessiven pronomen der dritten person im singular tritt männlichem ni weibliches ta, na, nita, beim subiectiven verbalzeichen männlichem **a** weibliches tu (ta), beim obiectiven männlichem ni (ṅ) weibliches tu gegenüber; das weibliche substantiv fügt, z. t. unter sehr klaren andeutungen des umlautprincips (im germanischen sinne), der männlichen form ein **i**, **ī** an. Durch diese wenigen formen ist im singular, der plural kennt keine genusunterscheidung, das gesamte gebiet der rein natürlich geschlechtigen obiecte in- und ausserhalb des satzes, in jeder einzelnen nominalen, pronominalen, verbalen form, unzweideutig geschlechtig determinirt.

Das Haussa zeigt abgesehen davon, dass das substantiv nicht immer auch formell sein genus an der stirn trägt (was sogar sehr selten geschieht), innerlich ähnlich klare genusunterscheidung wie die semitischen und hamitischen idiome, zu welchen letzteren es ja nicht selten gezählt wird, und muss jedenfalls für eine sprache mit unzweifelhafter entwickelung der kategorie des grammatischen geschlechts erklärt werden. Die vielfachen hypothesen über seine unleugbaren beziehungen zum hamitischen, von dem es seine pronominalen exponenten des genusunterschiedes geradezu grösstenteils erborgt zu haben scheint, können hier unberücksichtigt bleiben, da es doch bestimmt ein trotz alledem recht eigenartiger typus bleibt, welcher auch in beziehung auf das grammatische geschlecht noch seine eigenen wege geht, und überdies schwerlich gerade diese kategorie in dieser ausdehnung entlehnt haben würde, wenn nicht die sonstige innere veranlagung ihn eminent dafür prädestinirte; man denke nur an die tiefen beeinflussungen uralaltaischer idiome durch

indogermanische bei gleichwohl absolut ablehnendem verhalten gegenüber diesem puncte. Allerdings muss das Haussa wohl mit seiner selten scharf hervortretenden subiectiven conjugation, der durchaus klaren scheidung von subiect und obiect, nach dem obenentwickelten ganz besonders zur bezeichnung des grammatischen geschlechts neigen.

Abgesehen aber davon, dass wie im Bari und Il-Oigob jedes substantiv als männlich oder weiblich geschlechtig empfunden wird, wie unzweideutig wiederum aus den etwa darauf bezüglichen hinweisenden, relativen und persönlichen fürwörtern sich ergiebt, zeigt eine anzahl von substantiven und adiectiven neben der männlich gebrauchten grundform eine davon durch ein flexionselement abgeleitete weibliche form, wie mutum**nia** = weib neben mutum = mann, yārī**nia** = mädchen neben yāro = knabe.

Ganz wie im Bari und Il-Oigob heisst es im adnominalverhältnis: kwāra — **na** — schinkaffa = korn — das (welches) — reis = korn des reises, aber riga — **ta** — Abbega = rock — der (welcher) — Abbega = rock des A.; und so regelmässig beim formell geschlechtig nichtgekennzeichneten appellativ. Das weist wieder auf durchaus reine, pronominale genusbezeichnung, und dieser die ganze sprache innerlich durchdringende und bestimmende character der formalen, abstracten, von allen anderen kategorieen losgelösten geschlechtsunterscheidung tritt unverkennbar hervor, wenn, abgesehen von nominalbildungen obiger art, die genusbezeichnung überhaupt ganz und gar auf wenigen deutlich als männlich oder weiblich characterisirten reinen pronominalformen beruht. So ist das ganze fürwort, soweit überhaupt eine geschlechtige beziehung in betracht kommt, klar normirt, desgleichen das verb, so dass schon darum eine besondere geschlechtsbezeichnung am substantiv eigentlich überflüssig ist, da in jedem concreten falle, wo dasselbe als subiect, also als handelndes auftritt, worauf hierbei in erster linie rücksicht zu nehmen ist, durch den verbalausdruck seine stellung im bereich des geschlechtigen genügend gekennzeichnet ist.

Es ist ausserdem diese geschlechtsbezeichnung am für-

wort und verb in hohem grade beachtenswert und kann, obwohl wesentlich einfacher und namentlich durchsichtiger als im hamitischen und semitischen, geradezu hierin als prototyp für diese beiden sprachstämme gelten, womit nicht entfernt etwa angedeutet werden soll, dass das Haussa eine art protohamitisch darstelle, was durchaus verfehlt scheint. Wegen dieser auffallenden übereinstimmung mag das im einzelnen etwas näher ausgeführt werden.

Das persönliche fürwort scheidet durchaus im singular der zweiten und dritten person die geschlechter.

2. p. ka, kai (m.) —— kī, ke (f.); possess. ka —— ki

3. p. scha, schī, ya (m.) —— ta (f.); possess. sa —— ta.

cf. die semitischen possessivformen in der 2. p.: arab. ka — ki, assyr. ka — ki, äthiop. ka — kī, aram. *k* — kī; das ebenfalls fast ausnahmelos im hamitischen in der 2. p. m. auftretende possessive **k**: ägypt. *k*, kopt. *k*, Tamaschek *k*, Galla ke, Bedscha *k*; letzteres hat sogar ebenfalls die feminform ki. Auch im possessiv 3. p. erinnert, abgesehen von den vielleicht zufällig anklingenden Somaliformen *s* — *d*, vieles an das Haussa. Die formen des selbständigen personalpronomens erinnern (abgesehen von den des Tamaschek: kai — kem) mehr innerlich als der ganzen lautform nach an das Haussa. cf. 2. p. arab. anta — anti, assyr. atta — atti, äthiop. anta — antī, aram. an*t* — antī. Dagegen zeigen am verb die pronominalen geschlechtigen personalzeichen beider personen die unzweideutigste verwandtschaft im Haussa und hamitisch-semitischen, ja z. t. absolute identität. cf. 2. p. Haussa ka — ki, äthiop. ka — kī (suffix); doch tritt diese vielleicht zufällige ähnlichkeit zurück, da hier die übrigen semitischen idiome **t** statt **k** zeigen, gegenüber der übereinstimmung der männlichen wie weiblichen präfixform der 3. p. auf dem ganzen gebiet des semitischen sowie einem teile des hamitischen mit den ebenfalls regelmässig präfigirten gleichen formen des Haussa. Letzteres hat, abgesehen von beschränkter anwendung von schi, durchweg ya — ta. cf. arab. ya — ta, assyr. yi — ta, äthiop. ye — te, aram. yi — te, hebräisch yi — ti; vom hamitischen weisen die ganz gleichen elemente auf das Dankali und Saho: ya — ta, gegenüber den etwas anders gestalteten, aber immerhin wesentlich gleichen bil-

dungen des Tamaschek *i* — te, Bedscha *e* — te; das Somali lässt die masculinform, reines ya, auch für das femininum gelten. Auch die suffixformen des hamitischen weisen denselben grundcharacter wenigstens grossenteils auf: Bedscha ya — ta, Somali *a* — ta, Galla *a* — ti, Chamir *a* — ti, Dankali *ā* — tā, Saho *ā* — tā, Bilin *a* — tā. —— Einen zufall hierin zu sehen ist bei dieser gleichmässigkeit ausgeschlossen.

Hiermit ist im wesentlichen auch schon die genusbezeichnung des hamitischen und semitischen, was das fürwort und verb anlangt, characterisirt; dieselbe ist auf beiden sprachgebieten ausgesprochen pronominalen characters, erstreckt sich ebenso auf die zweite wie dritte person, jedoch z. t. auch im plural, wo im Haussa die geschlechter zusammenfallen, und zeigt in beiden kreisen eine reichere gestaltung durch anwendung einer grösseren anzahl rein geschlechtiger pronominalformen (die sich übrigens auch auf verhältnismässig wenige, klar männliche und weibliche grundstämme, zurückführen lassen) an stelle der überall wiederkehrenden Haussa-formen ka — ki; schi, scha, ya — ta.

Die geradezu verwirrende fülle*) der anscheinend verschiedenartigsten geschlechtigen elemente kommt in erster linie von dem im hamitischen und semitischen ungemein reich gegliederten sprachbau gegenüber den wunderbar einfachen und allerdings auch klaren bildungen des Haussa; beide erstgenannten typen zeigen neben eigentlichen persönlichen fürwörtern und possessivsuffixen verbale prä- und suffixe sowie obiectformen am verb, also an stelle der einen kaum irgendwo wesentlich modificirten hauptform des Haussa deren vier resp. fünf. Die manigfaltigkeit wird vermehrt durch die formen eines dual und plural sowie dadurch, dass, an stelle eines elements im Haussa, häufig mehrere wesentlich gleiche oder ähnliche, aber genauer und feiner unterschiedene, auf-

*) Man denke dabei ja nicht an eine ähnliche formenfülle und nach person, numerus und genus gänzlich auseinanderfallende geschlechtige pronominalformen wie im hottentottischen; wie bei letzterem typus angedeutet wurde und weiterhin noch schärfer hervortreten wird, ist das verhältnis völlig verschieden, eher könnte man einen ziemlich schroffen gegensatz zwischen semitisch-hamitisch und hottentottisch hier ausgeprägt sehen.

treten. Das ganze trägt im hamitischen wie im semitischen den character des durch manigfaltige differenzirungen infolge der stetigen anwendung ursprünglich identischer formen in innerlich von einander sich klar abscheidenden sphären allmählich gewordenen, aber auf einfacher grundlage erwachsenen; diese grundlage entspricht unverkennbar der des Haussa im gleichen falle, d. h. die für das letztere grundlegenden puncte, die femininbildung durch ein pronominalartiges ta (*t*), durch vocaldifferenzirung, letztere unter besonderer bevorzugung des lautes **i**, durch einen besonderen zusatzlaut (welcher meist wieder **i** oder ein verwandtes element ist), und endlich combinationen der femininbildung mittels **t** und mittels vocaldifferenzirung erklären, wenn man nur von wenigen etwas complicirteren gestaltungen absieht, wie sie besonders das hamitische bietet, vollständig die reiche genusentwickelung auf pronominalem gebiet in beiden sprachkreisen.

Selbst im hamitischen lassen sich die betreffenden elemente fast ohne ausnahme auch in den modernsten neubildungen unschwer den genannten gesichtspuncten einordnen; und dabei steht das hamitische weit zurück hinter der durchsichtigen klarheit des semitischen in diesem puncte; die innere übereinstimmung hierin ist in beiden sprachstämmen nebenbei so ausgeprägt, dass man, allein auf die bezeichnung des grammatischen geschlechts gestützt, die tiefstgehenden inneren beziehungen dieser typen annehmen darf.

Die geschlechtigen elemente des hamitischen für die 2. 3. person lassen sich, soweit rein männliche und weibliche stämme ohne zuhilfenahme der vocaldifferenzirung vorliegen, im wesentlichen zurückführen auf die formen ka, pa — ta, erstere beiden männlich, letzteres weiblich; diese modificiren, compliciren sich in manigfaltigster weise; auch das **s** des feminins im ägyptischen und koptischen scheint = **t**, aber im gegensatz zu dem rein bleibenden **t** der 2. person zu **s** differenzirt. So erhalten wir:

2. p. *k* —— *t*
3. p. *f* —— *s* (= *p* — *t*);

genau dieser gegensatz prägt sich in den weiterbildungen

aller art aus. cf. pu — tu, pai — tai (pei — tei), pen — ten, pui — tui (ua — ta?, ui — ti?). Eine schwächere abtönung von ka scheint das namentlich als präfix sehr häufige ya; zum mindesten ist es ein dem ka, pa innerlich nahestehender masculinstamm, da ihm und ähnlichen, vielleicht durchweg verwandten, männlichen elementen dasselbe weibliche ta gegenübersteht. cf. die teils suffixiv teils präfixiv vorkommenden formen: ka — tē, ya — ta, a — ta, a — tā, ā — tā, o — to, (a — ti), i — ti, e — te, ī — tē, i — t u. ähnl. Einige der letzten bildungen weisen vielleicht auch auf die daneben hergehende vocaldifferenzirung, welche völlig klar als bestimmendes bildungsmoment hervortritt in manigfachen gestaltungen. cf. die suffixe a — i, kā — kī, tū — tī, lom — län, die präfixe ta . . . a — ta . . . i, te . . . a — te . . . i; hierher wohl auch die demonstrativbildungen u — ai, ussuk — issa, das obiectsuffix lū — lā (hōk — hōki). —— Die vielen formen auf et im Tamaschek weisen das allgemeine feminin-t auf, angehängt meist an die masculinbildung: ten — tenet, asen — asenet, kun — kenet . . . Ähnlich tritt das *t* im Bedscha auf in bar — ūk, ba — t — ūk, bar — ūh, ba — t — uh . . . . . . Das Tamaschek weist in der 2. p. neben masculinem kai (*k*) in weitem umfange weibliches kem auf, und so finden sich auch einzelne ganz abweichende neubildungen wie ni — nirī, ien — nir, īni — ischin in den abyssinischen idiomen, welche den obenangedeuteten gesamtcharacter nicht alteriren.

Gegenüber diesem immerhin noch eine gewisse vieldeutigkeit zulassenden schwanken des hamitischen zeigt das semitische ein staunenswertes überwiegen der rein formalen genusbezeichnung, welche, mögen auch früher noch andere factoren nebenbei thätig gewesen sein, **im pronominalen teile** fast ausschliesslich unter dem bilde der das semitische geradezu bestimmenden lautvariation erscheint; diese drängt in bewusster anwendung alle anderen vielfach nachweisbaren materiellen zusatzelemente zurück, um thatsächlich meist als das allein greifbare unterscheidungsmoment zurückzubleiben. Doch mag man dieselbe nicht etwa als etwas nur später hinzugekommenes ansehen; gerade die ältesten phasen, des arabischen, assyrischen, weisen (genau wie in der casus-, stamm-

und verbalbildung) die unwiderleglichsten fälle reiner vocaldifferenzirung zur genusunterscheidung auf. Es gilt diese anwendung sowohl für das selbständige fürwort als auch für die possessiv-, suffix- und präfixform. cf. die formen des persönlichen fürworts, im sing.:

	arab.	assyr.	äthiop.
2. p.	anta — anti,	atta — atti,	anta — antī.
3. p.	huwa — hiya,	schū — schī	

(hebr. hū — hī, ebenso aramäisch).

		assyr.	aram.
im plur.:	2. p.	attunu — attin,	attōn — attēn.
	3. p.	schun — schin,	henōn, henēn.
		schunūtu — schināti.	

	arab.	assyr.
demonstrat.:	dā — dī,	schu — atu, schā — tu,
		schāschu — schāschi,

aram.	äthiop.
hau — hāi,	elū — elā.

Ein in vielen ableitungen nachweisbarer demonstrat. grundstamm ist tū — tī.

		arab.	assyr.	äthiop.	aram.
possessivsuff.: (singul.)	2. p.	ka — ki,	ka — ki,	ka — kī,	k — kī.
	3. p.	hu — hā,	schu — scha,	hū — hā.	
(plur.)	2. p.	kunu — kin (assyr.), (kun) kōn — kēn (aram.).			
	3. p.	schunu — schina, schun — schin	hōn — hēn.		

		arab.	aram.	äthiop.
verbalsuff.: (singul.)	2. p.	ta — ti,	t — tī,	ka — kī.
(plur.)	2. p.	tunu — tina? (assyr.), tōn — tēn (aram.).		

	assyr.	äthiop.	aram.
3. p.	u — a,	ū — ā,	ūn — ēn, ū — ē.

	assyr.	äthiop.	aram.
präfixe: 2. p. (plur.)	ta...*u*—ta...*a*,	te...*ū*—te...*ā*,	te...ūn—te...*ān*.
3. p.	(yi...*u*—ta...*a*,)	ye...*ū*—ye...*ā*,	yi...ūn—yi...ān.

Die letzte assyrische bildung zeigt nebenbei die vereinigung von vocalvariation (masculinzeichen des plural = *u*, f. = *a*) und stammverschiedenheit (männlich yi [ya], weiblich ta). Auch von letzterer macht das semitische anwendung, ähnlich, aber nicht so ausgedehnt wie das hamitische; dabei ist in hohem grade auffallend, dass hier ganz wie im Haussa und hamitischen mit grosser beharrlichkeit einem masculinstamm dritter person = ya der femininstamm = ta gegenübertritt, cf. p. 58; ferner dass diese beiden elemente in den präfixformen des verbs geradezu die grundpfeiler darstellen, welche selbst vielfach in den plural- und den arabischen dualformen beibehalten und im letzteren falle nur durch die dazutretenden (d. h. dem verbalstamm suffigirten) männlich und weiblich geschlechtigen plural- und dualzeichen ergänzt resp. erläutert werden. Auch im hamitischen tritt das rein erhaltene ya vorwiegend in der präfixbildung neben ta, und ebenso finden wir im Haussa, wo von präfixsuffixformen des verbs ohne obiect keine rede ist, in den obiectformen, wo das ideelle subiect prä-, das obiect suffigirt wird, die gegenüberstellung von männlichem ya und weiblichem ta nur im präfigirten subiectausdruck. cf. die präfixformen 3. person:

	arab.	assyr.	äthiop.	hebr.	aram.
(singul.)	ya — ta,	yi — ta,	ye — te,	yi — ti,	yi — te.

(plur.) yi ... u — ti ... a (assyr.), yi ... u — ti ... nāh (hebr.).
(dual) ya ... āni — ta ... āni.

In anderen bildungen tritt ya so unverkennbar als der prädominirende und hauptstamm der 3. person hervor, dass derselbe im masculinum wie femininum gleichmässig beibehalten und im letzteren nur durch das dem verbalstamm suffigirte femininzeichen erläutert wird. cf.

	arab.	äthiop.	aram.
(plural.)	ya...ūna—ya...na,	ye...ū—ye...ā,	yi...ūn—yi...ān.

Das letzte verfahren führt zu der naheliegenden, aber im semitischen gegenüber den erwähnten gestaltungen zurücktretenden femininbildung durch blosse anfügung eines feminin-kennzeichens an die reine masculinform, einer bildung, welche vielleicht vor der durch blosse vocaldifferenzirung weit grösseren umfang gehabt und der letzteren teilweise das leben gegeben hat. Darauf scheinen namentlich die formen der 2. person sing. hinzuweisen, welche vorwiegend blosse vocaldifferenzirung mit *i* im femininum zeigen, oder, wo dies nicht der fall ist, ein *i* oder verwandte lautcombinationen der masculinform anfügen. cf. die erwähnten bildungen anta — anti, atta — atti, ka — ki, ka — kī, ta — ti; daneben haben die präfixformen des verbs beharrlich die an zweiter stelle genannte gestalt; cf. assyr. ta — ta . . . *i*, hebr. ti — ti . . . *i*, äthiop. te — te . . . *i*, arab. ta — ta . . . īna, aram. te — te . . . īn. Ähnliche erwägungen drängen sich z. t. selbst bei den formen der 3. person auf, wo so beharrlich im fixirten zustande der sprache dem masculinen *ū* ein anscheinend lediglich differenzirter laut, *a* oder *i* gegenübersteht, cf. schu — scha, hū — hā, schū — schī, hū — hī, schun — schin, schunūtu — schināti (schunu — schina).

Jedenfalls spielen neben blosser vocalvariation auch die materiellen zusatzlaute *i* oder *a*, welche beide auch im hamitischen und Haussa beziehungen zur femininbildung zeigen, eine unverkennbare rolle als specielle genuszeichen für das femininum, und es liegt nahe, an die gleiche anwendung im indogermanischen zu erinnern.

Das vorhergehende hat weitgehende übereinstimmungen des semitischen und des hamitischen ergeben, so in der form der specifisch männlichen und weiblichen pronominalelemente, oft bis ins einzelnste, in der anwendung der vocalvariation in z. t. identischer z. t. verwandter weise, in der geradezu auffallenden gleichheit der ableitung der femininform von der masculinen in den präfixformen des verbs, in der anwendung namentlich des motionszeichens *i* in femininbedeutung. Die grundzüge waren schon im Haussa klar angedeutet, die höhe der entwickelung bezeichnet das semitische.

Ähnliches gilt vom nominalen teile; auch hier ist die grundlage innerlich wesentlich wie im Haussa, indem eben-

falls jedes substantiv unbedingt männlich oder weiblich ist, aber das ist formell ungleich klarer ausgeprägt als im Haussa; die im Haussa kaum schüchtern angedeutete geschlechtsbezeichnung durch die wortform selbst ist hier geradezu gesetz; die immer geschlechtig bezeichnete femininform giebt durch den gegensatz auch der nicht als männlich speciell bezeichneten männlichen form positiven geschlechtigen wert. Die auch dem Haussa nicht fehlende genusbezeichnung am attributiven adiectiv wird hier in weitem umfange zur regel, und zwar im semitischen noch weit gewöhnlicher und ebenmässiger als im hamitischen.

Hauptregel bei der genusunterscheidung ist, dass nur das femininum durch besondere lautliche mittel als geschlechtige form characterisirt sein muss, dass also alles, was nicht den feminincharacter trägt, allein schon durch das fehlen desselben sich als männlich erweist. Wenn daneben im hamitischen ganz gewöhnlich auch ein masculinzeichen vorzukommen scheint, so hat dasselbe doch ganz andere geltung als das femininzeichen. Es ist das ein deutlich demonstratives artikelartiges wort, welches fast durchweg seine volle selbständigkeit bewahrt und die an sich vorhandene masculingeltung etwa so hebt wie das griechische *ὁ* vor dem ebenfalls an sich voll als masculinum empfundenen *ἄνθρωπος*; es hat dieselbe heraushebende bedeutung wie der andere, weibliche, in allen puncten entsprechende artikel des hamitischen, welcher ja ebenfalls in den idiomen, welche ihn anzuwenden pflegen, nicht etwa feminingeltung hervorruft, sondern das rein feminine, durch sein genuszeichen schon als solches gekennzeichnete wort hervorhebt. Dass das richtig ist, zeigt die anwendung. So wie das altägyptische femininum ta, te als vorsatzartikel vor die reine mit *t* gebildete weibliche form setzt, so das masculinum einen männlichen artikel pa, pe; ebenso das koptische pe, pi neben te, ti, das Bedscha *u* neben tū. Das Tamaschek hat diesen masculinartikel nicht. Wenn in den hamitischen idiomen, welche die alte grundlage überhaupt stark verleugnen, der weibliche wie männliche artikel einfach nachgesetzt wird, so sieht allerdings im heutigen zustande derselbe einem geschlechtzeichen sehr ähnlich, wie ja auch französisches le, la nach

abgang der eigentlichen genusform die genusvertreter geworden sind, und vertritt auch teilweise wirklich im femininum die stelle des weggefallenen femininzeichens (so wird im Somali der männliche artikel *k*, der weibliche *t* nachgesetzt, im Galla tscha — tti, im Saho ta, to — tā, to).

Beide sprachtypen haben das hauptelement des feminins, welches beim substantiv fast in allen zugehörigen idiomen das regelmässige, einzige zeichen dieses geschlechts bildet, gemeinsam, *t*. (cf. ägyptisch, Tamaschek, Bedscha; Bilin andeutungsweise; das ta, ti des Somali, tti des Galla zeigt dasselbe grundelement. Von semitischen sprachen ist *t* das gewöhnliche femininzeichen im altarabischen, assyrischen, äthiopischen; hebräisch, neuarabisch haben *t* oder das daraus entstandene *h*, aramäisch weist *t* in spuren auf. Mithin zeigen alle zweige des semitischen diesen femininweiser, und in weit grösserer regelmässigkeit sowie festigkeit als die hamitischen.) Und dabei darf nicht vergessen werden, dass jede femininform unbedingt das femininzeichen haben muss, sonst ist es keine. Daher denn eine ungemeine einfachheit und regelmässigkeit trotz aller auch hier nicht fehlenden besonderheiten gegenüber dem hier so ganz anders gearteten indogermanischen. Eine solche besonderheit, characteristisch für das Tamaschek, die aber ebenfalls den grundcharacter der femininbildung nicht alterirt, eher ihr wesen noch schärfer hervortreten lässt, besteht, um nur ein bezeichnendes beispiel anzuführen, darin, dass im Tamaschek das gewöhnliche femininzeichen ein artikelartig vortretendes *t* ist, dort aber, wo das feminin von einer daneben bestehenden masculinform abgeleitet ist, hinter der wortform auch noch dasselbe feminin-*t* antritt; cf. **t** — amaschek, aber **t** — amgar — **t** von amgar.

Daneben besteht ein ungleich schwächer vertretenes feminin-motionselement *i*, welches hauptsächlich, vielleicht ursprünglich überhaupt nur, an adiectiven das feminin darstellt; aber auch dieses ist beiden sprachtypen eigen, dem semitischen andeutungsweise, dem hamitischen in ungleich grösserem umfange und weit deutlicher ausgeprägt (cf. koptisch, Saho, Bilin, Chamir). Aber auch diese form darf nirgends fehlen, wo nicht die erstgenannte vorhanden ist; so dass thatsächlich jedes wort mit femininem genus-

character diesen durch seine form unzweideutig erkennen lässt.

Da, wo eine solche lautlich gekennzeichnete femininform nicht vorliegt, ebenso unbedingt das masculinum anzunehmen ist, so kann ein zweifel über das genus eines substantiv in diesen idiomen nicht entstehen; also auch hierin sind dieselben vom indogermanischen vollständig verschieden, wo, wie später gezeigt werden wird, die weitaus geringste anzahl der substantive lautlich geschlechtige form trägt, meist das genus aus der bedeutung und an der form des an sich ungeschlechtigen bildungselements erkannt werden muss.

So erweist sich zwar auch im hamitischen und semitischen ähnlich wie im indogermanischen die gesamte sprache als von der idee des geschlechtigen durchdrungen, aber in so gänzlich verschiedener weise, dass die kategorie des geschlechts gerade am allerwenigsten geeignet erscheint, eine art beweis für eine angebliche verwandtschaft der beiden ersten sprachstämme mit dem indogermanischen darauf aufzubauen. Gegenüber der höchst beachtenswerten ungemeinen einfachheit, durchsichtigkeit und regelmässigkeit des hamitischen und semitischen, mit der absolut klaren scheidung der gesamten substanzausdrücke innerhalb der beiden festen bereiche des männlichen und weiblichen, nach der inneren form und deren äusserem, lautlichem ausdruck, herrscht im indogermanischen, mit seiner sehr scharf ausgeprägten und höchst bedeutungsvollen, nicht etwa bloss zufälligen dreiteilung des (hier fast allein in betracht kommenden) substanzausdrucks, eine erstaunliche fülle, manigfaltigkeit, feinheit der unterscheidungen, ein reichtum innerer und äusserer form wie auf diesem terrain wohl in keinem anderen typus, nebenbei auch eine *z. t.* vollständig verschiedene grundauffassung, die sich schwerlich durch speculation auf ähnliche formen wie im semitischen und hamitischen wird zurückführen lassen. Um diesen fundamentalen gegensatz nachdrücklich hervortreten zu lassen, folgen hier die bemerkungen über das genus am nomen am schluss, während beim indogermanischen dieser teil den anfang machen, und in seiner darstellung der grundcharacter indogermanischer genusbildung fast in allen irgend wesentlichen beziehungen gegeben sein

wird; denn auch bezüglich des pronomens wird, abgesehen von der besonderen äusseren form und einem einzigen falle, wo die innere form eine beachtenswerte sonderentwickelung zeigt, nichts irgend erhebliches zu bemerken sein, weil im indogermanischen auch das pronomen nur im demonstrativen sinne eines er, dieser, jener (resp. relativen = welcher), also ebenfalls nur in der vertretung des geschlechtigen substantiv (dritter person oder obiectiv) geschlechtig abgewandelt wird; hier im hamitischen und semitischen dagegen zeigte überall die zweite, nichtobiective person geschlechtige geltung; die gleiche erscheinung einer geschlechtigen gestaltung der zweiten wie der dritten person durchzog beim verbalausdruck die ganze sprache in höchst characteristischer und eigenartiger weise; eine complicirtheit, reichhaltigkeit und doch regelmässigkeit sonder gleichen verlegte den schwerpunct der genusbezeichnung unbedingt, ja fast den schwerpunct des gesamten sprachlebens, in die am pronomen wie am verb auftretenden, vielfach innig verwandten und doch wieder durch sehr einfache und bedeutungsvolle lautwandelungen differenzirten geschlechtigen personalformen,*) während die indogermanische genusbildung ihren schwerpunct ebenso unzweifelhaft auf dem gebiete des substanzausdrucks, in zweiter linie auf dem des demonstrativen, nicht des persönlichen pronomens hat. Daher durfte beim semitischen und hamitischen die genusbezeichnung am pronomen und verb ebenso den ersten und den

---

*) Es liegt ungemein nahe, einen hauptgrund oder den hauptgrund dieser eigentümlichen gestaltung des hamitisch-semitischen geschlechts darin zu suchen, dass im wesentlichen die genusbezeichnung am substantiv hier negativ, durch blosses fehlen des femininzeichens, vor sich ging; bei dieser, gegenüber der ja auch durchaus nicht durchgängigen, aber immerhin ganz anders gestalteten indogermanischen genusbezeichnung, bei der grossen wagheit der äusseren form darf es nicht wunder nehmen, wenn nun wenigstens das, was das substantiv näher bestimmte, möglichst klar angab, in welche kategorie der substanzausdruck gehörte. — Unwillkürlich wird man hier an die nordkaukasischen sprachen erinnert, wo freilich der substanzausdruck eigentlich ganz indifferent blieb; es ist möglich, dass auch hier der nicht geschlechtig determinirte stamm halb und halb indifferent war, wenigstens ursprünglich, und sich nur durch den gegensatz zu dem determinirten weiblichen zu gewissermassen positiver geschlechtsgeltung entwickelte.

hauptplatz einnehmen wie beim indogermanischen die am nomen. Nach dem bisher angeführten ist die hamitische und semitische geschlechtsbezeichnung innerlich unzweifelhaft eine weiterentwickelung auf dem einfacheren grunde, wie ihn die afrikanischen typen mit wirklicher genusunterscheidung aufweisen. Ob freilich auch ein directer genealogischer zusammenhang zwischen den ersten beiden sprachtypen, über deren verwandtschaft dem verfasser dieser abhandlung kein zweifel mehr besteht, und dem Haussa, Muzuk, Bari, Il-Oigob . . . stattfinde, bleibt vorläufig wohl noch eine offene frage, so schwer ein solcher z. b. beim Haussa, (Muzuk) . . . abzuweisen ist. Vielleicht ist hierbei die thatsache weniger entscheidend, dass im gegensatz zu vielen anderen typen der verbalausdruck geschlechtig erscheint; deshalb, weil das bei der grossenteils nur negativ, d. h. durch fehlen des feminzeichens, oder überhaupt nur durch ausserhalb des substanzausdrucks liegende bestimmungselemente vor sich gehenden geschlechtsbezeichnung vielfach unumgänglich notwendig ist; denn wenn der verbalausdruck des geschlechtigen characters entbehrte, würde eben in den weitaus meisten fällen im Haussa . . . jede andeutung des geschlechts am subiectwort fehlen. Mehr aber fällt ins gewicht für die annahme eines zusammenhanges die eigentümliche übereinstimmung der form des feminins in seiner gewöhnlichsten gestalt *t*, ta . . ., die ja wunderbarerweise auch das Muzuk (ebenso wie z. t. das Haussa) aufweist, und für letzteres speciell die schon genügend vorher hervorgehobene übereinstimmung in den geschlechtigen pronominalzeichen überhaupt, sowie in der geschlechtsbezeichnung auch an der zweiten person; das verb machte in dieser beziehung, wie wir oben sahen, direct einen hamitischen eindruck.

Doch dem sei, wie ihm wolle, verglichen mit dem sofort zu behandelnden indogermanischen bilden alle diese typen trotz aller verschiedenheit im einzelnen, trotz der grossen unvollkommenheit der genusbezeichnung einiger, doch in der grundauffassung gewissermassen ein einheitliches ganzes.

Bezüglich der geschlechtsbezeichnung des indogermanischen seien die sehr characteristischen hauptmomente zunächst kurz signalisirt.

Die geschlechtsbezeichnung ist eine dreifache; neben dem männlichen und weiblichen giebt es ein neutrum, zunächst für das natürlich ungeschlechtige; letzteres zerfällt wieder in mehrere höchst significante unterabteilungen.

Diese geschlechtseinteilung beherrscht den gesamten sprachstoff; jeder substanzausdruck gehört in eine der genannten kategorieen; die idee des geschlechtigen ist so klar empfunden, dass auch dort, wo gar keine lautliche geschlechtsbezeichnung stattfindet, gleichwohl das grammatische geschlecht in voller schärfe vorhanden ist.

Dabei fällt nicht etwa alles ungeschlechtige unter die kategorie des neutrum; schon in den ältesten verfolgbaren phasen der sprache tragen viele ausdrücke für unbelebtes teils männlichen teils weiblichen geschlechtscharacter; die gründe für diese einordnung entziehen sich grossenteils unserer kenntnis; gleichwohl ist die bedeutung vielfach entscheidend für die wahl des geschlechts.*)

Die bedeutung ist sogar derart massgebend, dass in weitestem umfange gar keine lautliche bezeichnung des geschlechts vorhanden ist. Dazu kommt allerdings, dass die ausdrücke für bestimmte wesensklassen mit vorliebe auch bestimmte bildungselemente wählen; diese letzteren, denen an sich nichts von geschlechtigem character innewohnt, werden so allmählich thatsächlich geschlechtzeiger.

Daneben giebt es freilich auch am substantiv wirkliche exponenten für das grammatische geschlecht, die hierher gehörigen substanzausdrücke sind aber durchaus in der minderzahl.

In hohem grade bezeichnend ist, dass trotz der klaren scheidung des männlichen und weiblichen doch diese beiden genera wieder gegenüber dem ungeschlechtigen so zu sagen formell oft eine einheit bilden; sie nehmen beide das subiectzeichen, welches unverkennbar zum reinen casuszeichen des

*) Nur auf gewisse ganz allgemeine gesichtspuncte mag andeutend hingewiesen werden. Auch hier fallen die ausdrücke für eigenschaften, fähigkeiten, neigungen, tugenden, laster . . . meist dem weiblichen geschlecht zu. Dass dieselbe richtung auch anderen sprachtypen, selbst afrikanischen mit nur schwachen ansätzen zur geschlechtsbezeichnung, eigen ist, verdient beachtung.

nominativ wird, daneben aber ganz klar das genuszeichen des männlichen ist; dadurch scheinen sie auf eine ältere periode hinzuweisen, wo dem belebten geschlechtigen, ohne sonderung des männlichen und weiblichen, das ungeschlechtige gegenübertrat; denn nur durch das fehlen dieses geschlechts- oder subiectzeichens, also rein negativ, wird in der weitaus grössten anzahl der fälle das neutrale substantiv vom geschlechtigen geschieden.*)

Das adiectiv ist immer, gleichviel ob im attributiven oder im prädicativen sinne, geschlechtig, formell freilich vielfach ebenso wenig gekennzeichnet wie das substantiv. Sehr häufig ist das geschlecht des substantiv äusserlich nur durch das dazugehörige adiectiv erkennbar. Auch in diesem falle ist die belebung des sprachstoffes durch den genuscharacter viel weiter vorgeschritten als im hamitischen und selbst im semitischen, wo diese übereinstimmung teils fehlt teils weit weniger scharf ausgeprägt ist; kaum ein anderer typus (ausser den nordkaukasischen sprachen, welche aber im geraden gegensatz durch die geschlechtigen adiectiva dem substantiv selbst erst genuscharacter verleihen) mit geschlechtigem substantiv kennt diese übereinstimmung in ähnlichem masse.

Die vollständige durchdringung des sprachstoffes mit der geschlechtsidee zeigt sich auch darin, dass substantiv, adiectiv, pronomen ganz klar ausgebildeten geschlechtigen plural, z. t. sogar dual aufweist; wieder eine durchaus eigenartige, nirgends annähernd in dieser ausdehnung sonst vorkommende erscheinung. Fast in allen anderen typen sind die andeutungen hiervon durchaus rudimentär, in den meisten fällen ist überhaupt im plural gar keine scheidung der geschlechter

*) Mithin ist das indogermanische hierin völlig verschieden vom (hamitisch-) semitischen, wo nur das weibliche substantiv ein genuszeichen erhielt, das gesamte männliche wortmaterial rein negativ durch blosses fehlen dieses zeichens seinen geschlechtscharacter andeutete.

Noch grösser ist die verschiedenheit des indogermanischen und der behandelten nordkaukasischen sprachen. Während im ersteren das wort seine qualität mit grosser klarheit in sich trägt, auch wo lautlich nichts den genuscharacter andeutet, kann das nordkaukasische wort an seinen bestimmungen, adiectiv, verb . . . des genus- oder klassenzeichens nicht entraten; es ist selbst eigentlich völlig indifferent, diese zeichen allein zeigen an, dass ihm ein specifischer character innewohnt, sie sind rein deutend, dürfen aber nie fehlen.

lautlich ausgeprägt; im indogermanischen dagegen ist die genusidee so mächtig, dass sogar das ungeschlechtige scharf als plural gekennzeichnet erscheint; ja dieser neutrale plural erweist sich durch die auffallende übereinstimmung der form als uralte bildung.

Im gegensatz zum semitischen und den erwähnten innerlich verwandten typen des hamitischen, Haussa . . ., auch des hottentottischen, wo die geschlechtige form der zweiten person geradezu die regel ist, kennt das indogermanische eine solche nicht,*) dagegen erscheint die dritte, die obiectperson, durchaus geschlechtig, in der einfachsten gestalt wie in allen rein demonstrativen formen, desgleichen im relativ;**) ja, es ist hier die genusbezeichnung in allen zwei resp. drei numeri und in allen drei geschlechtern besonders klar herausgebildet, was nicht wunderbar ist, da diese reinen formwörter ja keinen substantiellen inhalt haben, der an sich schon die art, die zugehörigkeit zu einem bestimmten geschlecht andeuten könnte; diese beziehung muss also hier unbedingt durch die wortform selbst gegeben werden; daher diese regelmässigkeit geschlechtiger pronominalformen, wie das substantiv auch nichts ähnliches bietet.

Es erscheint somit im indogermanischen das zeichen des grammatischen geschlechts nur am ausdruck der substanz,

---

*) Selbst das hottentottische (mit ausnahme eines dialectes, welcher die gewöhnliche form der 1. p. im sinne des feminins anwendet und eine andere als männlich) kennt eine geschlechtige form für den ausdruck der ersten person nicht, ebenso wenig die anderen afrikanischen behandelten typen und das semitische; es ist auch fast widersinnig, dass der redende sich veranlasst fühlen sollte, auf sein geschlecht wie von einem dritten durch die lautform hinzuweisen; so natürlich ist es, dass er bloss das redende und handelnde subiect hervorhebt, seine geschlechtsqualität als selbstverständlich unangedeutet lässt. Ähnliches gilt freilich auch von der zweiten person, da auch hier nur die persönlichkeit in betracht kommt, deren geschlechtige stellung ebenfalls für den redenden wie den angeredeten selbstverständlich ist; anders in bezug auf einen dritten, der ausserhalb des redenden und des angeredeten steht, für beide also ein näherer erläuterung bedürftiges obiect bildet.

**) In der regel aber treten hier nicht die gewöhnlichen genuszeichen auf, sondern besondere männliche und weibliche stämme, wobei die genusdifferenz auf manigfaltige weise, durch lautvariation, zusatzelemente . . . hergestellt wird.

welche in den bereich des natürlich geschlechtigen oder ungeschlechtigen gehört, sowie an seinem vertreter, dem fürwort dritter person, und endlich an dem an sich unselbständigen, nach zahl, casus und geschlecht im indogermanischen unbedingt (ursprünglich wenigstens) mit dem substanzausdruck übereinstimmenden, demselben innig verknüpften adiectivischen beiworte — dies adiectiv kann natürlich auch numeraler art sein. Mithin ist die sphäre des grammatischen geschlechts hier sehr rein erhalten. Daraus folgt, dass

das verb immer das bleibt, was es seiner natur nach ist, reinster thätigkeitsausdruck, welcher mit der kategorie des geschlechts nichts zu thun hat; der dazugehörige substanzausdruck oder im notfalle sein pronominaler vertreter giebt ja die geschlechtsqualität an, das verb zeigt nur an, wie sich das handeln des oder der anderweit genügend ihrem wesen nach gekennzeichneten subiecte gestaltet. Auch hierin ist das indogermanische vom philosophischen standpuncte aus dem wesen des verbalausdrucks und des grammatischen geschlechts treuer geblieben als die meisten anderen typen mit wirklicher genusbezeichnung, in erster linie wieder die zuletzt behandelten afrikanischen und der semitische; auf der anderen seite ist nicht zu leugnen, dass der grammatische apparat nicht unerheblich vereinfacht erscheint, manigfacher erläuterungen entraten darf, wenn gerade in der dritten verbalperson, also bei der unzweifelhaften hauptform der gewöhnlichen darstellung, die blosse verbalform ohne jeden weiteren zusatz angiebt, ob das subiect männlich oder weiblich ist.

Nach den hier kurz angedeuteten grundzügen des wesens des indogermanischen genus könnte man glauben, dass wir es mit einem verhältnis von durchsichtiger klarheit und idealer vollkommenheit zu thun hätten. Das wäre durchaus irrig. Auch abgesehen davon, dass durch die einordnung aller substantive in eine der drei genusklassen ein ungeheurer ballast erzeugt wird, da in sehr vielen fällen gar kein grund für die wahl des genus nachweisbar, auch in der wortform selbst kein anhalt für die entscheidung nach irgend einer seite hin vorhanden, sondern heut nur der gebrauch

entscheidend, und somit in der sprache ein verwirrender, inhaltloser gedächtnisstoff aufgespeichert ist, zeigt die form der geschlechtsbezeichnung und ihre entwickelung die erheblichsten mängel. Gegen die nordkaukasischen idiome mit ihrer absolut festen, regelmässigen lautlichen bezeichnung jeder genus- oder klassenkategorie kommen trotz oder wegen der grossen inneren festigkeit der genusidee die indogermanischen nicht entfernt auf. Man kann dreist behaupten, dass in der weitaus grössten mehrzahl der indogermanischen substantive das geschlecht lautlich unbezeichnet bleibt oder im heutigen zustand durch secundäre mittel, die mit dem genus eigentlich nichts zu thun haben, scheinbar zum ausdruck kommt. Doch muss zur erklärung der vorliegenden thatsachen auf die entwickelung der inneren wie der äusseren form etwas näher eingegangen werden.

Nach diesen thatsachen muss der process in den grundzügen folgender gewesen sein: Der völlig indifferente stamm teilte sich dadurch, dass das subiective, persönliche ein besonderes subiectzeichen annahm, letzteres aber nur im subiectcasus; dadurch hob es sich von dem nichtsubiectiven, unpersönlichen, neutralen, aber nur wieder in der subiectform, ab, da dieses des subiectzeichens entbehrte. Eine schärfere scheidung zerlegte das bisher ungeschiedene persönliche: die vorher gemeinsam geltende grundform mit dem subiectzeichen blieb der pars potior, dem masculinum; ihm trat als pars inferior, deutlich unter der form der differenzirung, ein anderes, das feminin gegenüber. Dies die grundlage, auf ihr baut sich das ganze ungemein complicirte, äusserlich manigfachen schwankungen unterworfene, formell vielfach versagende, nicht besonders durchsichtige, aber innerlich reiche system auf.

Hier ist zunächst die thatsache zu beachten, dass das hier angedeutete neutrum nicht wie im nordkaukasischen deutlich ein alterum oder inferius dem geschlechtigen gegenüber bildet, sondern ein undeterminirtes gegenüber dem determinirten geschlechtigen (männlichen) grundelement. Auch das wesen wird sich späterhin als wesentlich von dem des nordkaukasischen neutrum oder unbelebten verschiedenes ergeben. Bezeichnet schon dies neutrum gewissermassen

oder implicite das wesen des dinges ohne specielle determination, so tritt dies weit klarer dort hervor, wo das neutrum direct das zeichen der indeterminirtheit, das einfachste und allgemeinste obiectelement, welches auch den obiectcasus bildet, annimmt. Das geschieht dort, wo das neutrum als das ungeteilte ganze, welches die geschlechtigen emanationen involvirt, den begriff des dinges in vollster allgemeinheit verkörpert; nämlich dann, wenn einer klar entwickelten masculin- und einer ebensolchen unverkennbaren femininform vom gleichen worte eine ebenfalls unzweideutige neutralform entgegenzusetzen ist. Solches sehen wir bei den *a*- resp. *o*-stämmen meist adiectivischer art; magnus ist ein einziger grosser, magna eine grosse, magnum aber das grosse an sich, in seiner ungeteiltheit. Dass auch der gebrauch diese auffassung bestätigt, bedarf keines beleges. Somit hat die anwendung der neutralform zur herstellung einer inhaltvollen neuen grammatischen kategorie, welche den gegenstand in abstracto, in vollster indeterminirtheit, auch im rein philosophischen sinne, darstellt, geführt.*) Obwohl solche entwickelung jedenfalls eine beachtenswerte thatsache bleibt,

*) Dieses allgemeine kann sehr wohl männliche wie weibliche einzelerscheinungen involviren oder sogar eine höhere potenz des wesens ausdrücken als jede geschlechtige determination, daher bewusst der neutrale ausdruck statt des männlichen eingesetzt werden, um einen besonderen effect zu erzielen; so wenn Jupiter als neutrum behandelt wird. Das Sanskrit, die älteren indogermanischen idiome wie griechisch, lateinisch, liefern viele belege hierfür wie für den eminent abstracten gebrauch der neutralform, von den tausenden von fällen in den modernen idiomen gar nicht zu reden (das ich, das all, das sein . . .).

Es mag hier auch daran erinnert werden, dass im arischen zweige die subiectformen der persönlichen fürwörter, d. h. der ersten und zweiten person, mit auffallender vorliebe statt der hier fehlenden zeichen des männlichen oder weiblichen geschlechts eine form aufweisen, die lebhaft an das neutrum erinnert. Dass für ein wir, ihr, welches doch beide geschlechter umfassen kann, geschlechtige bildung nicht angebracht ist, ergiebt sich aus dieser bedeutung; sonach wäre recht eigentlich das element des undeterminirten, allgemeinen am platze; man möchte diese bildungen, denen sich auch die erste und zweite person im singular anschliessen, weil auch hier das geschlecht besser zurücktritt, unbestimmt gelassen wird, undeterminirt geschlechtige nennen, und ihre bildung scheint stark für diese auffassung zu sprechen. cf. das hottentottische.

ist es doch ratsam, dieselbe nicht allzu ideal aufzufassen; wenn das hottentottische, wie wir sahen, dem worte wasser mit dem masculin- und dem femininzeichen dasselbe mit dem weiser für das commune oder neutrum gegenüberstellt, ebenfalls mit der bedeutung das (ein) wasser schlechthin, so ist die grundauffassung mit ihren folgen in überraschender weise dieselbe wie im indogermanischen, wenigstens in bezug auf das neutrum, und die keime zu gleich abstracter, philosophischer anwendung sind vorhanden, ebenso dort, wo die ausdrücke für natürlich geschlechtiges neutralform erhalten. cf. oben.

Eine dritte form des neutrum, um bei diesem zu bleiben und dann kurz zu dem verlassenen masculinum zurückzukehren, ist ganz anderer und wieder höchst characteristischer art; während das frühere teilweise ein übergeschlechtiges darstellte, ist das jetzt zu erwähnende ein untergeschlechtiges, gegenüber den geschlechtigen erscheinungen ein anderes, ihnen entgegengesetztes, welches an ihnen keinen teil hat; diese form entspricht dem unbelebten, gegenständlichen der nordkaukasischen sprachen. Die richtigkeit dieser auffassung zeigt die anwendung; diese form tritt nur dann ein, wenn einem oder einer ganz bestimmten, also einem er, sie, dieser, diese, jener, jene ein drittes, welches kein geschlecht hat, somit ein anderes, inferiores ist, gegenübergestellt wird; es ist die regelmässige neutralform zu dem persönlichen demonstrativ und relativ, und zwar (abgesehen von einem einzigen grösseren übergriff auf fremdes gebiet im germanischen) nur zu diesem. Wie fest und klar aber auch hier form, anwendung und die zu grunde liegende auf-

---

cf. Sanskrit —— eranische dialecte
aham —— adam, azem azem
vayam —— vayam, vaem, vaem
avam (dual)

tvam —— tuvam, tvem, tūm
yūyam —— yūzhem, yūzhem
yuvam (dual)

Auch andere pronominalformen, vornehmlich des undeterminirten, tragen denselben character; man denke z. b. an svayam (= sve + am) = selbst resp. die selbstheit. Auch das hottentottische gebraucht hier neutralformen.

fassung ist, geht daraus hervor, dass alle indogermanischen mutteridiome und auch eine reihe tochtersprachen diese selbe art neutrum als regelmässige form am demonstrativ und meist am relativ aufweisen.

Wir haben hier mehrere innerlich und formell klar geschiedene arten für den ausdruck des unbelebten, des neutrum, und unzweifelhaft zeigt gerade die herausbildung dieser hohe feinheit der auffassung und bedeutende abstractionsfähigkeit der sprache. Man darf also nicht von vornherein einen sprachtypus deshalb tadeln, weil er mehr als die natürlichen drei gegensätze des männlichen, weiblichen, sächlichen auseinanderhält; es kommt nur darauf an, ob er dabei klar und fest das natürliche geschlecht allein nach seinen zwei seiten hin trennt und nicht etwa hier noch die schärfe des gegensatzes durch hineintragen untergeordneter, secundärer momente und durch die vermehrung der klassen abschwächt. In dieser beziehung, wegen der weit geringeren schärfe im trennen des wesentlichen, stehen die nordkaukasischen idiome weit zurück hinter dem indogermanischen, welches in dem genannten ausschlaggebenden falle volle klarheit zeigt.

So klar innerlich die neutralformen entwickelt sind, ebenso unzulänglich erweist sich fast auf dem ganzen gebiet dieser genusart die form, da sie überall ausser im casus des subiects (und des obiects dort, wo die im neutrum immer ungeschiedene subiect-obiectform mit der obiectform des masculins sich nicht deckt) mit der des masculins zusammenfällt; so kann in der form allerdings erhebliche unklarheit entstehen und erläuterungen nötig machen, welche überflüssig wären, wenn neben der masculinen eine klar geschiedene neutrale form vorhanden wäre; ausserdem würde auch äusserlich eine scharfe gegenüberstellung von männlich und weiblich geschlechtigem einerseits, ungeschlechtigem anderseits weit geeigneter erscheinen als das formelle fast ausnahmelose zusammenfallen der innerlich so scharf geschiedenen klassen des männlichen und des ungeschlechtigen neben der im ganzen fest durchgeführten ausscheidung des weiblichen als eines anderen.

In ermangelung einer anderen form wird häufig eine art

äusserlicher differenzirung hergestellt dadurch, dass dem masculinum seine volle form bleibt, die für das neutrum abgeschwächt, verkürzt wird, ein namentlich im engeren kreise des arischen oft wiederkehrender fall. Es mag hier unter den zahlreichen beispielen nur aufmerksam gemacht werden auf die adiectivischen ī — ū, āi — ō — āu-stämme, welche im neutrum bloss *i*, *u* aufweisen, auf die unzweifelhaft verstümmelten neutralformen von den adiectivstämmen auf in, min, vin, von den participien auf nt . . . (Auch in dieser beziehung stellt sich das neutrum direct neben das masculinum mit dessen ähnlichen, aber oft etwas volleren formen gegenüber dem femininum mit den fast durchweg schwersten endungen.)

Abgesehen von diesen auf rein mechanischem wege hergestellten neutralformen giebt es auch, ähnlich wie für das masculinum und namentlich für das femininum, eine ganze reihe bildungselemente, welche zwar nichts geschlechtiges an sich tragen, gleichwohl aber nur oder vorwiegend der bildung neutraler stämme dienen. cf. unter vielen anderen tra (*τρο[ν]*, tru[m]); twa; as; meist us, is . . . Aber auch hier teilt das neutrum wieder eine ganz beträchtliche anzahl von bildungselementen mit dem masculinum, die dem feminin fremd sind.

Das characteristischeste bezüglich der form des neutrum gegenüber der des masculinum bleibt es, dass dasselbe unbedingt obiect-, nicht subiectform trägt, sei es nun bloss negativ, d. h. durch das fehlen jedes casuszeichens im subiect- wie im obiectcasus, sei es dadurch, dass es die unverfälschte form des obiectcasus (am, *ον*, um) schon im subiectcasus trägt; die macht dieser obiectauffassung ist so unverkennbar, dass es auch im (dual und) plural nur eine form für subiect- und obiectcasus giebt. Zugleich lässt diese erscheinung einen tiefen blick thun in die indogermanische sprachauffassung und formenbildung. Der indogermanische accusativ ist, wie verfasser anderwärts dargethan, keineswegs der casus des engeren obiects bei transitiven verben — das ist nur ein kleiner selbstverständlicher teil seines umfanges — sondern der casus der vollen indeterminirtheit, des dinges an sich, der blossen unmittelbarkeit, welcher

jede specielle beziehung eigentlich ausschliesst, also das obiect im allgemeinsten sinne, daher auch in den heterogensten verbindungen, darstellt. Ebenso ist das neutrum das völlig undeterminirte, beziehungslose, nicht subiective, sondern obiective.

Hiermit ist der gegensatz der form zwischen ihm und dem masculinum schon erklärt; denn gegenüber diesem obiectiven, unbestimmten ist das natürlich geschlechtige recht eigentlich das subiective. Als pars potior aber gilt im indogermanischen beim geschlechtigen unbedingt das masculinum, dieses bildet zunächst die determinirte oder subiectiv gestaltete grundform gegenüber der obiectiven. So erhält denn auch in erster linie das masculinum das subiectzeichen, was namentlich dort klar hervortritt, wo die drei geschlechter deutlich geschiedene formen tragen; da erhält nur das männliche das subiectzeichen, das weibliche hat seine besondere form (cf. *ος, α, ον* — us, a, um —— *οντ* — *ς*, *οντ* — *ια*, *οντ* — *αν* — *ς*, *αν* — *ια* —— *οτ* — *ς*, (*οτ*) — *ια* (*υς* — *ια*) . . ., und so wird das, was eigentlich reinstes subiectzeichen war, was also den subiectcasus im weitesten umfange bildet, dem erfolge nach auch genuszeichen für das männliche, dort wo überhaupt eine klare scheidung der drei geschlechter stattfindet. Daneben bleibt es freilich auch blosses subiectzeichen, d. h. es tritt ebenso an femininstämme; die folge ist, dass dort, wo das femininum nicht ein besonderes bildungselement wählt, über der bezeichnung des subiects die des geschlechts vernachlässigt wird, so dass auch männliche und weibliche stämme ganz gewöhnlich zusammenfallen; ja es ist das bei consonantischem stammauslaut die regel.*)

*) Berücksichtigt man, dass thatsächlich durch vier oder fünf ganz einfache formelemente augenscheinlich die wesentlichsten nominalen kategorieen, subiect- und obiectcasus, männliches, z. t. auch weibliches grammatisches geschlecht, die idee des neutrums im negativen sinne des bloss ungeschlechtigen und im positiven des gewissermassen übergeschlechtigen sowie endlich im sinne des nichtpersönlichen beim fürwort (und teilweise adiectiv) zum ausdruck gelangen, so darf das jedenfalls eine bemerkenswerte erscheinung genannt werden. Man beachte noch besonders, dass, obgleich z. t. subiect- oder obiect- und genuszeichen zusammenfällt, doch keineswegs eine auch nur annähernd ähnliche confundirung verschiedener grammatischer kategorieen stattfindet wie etwa im hottentottischen; aber freilich hüte man sich ebenso

Das masculinum bleibt immer die grund- und hauptform und bedarf als solche keiner besonderen formellen auszeichnung ausser dem subiectiven casus-genuszeichen; in erster linie ist mithin eine derart ausgestattete form als männlich anzusehen; da aber wie gesagt dasselbe subiectzeichen auch dem weiblichen zuteil werden kann, so ist es sache dieses letzteren, sich im notfalle gegen das masculinum zu differenziren, als nichtmännlich kenntlich zu machen.

Gegenüber dem wesentlich identischen, meist nur im subiectcasus verschiedenen oder nur künstlich leicht differenzirten stamm für masculinum und neutrum stellt sich der femininstamm, wo überhaupt wirkliche femininbildung vorliegt, als der eigentlich weitergebildete, differenzirte stamm, welcher ein zweites, anderes bezeichnet, dar, wie oben angedeutet wurde.

Während also das männliche eines durchgreifenden oder auch nur ihm allein vorbehaltenen geschlechtzeichens entbehrte, weist das weibliche eine ziemlich reiche ihm allein eigene formenbildung auf. Die wesentlichsten femininzeichen sind das namentlich im arischen sehr verbreitete *ī*, daneben *a* und ia; jedes dieser hauptelemente hat einen beträchtlichen wirkungskreis. Die weit verbreiteten femininbildungen wie bharantī von bharant und hundert andere sind in spuren auch sonst vorhanden, weit mehr allgemeinindogermanischen character hat *a*, wofür belege überall vorliegen, während ia eine auffallend reiche anwendung im griechischen findet, welches sich hierin weit vom lateinischen entfernt und dem Sanskrit mit seinem *ī*-femininum nähert; cf. die ableitungen mittels desselben von ganz verschiedenartigen stämmen, welche die consonantisch auslautenden themen in auffallender ausdehnung beherrschen: *θέαινα — δότειρα — τέρεινα — θεράπεινα — βασίλεια — φέροντια (= φέρουσα) — λελυκυσια (λελυκυῖα) — ἀληθε(σ)ια* . . . Im lateinischen ist die *i*- resp. ia-formation weit weniger,

davor, zu meinen, dass von vornherein die sprache die klare hier vorliegende sonderung in dieser schärfe, zugleich mit dieser eigentümlich einfachen und doch gehaltreichen form, intendirt habe; wir haben hier sicher etwas allmählich gewordenes, wobei eines wie von selbst aus dem anderen sich ergab, nachdem einmal die grundidee erfasst war.

die erstere kaum andeutungsweise, vertreten, letztere etwas häufiger (cf. auctor, auc — tr — *ī* — c, sapient-ia, prudent-ia...); überhaupt darf hier nicht ausser acht gelassen werden, dass in dieser herstellung des femininstammes die verschiedenen zweige in reicherem masse als sonst in der genusbildung ihren eigenen weg gehen, was allein möglicherweise schon auf einen gewissen secundären character der feminin-bildung deutet.

Wenn hier das princip, durch weiterbildung, zusatzelemente das femininum vom masculinum zu scheiden, bisher massgebend war, so versucht die sprache auch sonst noch auf ähnlichem, z. t. rein mechanischem wege, zu einer art differenzirung zu gelangen und schlägt den entgegengesetzten weg ein wie bei der bildung des neutrums; d. h., während dort der masculin- oder grundstamm eine schwächung erfuhr, wird er hier oft gedehnt,*) oder der femininstamm weist mit grosser beharrlichkeit die schwersten, völlig unverkürzten formen auch dort auf, wo das masculinum eine erleichterung vorzieht; selbst dann kommt das vor, wenn ausserdem regelrechte femininbildung durch ein bildungselement vorliegt. Alle mittel werden eben benützt; die herstellung des feminins macht somit auffallend den eindruck des beabsichtigten, bewusst herausgebildeten. Manche formen sind geradezu überraschend. cf. z. b. acr*i*s —— celebr*i*s . . . neben acer — celeber . . . Es sieht wirklich aus, als ob planmässig im masculinum die nächstliegende bildung (acr — s, acr, acer, cf. libros, libro, libr, liber) gewählt worden wäre, man dann aber behufs differenzirung das wort in die *i*-declination übergeführt hätte (acr — *i* — s); dann wäre natürlich von wirklicher genusbildung keine rede. Oder sollte acr*i*s vom stamme acr + feminin-i + subiectzeichen gebildet sein. cf. Victor Henry: précis de gr. comparée . . . p. 161.

Nehmen nun auch die wirklich oder künstlich geschlechtigen femininformen gegenüber den als männlich oder neutral gekennzeichneten bildungen einen unvergleichlich grösseren

*) Besonders klar tritt das hervor, wenn im späteren Sanskrit die femininformen, welche in den Veden noch mit dem masculinum übereinstimmten, gedehnt erscheinen.

raum ein, so ist doch daneben die zahl der lediglich durch bestimmte, an sich völlig ungeschlechtige bildungselemente (welche aber nur oder vorwiegend dem weiblichen dienen) hergestellten feminina eine ausserordentlich grosse; wieder macht sich hier gegenüber den beschränkten, masculina und neutra bildenden, suffixen der lebhafte drang geltend, gerade das weibliche geschlecht hervorragend zu kennzeichnen, vom masculinum und neutrum zu scheiden; allerdings trägt viel dazu bei der umstand, dass (cf. das obenerwähnte) infolge einer den ganzen typus ebenso wie auch andere beherrschenden gemeinsamen grundauffassung das weite gebiet der abstracta, welche eigenschaften, neigungen, vorzüge, laster, fähigkeiten . . . bezeichnen, eo ipso mit gewissen ausnahmen dem weiblichen geschlecht anheimfällt; die betr. abstracten appellativa aber sind natürlich grösstenteils keine grundwörter, sondern ableitungen von nominalen oder verbalen grundwörtern; natürlich sind auch die ableitungselemente je nach dem character des grundwortes und des daraus abzuleitenden, selbst nach der lautlichen natur dieser bestandteile, verschieden, bilden aber wieder mehr oder minder klar geschiedene hauptklassen; in folge dessen wird es ebenso viele scheinbar feminine bildungsformen bei den abstracta geben, die an sich wieder nicht das geringste mit dem geschlecht zu thun haben. Solche ableitungsformen, deren jede direct den wert eines geschlechtzeigers gewinnt, sind ausser vielen anderen, namentlich aus dem arischen zweige, von bekannteren z. b. *τι(σι) — ιδ, αδ — δων — τητ (της),* dōn (dō) — tūdō — tāt — tūt — iōn — tiōn — āgōn — īgōn — ūgōn, heit — keit — schaft — nis . . .

Wird schon hierdurch eine geradezu ungeheure manigfaltigkeit von deutlich weiblich geschlechtigen substantiven erzeugt, so haben die einzelnen sprachen oder wenigstens kleinere sprachgruppen oft noch ihre besonderen regeln, wornach diese oder jene klasse von wesen dem einen oder dem andern genus angehört, auch wenn sie keinerlei das betr. geschlecht vorzugsweise characterisirende form trägt; man denke nur an die städte-, länder-, pflanzennamen des griechischen und lateinischen, welche direct das specifisch männliche geschlechtzeichen *ος*, us tragen und dennoch regel-

mässig feminina sind. Hiermit ist infolge eines abstracten, augenscheinlich später in die sprache hineingetragenen princips selbst die einzige sonst absolut feste schranke durchbrochen, wornach wenigstens die subiectform der *o*-stämme durchaus männlich geschlechtig ist. Da die anzahl der hierher gehörenden substantiva sehr beträchtlich ist, so dient diese regel jedenfalls nicht dazu, den eindruck der festen klarheit dieser an zahl geringen wirklich geschlechtigen flexionselemente zu erhöhen.

Endlich giebt es viele substantiva, die unter keine dieser regeln fallen, ebenso aber auch keine wirklich oder anscheinend geschlechtige form tragen, gleichwohl aber, wie lediglich der gebrauch zeigt, feminina (rep. masculina) sind; auch diese tragen nicht dazu bei, die übersichtlichkeit des complicirten, scheinbar regellosen aufbaues der genusformen zu fördern.

Einen ganz eigentümlichen eindruck macht es auch, wenn trotz klar vorhandener femininform die grund- oder masculinform plötzlich durchschlägt (cf. z. b. *τώ* statt *τά* im dual), oder wenn gar eine ganze klasse von wörtern, welche sehr wohl femininform bilden könnte oder müsste, sich mit der hier also gewissermassen indifferenten grundform des masculins begnügt (cf. *αἱ ἄνομοι γυναῖκες* . . .).

Das resultat ist folgendes: Obgleich das indogermanische über eine ganze anzahl von geschlechtzeichen verfügt, so *s*, *m*, *d* für das masculinum und neutrum, *ī*, ia, *a* . . . für das feminin, bleibt doch die weitaus grösste zahl der substantive ohne wirkliches genuszeichen; namentlich die beiden ersten sind von ganz beschränkter anwendung im geschlechtigen sinne und versehen ausserdem noch wesentlich andere functionen im weitesten umfange; nur ein verschwindend kleiner teil der masculina und neutra wird durch *s* und *m* gekennzeichnet; *d* ist als neutralform fest umgrenzt, aber fast nur auf das pronomen beschränkt, beim substanzausdruck unmöglich. Die unverhältnismässige mehrzahl männlicher und neutraler substantive bleibt somit ohne jedes äussere zeichen ihrer geschlechtigen stellung, die natur des bezeichneten gegenstandes, vielfach das angewendete ableitungselement, beim neutrum das fehlen des subiectzeichens, resp. beim

masculinum der mangel einer speciell femininen determination, und gewisse äussere, mechanische notbehelfe klären uns darüber auf. Die femininzeichen haben überall ihren wert als solche und grenzen einen verhältnismässig grossen teil des wortmaterials klar gegen den bereich des männlich-neutralen ab; aber selbst hier geschieht das in durchaus unzulänglicher weise, auch die grosse mehrzahl femininer bildungen ist ohne lautliche genusbezeichnung.

Haben wir hier beim substantiv doch noch gewisse feste anhaltspuncte und namentlich dort, wo überhaupt geschlechtige bezeichnung eintritt, auch gewisse einfache sich wesentlich gleich bleibende weiser, so verlassen uns die sicheren marken völlig, wo es sich nicht um den substanzausdruck oder das ihm formell identische adiectivische attribut handelt.

Geradezu verwirrend und völlig unübersichtlich wird nämlich formell das verhältnis beim geschlechtig gestalteten pronomen; hier treten in der regel den männlichen formen weibliche mit ungleich grösserer gegenseitiger formverschiedenheit als je beim substantiv gegenüber, wie oben schon andeutungsweise bemerkt wurde. In den allerseltensten fällen aber finden wir hier nur die dem substantiv eigentümlichen genuszeichen; diese so scharf geschiedenen bildungen zeigen bald in den verschiedenen geschlechtern ganz verschiedene stämme, bald ist die geschlechtsunterscheidung durch vocalvariation herbeigeführt, oder durch vocalvariation und gewisse zusatzelemente; auch die anwendung der beim substantiv üblichen genusexponenten kommt häufig vor, oft verbunden mit einer der vorhergenannten bildungsformen; überhaupt begegnen wir hier häufig combinationen verschiedener arten von genusunterscheidung sowie namentlich einfach oder gar mehrfach zusammengesetzten stämmen, auch solchen, welche ausser einer mehr oder minder übersichtlichen genusabwandlung noch verschiedene, anscheinend willkürlich angewandte deuteelemente bald in dieser bald in jener genusform anwenden. Dabei ist aber zweierlei bemerkenswert: dass trotz oder eben wegen dieser enormen abweichungen von der normalen, am substanzausdruck beobachteten geschlechtsunterscheidung, die geschlechter merkwürdig scharf geschieden sind, so dass die einzelne pronominalform kaum irgendwo einen zweifel ge-

stattet, ob männliches oder weibliches anzunehmen sei (auch hier steht der s t a m m des neutrums dem des masculins meist weit näher als dem des feminins resp. ist mit jenem ausser im subiect-obiectcasus identisch); dass ferner hier auch das neutrum nicht etwa bloss durch das fehlen des subiect- oder masculinzeichens, also negativ, sich kenntlich macht, sondern durch die obenerwähnte significante pronominale neutralform sich sehr energisch und auffallend ebenmässig in den verschiedenen zweigen vom natürlich geschlechtigen abhebt.

Im dual und plural finden sich auch teilweise ganz eigenartige und für die verschiedenen geschlechter verschieden gestaltete formen. Der eindruck des fremdartigen wird dadurch erhöht, dass, auch abgesehen von den grund- oder den subiectformen, die casusableitung in den verschiedenen genera teilweise ganz verschieden und durch die manigfachsten complicationen hergestellt ist. Dieses unendlich reiche gebiet kann hier kaum andeutungsweise gestreift werden. Auch wenn man die ganz eigenartigen, complicirten und manigfaltig gestalteten bildungen des arischen kreises ausser acht lässt, bieten die näher liegenden idiome der besonderheiten genug. cf. *ὁ — ἡ — τό (τοῦ — τῆς — οἱ — αἱ — τά — τῶν . . .), οὗτος — αὕτη — τοῦτο (τούτου — ταύτης — οὗτοι — αὗται — ταῦτα)*; hic — haec — hoc (huius — hunc — hanc — hoc — hac — hi — hae — haec), is — ea — id (eius — eum — eam — eo — ea . . .), idem — eadem — idem, iste — ista — istud (istius — istum — istam . . .), ille — illa — illud, qui — quae — quod (cuius = quoius — quem — quam — quo — qua — qui — quae — quae . . .); sa — so — thata (this — thizos — thizai . . .), is (ir) — si(u) — it(a), der — diu — das . . .

Trotz der grossartigen manigfaltigkeit, scheinbaren regellosigkeit bietet doch, bei der innerlich klaren geschlechtigen stellung der pronomina in allen drei genusformen, das fürwort bezüglich der e n t w i c k e l u n g der genusidee, des wesens der indogermanischen geschlechtsbezeichnung, als blosser i m m e r b e s t i m m t g e s c h l e c h t i g e r vertreter des substantivs wenig neues; umso mehr, als ja die genusform der zweiten person völlig wegfällt, und der verbalausdruck ebenfalls ohne geschlechtige personalzeichen erscheint, somit eigentlich nur das demonstrative und relative fürwort (einschliesslich der sog.

form der dritten person) in betracht kommt. Die ganze entwickelung des genus sahen wir beim substanzausdruck sich vollziehen, der einzige fall einer beachtenswerten sonderauffassung, bei der herstellung des pronominalen neutrums, kam ebendort zur sprache.

Das vorhergehende ergab eine stark ausgeprägte neigung des indogermanischen, den gesamten sprachstoff mit feinen unterscheidungen, etwas complicirter auffassung, klarer innerer, aber recht mangelhafter äusserer form, den drei geschlechtskategorieen einzuordnen. Es lag nahe, dass unter diesen eigentümlichen verhältnissen auch die innere form leicht schaden leiden konnte, umso mehr, als bei einem beträchtlichen teile des sprachstoffes die geschlechtsbezeichnung jede practische bedeutung längst verloren hatte, weil anscheinend durchaus willkürlich der ausdruck des gegenständlichen bald männlichen, bald, unter gleichen oder ganz ähnlichen bedingungen, weiblichen oder neutralen genuscharacter erhielt. Es hat denn auch das indogermanische durchaus nicht überall die genusunterscheidung in ursprünglicher reinheit bewahrt. Das reiche gebiet der entartungen des grammatischen geschlechts, des völligen abhandenkommens desselben, die versuche, einen ersatz für das im bewusstsein geschwundene zu finden, können hier keine berücksichtigung finden. Abgesehen von der ja practischen reducirung der genera auf die zwei natürlichen, wie in verschiedenen neuindischen, zigeunerischen idiomen, dem romanischen teilweise, finden wir fast völliges erlöschen der genusunterscheidung, wie im englischen, oder blosse rohe unterscheidung von belebtem und unbelebtem, wie im heutigen persisch, oder dieselbe unterscheidung neben einem noch erhaltenen masculinum und femininum, wie im zigeunerischen......, endlich die manigfachsten abstufungen des allmählichen erlöschens der genuskategorie. Das semitische mit seiner einfachen klarheit ist hierin jedenfalls erheblich im vorteil gegen das indogermanische.

Nun noch eine ganz allgemeine bemerkung über die form der geschlechtzeichen überhaupt.

Unter allen umständen bleibt es in hohem grade beachtenswert, dass fast überall, wo wirklich männlich geschlech-

tigen formen ebensolche klar als weiblich characterisirte, am substantiv, adiectiv, z. t. auch am pronomen gegenübertreten, das feminin nebenher oder allein die motionselemente *i*, *a*, ia . . . aufweist. *i* dürfte dabei wohl den symbolischen wert des feineren, schwächeren haben. cf. kottisch, tschuktschisch, (mandschu: cf. eme gegenüber ama), karibisch, Taënsa?, Haussa, Muzuk, semitisch, hamitisch, indogermanisch, nordkaukasisch (*i*, *j*), sinhalesisch . . .

Sollte das für zufall, was es sicher nicht ist, angesehen werden, so mag man dem gegenüber beachten, dass sich ähnlich gestaltete motionszeichen (namentlich *i*, ia) beim masculinum kaum werden finden lassen.

Weiterhin erinnert dieses *i*, ia . . . daran, dass wirklich, wie im verlaufe dieser arbeit so oft wahrscheinlich gemacht wurde, sehr oft, wo nicht gewöhnlich, das feminin nicht als gleichwertiges mit dem masculin, sondern als ein anderes, niederes, secundäres erscheint nach auffassung und form. Es wurde meist nicht der begriff von vornherein durch ein männliches und ein weibliches genuselement gewissermassen zerlegt, sondern die grundform blieb fast überall dem masculinum als dem eigentlich massgebenden, der **höheren** ordnung; durch differenzirung wurde dann im bedürfnisfalle ein zweites, minder wichtiges als abart abgezweigt.

Vielleicht — doch dies bloss als vermutung, welche weiter zu verfolgen wäre — ist es auch mehr als zufall, dass das seltener besonders lautlich bezeichnete masculinum (neutrum), also die noch nicht differenzirte form, verhältnismässig häufig elemente aufweist, welche teils dem subiectiven teils dem undeterminirten zu dienen pflegen; cf. das oft wiederkehrende *u*, *b*, *m*, *p*, z. b. im hamitischen, hottentottischen (b, p, m), den nordkaukasischen sprachen (u, w, b), im kottischen (p, u), Kassia (u), im undeterminirten neutrum des indogermanischen auf *m*; das *s*, welches in weitem umfange auch auf anderen sprachgebieten ein mehr subiectives demonstratives moment neben dem mehr obiectiven *t* darzustellen scheint und im indogermanischen als subiect- wie genuszeichen des männlichen dient.

Formlose sprachen.

Verfasser dieser abhandlung hat sich wiederholt, zuletzt in seinem Zur sprachgeschichte und Sprachliche formung und formlosigkeit darüber ausgesprochen, was er unter formlosigkeit versteht, und warum er unbedingt auch sprachen wie magyarisch auf formloser grundlage erwachsen erklärt. Da der erste punct in seinen grösseren arbeiten noch eingehend wird behandelt werden, mag er hier ganz fallen gelassen werden, umso mehr, als der theoretische teil, welcher die einleitung dieser darstellung zu bilden bestimmt war, durch seine länge den gestatteten raum erheblich überschreiten würde. Es soll hier bloss die aufgabe des verfassers sein, an einigen bezeichnenden beispielen zu zeigen, worin die sog. formlose richtung sich im gegensatz zu der namentlich des indogermanischen äussert; dass an dieser trotz aller unterschiede sehr ausgeprägten richtung auch sprachen wie das magyarische vollen anteil haben; dass dagegen selbst weit abgeirrte glieder des indogermanischen stammes gerade in den allerwesentlichsten puncten, in erster linie im verbalausdruck, doch nicht zu formlosen sprachen werden, so sehr sie in mancher beziehung die bahnen der letzteren einschlagen.

Die in seinem sinne formlosen sprachen zeigen, abgesehen von der inneren oft tiefgehenden verschiedenheit des baues, auch äusserst verschiedene stufen der entwickelung;

gleichwohl ähneln sie sich selbst bei völliger genealogischer verschiedenartigkeit häufig auffallend gerade in den ausschlaggebendsten puncten. Es mögen als muster hier dienen einige idiome, welche zufällig dem verfasser gerade jetzt näherliegen und nebenbei recht wohl geeignet sind, ein bild von sehr heterogenen und auch graduell ungemein verschiedenen entwickelungen zu geben. Es sind dies das soeben von Otto Stoll eingehend und musterhaft behandelte Pokonchí, das magyarische, türkische und das wegen seiner ganz eigenartigen sprachgeschichtlichen stellung hochinteressante sinhalesisch; letzteres findet hier eine stelle auch deshalb, weil es dem verfasser vergönnt gewesen ist, dasselbe durch den lebendigen verkehr etwas näher kennen zu lernen, und weil er gerade dadurch auf die eminent formlose richtung dieses idioms im verbalausdruck aufmerksam wurde. Von indogermanischen scheinbar formlosen idiomen seien kurz erwähnt das transsilvanische zigeunerisch und das armenische.

Das Pokonchí ruht durchaus auf nominaler grundlage; hier ist einfach alles nomen (vielleicht mit einziger ausnahme des zahlwortes), in erster linie aber der verbalausdruck, welcher überhaupt gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht festhält, dass er nicht nur ursprünglich, sondern noch jetzt deutlich als nomen empfunden wird und als solches fortwirkt sowie in allen neu- und weiterbildungen seine nominale geltung beibehält. Ebenso ist nomen das fürwort, sowohl das persönliche als auch das demonstrative, und es ist bemerkenswert, dass dieser wortklasse, ganz ähnlich wie im uralaltaischen und anderen formlosen typen, selbst die in unseren augen äusserst drastischen umschreibungen wie: mein körper, wesen . . . für ich . . . nicht genügen, sondern teilweise für uns geradezu ungeheuerliche bildungen eintreten wie: mein wesen — (das) des ich resp. des ich — sein wesen . . . Solche verdeutlichungen sind an sich dort ganz natürlich, wo die ganze sprache eigentlich aus iuxtaponirten, oft recht deutungsbedürftigen indifferenten nomina besteht, namentlich aber dort, wo, wie beim fürwort, überhaupt kein concreter inhalt, sondern bloss die hindeutung auf einen solchen vorliegt, oder das angewendete concrete

wort bloss vertretungsweise für ein abstractes (mein kopf, wesen, körper = ich) eintritt.

Sollen diese indifferenten nomina sich zum satz zusammenschliessen, so bietet sich hierfür, abgesehen von verdeutlichungswörtern verschiedener art, zunächst die blosse iuxtaposition der satzelemente, natürlich nach einer gewissen inneren ordnung; diese ergiebt, ganz wie in vielen anderen innerlich mehr oder weniger verwandten typen, namentlich die zwei hauptangelpuncte der sprachlichen bindung und des satzes in derartigen idiomen, das adnominale und das prädicative verhältnis; daran hängt thatsächlich der ganze satz, vornehmlich hier, wo etwas anderes, abgesehen von den gleich zu nennenden possessivzeichen, überhaupt kaum in betracht kommt; denn damit ist auch die bezeichnung von subiect und obiect ohne besondere äussere mittel möglich und ganz gewöhnlich; so erscheint häufig das ideelle subiect halb- oder ganz adnominal, beide male nur durch seine stellung; das ideelle obiect bildet dann grammatisch eigentlich das subiect (cf. unten: ein ei — (ist) ihr legen — (sc. der) henne = die h. legt ein ei).

Bei dieser ungemeinen principiellen einfachheit und grammatischen mittellosigkeit kann es nicht wunder nehmen, dass die praxis auch in der satzbindung vielfacher, oft wieder schwerfälliger verdeutlichungswörter nicht entraten kann; jedenfalls aber bietet das Pokonchí im ganzen bau und oft bis ins kleinste detail die auffallendsten belege für die von anderen und vom verfasser, besonders in seinem Zur sprachgeschichte, vertretenen ansichten.

Auch die erscheinung ist im wesen dieses idioms tief begründet und demselben mit vielen anderen gemein, dass abgesehen von den ebengenannten morphologischen factoren eigentlich nur oder doch fast ausschliesslich einer in betracht kommt, dieser aber dafür auch die ganze sprache beherrscht; es ist das possessiv-prä (resp. suf-) fix; dasselbe kennzeichnet nicht nur den besitzer eines dinges, sondern deutet auch an, wessen eine handlung resp. ein zustand ist, von wem beide ausgehen, oder wer das ideelle subiect ist, und bestimmt somit wiederum den ganzen satz; denn ein auf das verbale possessivnomen folgendes zweites nomen muss

dann obiectgeltung haben, d. h. es ist wieder eigentlich grammatisches subiect, welches sich mit dem ersteren prädicativ verbindet; mein gehen = ich gehe, aber mein sehen — mein gesicht = mein gesicht ist gegenstand meines sehens, d. h. ich sehe mich; mein sehen — gesicht = ein gesicht (ein er) — ist gegenstand meines sehens, d. h. ich sehe ihn.

Nach dieser kurzen einleitenden behandlung der morphologischen grundlage, welche hier platz gefunden hat, weil sie in vielen wesentlichen puncten innig übereinstimmt mit der der später zu erwähnenden und einer unverhältnismässig grossen anzahl anderer formloser idiome, folgt eine gedrängte übersicht der wesentlichsten einzelnen erscheinungen.

Von einer nominalen flexion kann keine rede sein, da die sprache höchstens durch verdeutlichende iuxtaponirte, oft mit dem possessiv versehene, casuell ebenfalls indifferente substantive die relation des regirenden nomens in ungefähr andeutet, subiect-, obiect- und adnominalcasus durch sinn und satzgefüge hinlänglich klar bezeichnet sind. Gleichwohl geben diese deutewörter mit grosser klarheit den weg an, wie mit dem stärkeren hervortreten der function wirkliche beziehungsexponenten entstehen konnten und in fortgeschritteneren idiomen entstanden sind. Derartige fixirung für gewisse functionen ist umso erklärlicher, als die deutewörter in eng begrenzter anzahl und in ziemlich präciser bedeutung, meist ursprünglich recht drastische stoffwörter wie mund, kopf, rücken, seite . . ., regelmässig wiederkehren. So heisst chi = mund, na = kopf, vuach = gesicht, ij = rücken; eines der gebräuchlichsten präpositionsartigen elemente nun ist das erste, chi, welches sich mit den drei anderen (doch nicht mit diesen allein) verbindet, wobei diese possessivzeichen tragen; die bedeutung des chi ist dabei etwas wag, etwa die des äusseren, der oberfläche, chi — nu — vuach = mund — mein — gesicht wird zu einem vor mir, chi — nu — na (mund — mein — kopf) zu auf mir, chi — vu — ij (mund — mein — rücken) zu hinter mir. Es kann nicht wunder nehmen, wenn dies chi schliesslich ein bei, an, nahe an wird, gewissermassen bloss seine präpositionale bedeutung festhält, den ursprung aber verleugnet; heisst ja

doch im hochentwickelten magyarisch belém (= in mich) wörtlich mein inneres, reám (= auf mich) meine oberseite; nur braucht eben das magyarische zu einem vor, bei, auf, neben mir immer nur ein mit seinem possessiv versehenes localelement, es genügt ihm ein meine vorderseite, nähe, oberseite, eine etwa notwendige unterscheidung von ruhe, richtung, trennung drückt es durch die (im Pokonchí ja unmöglichen) flexivischen veränderungen des hier postpositionalen ortsnomens aus: an meiner, auf meine, von meiner richtung, hinter-, vorderseite . . . Auch das einzige noch übrige halblocale casusverhältnis des dativ wird, wo es überhaupt specielle bezeichnung findet, im Pokonchí durch ein nomen mit possessiv angedeutet, vu — e = mein eigentum = mir; es kann sogar heissen vu — e — jin = mein eigentum des ich, namentlich aber gewinnt letzteres im prädicativen sinne die bedeutung: (ist) mein eigentum, gehört mir. re pat vuili **vuejin** = dies haus das mein eigentum (ist).*)

Auch die pluralbezeichnung erfolgt durch besondere nominale hilfswörter, z. t. sogar durch mehrere zugleich.

Das fürwort weist ausser den formen der 1. 2. person sing., 1 person plur. und einigen elementen weisender art lauter componirte, z. t. stark componirte nominalbildungen auf; aber auch die einfachsten wie jin, jat, e . . . sind deutlich nominal, decken in keiner weise die abstracten begriffe ich, du, er und bedürfen deshalb, wie oben angedeutet wurde, zahlreicher verdeutlichungen, die z. t. nach unserer auffassung völlig überflüssig sind und ein unglaublich schwerfälliges ensemble iuxtaponirter, eigentlich unzusammenhängender elemente darstellen. r — e — jin, r — e — jat = sein — wesen — (des) ich, sein — wesen — (des) du = ich, du liesse man sich noch gefallen, ein r — e — tak — e — joj, r — e — tak — i — joj statt r — e — joj = sein — wesen — (des) wir = wir ist doch störend breit; das tak des plural scheint uns unnötig, da joj den pluralbegriff involvirt, ebenso das *e* resp. *i*;

*) cf. magyarisches én atyám = meiner — vater — mein = mein vater, a ház mienk (mi — é — nk) = das haus unser — eigentum — unser = gehört uns.

die formen bedeuten buchstäblich: sein — wesen — (einer) mehrheit — (nämlich) wesen — (des) wir und: sein — wesen — (einer) mehrheit — (nämlich) das — (des) wir; es soll also dort, wo sonst die personbezeichnung jin, jat folgt, gleich darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich hier nicht um einen, sondern um mehrere handelt, obgleich joj nach unserer auffassung genügen würde; dieser schwerfällige, aber der hauptsache (des joj) noch ermangelnde complex wird nun vermittelt, deutend und erläuternd mit dem eigentlichen personalzeichen verbunden durch das wiederaufnehmende und weiterführende *e* oder *i*. Wir würden eigentlich statt joj ein jin erwarten, da die pluralität durch tak bezeichnet ist; in der 2. person bewirkt auch wirklich tak, dass jat nicht du, sondern ihr bedeutet. Andere formen sind noch weit mehr als die genannten satzartige gebilde; so heisst die exclusivform, z. b. v — utquel — vu — ib (= ich allein), nach Stolls kaum noch zweifelhafter deutung: mein — ausgesonderthaben — mein kopf (ist) = ich habe mich ausgesondert, bin allein, resp. ich allein.

Die einfachsten demonstrativa sind r — i, r — e, ru — je = sein kopf, sein wesen = er.

Auch das interrogativ ist eine eigentümliche, wohl satzartige bildung: a — vuach, eigentlich, wie scheint, die fragepartikel ja (a) prädicativ mit vuach = gesicht verbunden.

Schliesslich seien noch bildungen erwähnt wie chi — k — un — chel — i — joj, ch — av — un — chel — tak — i — jat = wir alle, ihr alle, wörtlich: auf — unser — einer — seite — die (resp. der) — (des) wir, auf — dein — einer — seite (nämlich einer) mehrheit — die (der) — (des) du; oder r — e — joj ka — ca — b — chel, r — e — tak — i — jät a — ca — b — chel = wir beide, ihr beide, wörtlich: sein — wesen — des wir — unser — 2 (kopf) — seite . . . Übrigens ist bei dem componirten ch — un — chel (mund — eine — seite) = auf einer seite, zusammen, alle die function im letzteren sinne schon so überwiegend, dass dasselbe auch in verbindung mit substantiven in diesem sinne üblich ist: ch — un — chel tak — e che = alle bäume.

Für den ersten blick kann es auffallen, dass die zahlwörter in der verbindung mit dem ausdruck der gezählten

dinge wege einschlagen, welche von denen innerlich verwandter idiome z. t. ganz abliegen; eine der gewöhnlichsten ausdrucksweisen in formlosen sprachen ist ein: mann der zweiheit, oder des mannes zweiheit = 2 männer; hier dagegen wird anscheinend in unserem sinne in directer verbindung der beiden elemente gesagt: 2 mann. Nach Stolls (in hohem grade durch den ausdruck selbst wahrscheinlich gemachter) vermutung enthalten die meist offenkundig componirten formen der pluralischen zahlwörter schon in sich eine allgemeine bezeichnung der gezählten gegenstände wie unser kopf, stück (cf. 10 stück ochsen, pferde), und der specielle ausdruck der gezählten gegenstände ist doch, wie in anderen substantivverbindungen auch jedesmal das an zweiter stelle stehende nomen, adnominal zu fassen: zwei köpfe von der klasse mann.

Bezüglich des verbalausdrucks mag zuerst die allgemeine bemerkung wiederaufgenommen werden, dass ursprünglich von einem verb überhaupt gar keine rede sein kann, dass das sog. verb absolutes nomen oder durch eine verbindung von nomina in ihrer vollen substantivgeltung hergestellt ist, dass zwischen nominaler und verbaler verbindung, satzgefüge, ja unter umständen einfachem oder erläuternd erweitertem nomen gar kein morphologischer unterschied zu bestehen braucht, dass derselbe complex hier als reines verb oder ganzer satz, dort als ebenso reines nomen fungiren, dass ebenso unter umständen das, was soeben satz oder verbalausdruck war, als nomen ein wortbildendes zeichen annehmen kann, welches es völlig in die adiectivsphäre überführt. So also wird jab = wasser, sib = rauch, wenn der sinn es erfordert, zu einem es regnet, raucht, und auf der anderen seite können und werden sogar ganz gewöhnlich verbindungen adiectivisch gebraucht, welche wir eigentlich als sätze auffassen müssen, wie: nim — r — ok, qu' isi — r — ok = gross (ist) — sein — fuss, klein (ist) — sein — fuss, ersteres als adiectiv = breit, letzteres = kurz; oder ch' uvua chic vuach = koth (ist) — schon — gesicht, äusseres = kothig, abaj — pam — be = stein(e) — im — wege (sind) = steinig. So werden namentlich in rein adverbialem sinne für früh, spät . . . satzverbindungen wie: hoch — die sonne, gesunken — die

sonne . . . angewendet. Nimmt nun eine verbindung wie nim — r — ok das adiectivzeichen laj, so haben wir in nim — r — ok — laj ein reines adiectiv, die bedeutung aber ist: gross (ist) — sein — fuss — ig = einer mit einem gr. fusse = hochgewachsen, z. b. nimroklaj vuinak = ein hochgewachsener mann.

Trotzdem ist das, was hier anscheinend so nahe liegt und anderen sprachtypen wie dem türkischen geradezu einen eigenartigen character verleiht und grosse übersichtlichkeit sowie einfachheit zur folge hat, die blosse nebeneinanderstellung des ideellen subiect- und des prädicatsausdrucks im prädicativen verhältnisse, selten; ein jat nim = du gross (sc. bist) kommt zwar vor, aber es giebt nur sehr wenige nomina, welche wie nim derartige einfache verbindungen eingehen (das gerade gegenteil werden wir im türkischen finden, desgleichen auch in etwas anderer gestaltung im magyarischen). Es scheint diese grosse einfachheit doch schon energischere concentration des subiect- wie des prädicatsbegriffs- und ausdrucks vorauszusetzen, als hier vorliegt, wie später bei besprechung von bildungen wie mol — o — re wahrscheinlich gemacht werden wird. Es treten mithin hier ähnlich wie bei dem obenerwähnten fürwort verdeutlichungen aller art hinzu, welche den grundcharacter oft direct verwischen und die zu grunde liegende einfachheit der blossen prädicativen iuxtaposition schwer erkennen lassen. z. b. würde in dem beispiele: r — e — jin Pedro i — nu — bi = Pedro (ist) mein name schon Pedro i — nu — bi uns genügen (im türkischen ist eine der häufigsten verbindungen: alyp adym, adyng . . . = held (ist) mein, dein name). Hier aber wird, was später oft wiederkehren wird, ein emphatisches, eigentlich beziehungsloses, satzartiges r — e — jin vorgesetzt (= sein — wesen — des ich), im sinne von: ich bin es, von dem die rede ist, oder: was mich anbelangt (sc. so ist mein name Pedro). Dasselbe rejin, r — e — tak — i — joj . . . tritt selbst da ganz gewöhnlich in derselben bedeutung ein, wo die verbalform, wozu rejin ideelles subiect ist, reinste possessive nominalform wie mein — lieben bleibt, so dass von einem subiectverhältnis wie in ich liebe keine rede sein kann. So ist ein r — e — jat in —

avu — il = du, dein — sehen (ist) grammatisch incongruent, der sinn ist: was dich anbelangt, so siehst du; rejat wäre eigentlich wieder subiectausdruck, welcher hier in bezug auf das ideelle, nicht das grammatische subiect eintritt. Hieraus geht hervor, dass grammatische fügung in unserem sinne, congruenz der satzteile, häufig noch ganz fehlt, dass an ihrer stelle vielfach blosse nebenordnung stattfindet, und der sinn entscheidet, oder im notfalle verdeutlichungswörtchen demselben in roher weise zu hilfe kommen.

Sehen wir von solchen mehr oder weniger ungehörigen elementen ab, so treten hier die beiden hauptbildungsarten des verbalausdrucks in formlosen idiomen uns entgegen, anreihung im sinne eines prädicativen verhältnisses und verbal-nominalformen mit possessivzeichen, daneben reiche anwendung beider zugleich.

Es kann nicht einen augenblick zweifelhaft sein, dass die possessiven verbalformen, wie in anderen sprachtypen, hierbei ungleich reicher vertreten sind als die prädicativen, obgleich auch letztere unzweifelhaft vorkommen, so dass auch hier, wie in so vielen amerikanischen idiomen, neben der possessiven auch eine prädicative conjugation vorkommt (ich — schlafen = ich schlafe . . .), welche hier nicht näher behandelt werden soll. Die possessivgestaltung des verbs aber beherrscht die ganze transitive, namentlich die in verschiedenen gestalten auftretende obiectconjugation und weiterhin in weitem umfange auch die intransitive conjugation, sowie modificirt die vielen reinen substantivbildungen, die wir als nomina actionis mit dem verbum substantivum, z. t. sogar als blosse nomina agentis fassen (molore = das aufhäufen (ist), man häuft auf = der einsammler, aufhäufer).

Einfache bildungen dieser art sind z. b. vu — ejt — al = mein kennzeichen d. h. ich weiss, oder reflexive wie i — nu
mein —
— loch vu — ib = ich kratze mich, i — ru — loch r — ib =
kratzen mein —
kopf (ist)
sein kratzen (ist) sein kopf d. h. er kratzt sich, oder solche mit pronominalem obiect wie

qu — i — ru — tiu ich — sein — beissen = ich ti — ru — tiu du — sein — beissen = du	sind	der gegenstand seines beissens, d. h. er beisst mich, dich, biss uns.
x — oj — ru — tiu damals — wir — sein — beissen = wir waren		

Auch die complicirteren formen der obiectconjugation zeigen dieselbe grundauffassung:

r — e — jat qu — in — avu — il = was dich anbelangt,
du (was dich anbelangt) ich — dein — sehen

so bin ich der gegenstand deines sehens, du siehst mich, wobei rejat in der oben angegebenen weise das ideelle subiect hervorhebt, gerade so wie dasselbe durch das nachgesetzte und dann adnominal zu fassende personalpronomen angedeutet wird in fällen wie

ti — vu — il i — jin = du bist der gegenstand
du — mein — sehen das — (des) ich

meines sehens, ich, ja ich sehe dich; in beiden fällen würde qu — in — avu — il und ti — vu — il völlig genügen.

Die wenigen genannten, innerlich nahe verwandten fälle lassen gleichwohl einen bedeutsamen unterschied erkennen. Bei der pronominalen obiectconjugation sind obiect- wie subiect- und thätigkeitsausdruck zu einem wortartigen complex verbunden, mit durchgängigem vorantreten des ausdrucks für das ideelle obiect, bei nominalem obiect bleibt die verbalform von dem nachfolgenden obiectausdruck getrennt, und dieser unterschied ist durchaus fest, gleichviel ob das obiect ein specielles oder ein undeterminirtes, ihn, sie . . . ist (denn auch im letzteren falle tritt ein nomen allgemeinster bedeutung wie gesicht = person, ihn, sie . . . ein). So heisst es also: r — e — jat in — avu — il vuach = du, was dich anlangt, dein sehen (ist) das gesicht d. h. er = du siehst ihn; ebenso selbst für die 1. person als obiect: r — e
ihr,

— tak — i — jat in — avu — il nu — vuach = ich bin
was euch anl., dein (euer) — sehen mein — gesicht

der gegenst. eures sehens. Genau dasselbe princip war fest-

gehalten in obigem i — nu — loch vu — ib, i — ru — loch r — ib = ich kratze mich, er kr. sich, und es gilt durchweg, selbst da, wo wirkliche substantivbildungen bei dem ausdruck des ideellen subiects vorliegen, so dass auch da dem sinne nach eine transitive conjugation hergestellt wird, ja es ist diese richtung in auffallender ausdehnung vertreten. Wenige beispiele dafür:

nu — mol — om vuach = mein aufgehäufthaben ist
mein — aufgehäufthaben (ist) es

ein es, ich habe es aufgeh.

vu — il — om chic vuach = mein lesen (gelesen-
mein — lesen schon (ist) es

haben) ist schon ein es, ich habe es schon gel.

vu — abix — om — aj vuach.
mein — bestellthaben (ist) es.*)

Ein anderes, genau ebenso behandeltes allgemeines obiectwort ist *r* — *e* = sein wesen, ihn, sie . . . Diese verschiedenen obiectformen sind so fest geworden, dass sie ihre materielle bedeutung teilweise ganz eingebüsst haben und thatsächlich nur noch zeichen der transitivconjugation sind, derart, dass sie auch beim vorhandensein eines wirklichen speciellen obiectausdrucks das eigentliche obiect darstellen; der specielle obiectausdruck bildet dann nach dem festen sprachgebrauch des Pokonchí eine adnominale bestimmung; denn die blosse derartige verbindung zweier nomina ergiebt ein prädicatives oder adnominales verhältnis; prädicativ ist die verbindung der zwei vorangehenden, des verbal-

---

*) Zugleich ersieht man hieraus, dass teilweise auch die tempusunterscheidung schon durch solche substantivbildungen gegeben ist; so ist nu — ch'ab — uj = mein geschossenes, präteritum: ich habe geschossen, aber ne — ti — nu — ch'ab — uj = werden — du — mein — geschossenes d. h. ich werde dich schiessen. Es giebt auch ausser dem hier erwähnten ne (na) des futurs und den angedeuteten temporalen substantivbildungen, z. b. auf om, aj, uj, *m* — aj . . ., eine beträchtliche anzahl vorsatzelemente, welche der tempusbezeichnung dienen und sogar recht feine unterschiede zu fixiren im stande sind; bei den meisten auch dieser wörtchen lässt sich die ursprünglich drastisch materielle substantivbedeutung nachweisen; das weite gebiet kann hier nicht behandelt werden, es sei auf die einschlägigen partieen in Stolls buch, namentlich p. 79 flgd. verwiesen.

ausdrucks und des obiectwortes (vuach . . .), also bleibt für das letzte nur die adnominalgeltung.

ch — a — quej vuach ixim vui l — i = wört-
(es sei) — dein — mahlen (ein) es mais (des) dieses

lich: dein mahlen sei ein es dieses mais = mahle diesen mais.

ch — a — tz'ijb — aj vuach juj r — e r — e = schreibe
(es sei) — dein — schreiben (ein) es briefes dieses

diesen brief.

Das letzte nomen kann aber auch ideelles subiect sein, wenn der sinn es verlangt, also wenn ein obiect entweder gar nicht vorhanden ist, oder dasselbe im vorhergehenden vollständig zum ausdruck kommt.

cf. das schon früher angedeutete beispiel:

damals ihr legen (ist) ein ei **der henne**

= damals ist der gegenstand des legens ein ei, seitens der henne = die henne legte ein ei (ganz ähnlich, wie wir oben hatten ti — vu — il i — jin = du mein sehen — meiner = ich sehe dich). Der hauptausdruck bleibt unter allen umständen das verbalnomen und das etwa vorhandene obiectwort, sie constituiren den satz, ein hinzutretender specieller subiectausdruck bleibt immer ein nebensächliches, accedens, welches ausserhalb des eigentlichen satzes steht, gleichviel ob dasselbe adnominal hinter oder in der emphatischen form als unabhängiges glied vor dem satzcomplex steht, wie wir schon bei der obiectconjugation sahen. Ersteres ist z. b. der fall in: na — vu — aj — em — aj i — jin = ich ich
werden (ist) — mein — nachlaufen meiner

werde nachlaufen, oder: caj — chi ru — tur — in — ic
jetzt (ist) sein — rauschend hervorquellen

i — ja = jetzt quillt das wasser rauschend hervor; letzteres
wassers

in fällen wie: r — e — jin vu — ix i — jal = ich
was mich anlangt mein — entkörnen (ist) mais

ich entkörne den mais, oder: r — e r — e po — ru —
was ihn anl., (früher) — sein —

kak — saj r — ib = er wäscht in der vergangenheit
waschen (ist) sein — gesicht

sein gesicht = er hat sich gew. cf. auch die früher genannten beispiele; solche bildungen sind durchaus regelmässig.

Es ist geradezu dies das grundprincip der sprache, und zwar bis zu wunderlichen consequenzen, dass der handelnde gar nicht, oder nur nebensächlich erwähnung findet, der schwerpunct des satzes unbedingt bloss im nicht subiectiven verbalnomen und einem etwa hinzutretenden obiectausdruck ruht; es geht das so weit, dass selbst dort, wo wir nur nomina agentis sehen, und auch die regelmässige übersetzung der betreffenden Pokonchí-ausdrücke solche einsetzt, die wortform bloss die handlung, das agens gar nicht nennt; mol — o — r — e wird direct mit einsammler übersetzt, das wort heisst ganz unzweifelhaft das einsammeln (mol — om) (ist) ein es (*r — e*) = man sammelt ein; die bezeichnung der person erscheint überflüssig; so muj — an — r — e = das färben ist ein es d. h. man färbt, der färber, c'ujt — am be = der weg (ist) das weisen, man weist den weg, der wegweiser. Diese richtung ist derart ausgeprägt, dass selbst so energisch subiective verhältnisse wie ein können, wollen . . . ganz unpersönlich im sinne eines: mein lesen (ist) ein können erscheinen. vu — ejt — al ch'al = ich kann spinnen,
mein — spinnen (ist) ein können

avu — ejt — al ch'al = du k. spinnen. ĭ — r — aj vui —
sein — wollen (ist) das

jic ch — u pat = er will zu hause sein. i — nu. — ban
sein zu hause mein — thun (ist)

vu — aj — im = ich thue laufen, ich laufe.
mein — laufen

Auf den satzbau näher einzugehen, desgleichen auf die gestaltung der tempora, modi, des prädicativen verbalausdrucks . . ., muss verfasser sich versagen, da er hier nur in etwa die eigentümlich nicht. subiective hauptgrundrichtung des verbs kennzeichnen will, wie sie ähnlich, aber in weit weniger roher form, weite sprachgebiete beherrscht, selbst solche, welche heut unzweifelhaft ein hochentwickeltes verb besitzen, aber doch im grunde genommen kein subiectives, sondern ebenfalls ein mit possessivsuffixen versehenes verbalnomen.

Deshalb folge hier das himmelweit verschiedene magyarisch, hier gerade, um analogieen wie gegensätze umso schärfer hervortreten zu lassen.

So hoch das magyarische über der mehrzahl der formlosen idiome steht, so häufig es direct in die bahnen der formsprachen einlenkt und in sehr wesentlichen puncten bei seinem heutigen zustande der entwickelung lebhaft an das indogermanische erinnert, so unverkennbar bleibt es eine im grunde formlose sprache. Verfasser hat vor kurzem an anderem orte hervorgehoben, dass das magyarische eine hochstehende, reiche cultursprache ist, hier sollen nur die züge in gedrängtester kürze erwähnung finden, welche darthun, wie sehr dasselbe gleichwohl mit allen seinen wurzeln tief im boden der formlosigkeit steht.

Auch hier erscheint die sprache wesentlich bestimmt durch wenige tief eingreifende grundprincipien, welche überdies mit denen des bisher behandelten idioms eine oft auffallende verwandtschaft, z. t. direct identität aufweisen; es sind dies blosse anreihung, der der sinn verschiedenartige bedeutung verleiht, anreihung im sinne des adnominal- und des prädicativverhältnisses, reichste anwendung der possessivsuffixe, sei es am reinen nomen sei es am verbalausdruck mit seinem ursprünglich ebenfalls nominalen character. Auch hier fehlen verdeutlichungswörter und erläuternde wiederholungen ebenso wenig wie vorher beim Pokonchí. Der character der sprache ist ebenfalls ursprünglich in hohem grade nominal; ausser dem substantiv ist nomen das substantivartige adiectiv, das fürwort wenigstens in spuren grossenteils, das verb, letzteres in sehr bezeichnender weise; aber durchweg sehen wir neben der alten noch durchschimmernden richtung unverkennbaren fortschritt.

Das manchmal aus recht heterogenen, innerlich wenig zusammengehörenden teilen bestehende wort wird äusserlich energisch zusammengehalten durch die ausgeprägte vocalharmonie, wornach die beschaffenheit des vocals der am anfange stehenden stammsilbe zugleich die der folgenden bestimmt, durch die stellung dieser stammsilbe und den darauf fallenden accent.

Die casussuffixe sind äusserst zahlreich, z. t. noch deut-

lich erkennbare verdeutlichende stoffwörter wie nähe, gleichheit, die dem ursprünglich adnominal zu denkenden hauptausdruck nachfolgen im sinne von: (der stadt) — nähe = nahe (bei der stadt).*) Hiernach kann es nicht auffallen, dass ein solches casussuffix unter umständen durch ein drittes element gefolgt sein kann. Die nach unserer auffassung wichtigsten grammatischen casus bleiben z. t. ohne jede bezeichnung, so der subiectcasus immer, der adnominal- und der obiectcasus oft, wenn auch beide über eine bestimmte form verfügen; das ist schon deshalb nicht auffallend, weil nach dem gesamten sprachbau, welcher ursprünglich durchaus nominalen character trägt, das vorangehende nomen eo ipso adnominalen sinn hat und das rectum des nachfolgenden regens darstellt, und weil das ideelle obiect, wie im Pokonchi und sonst vielfach, eng zu dem prädicativ zu fassenden verbalnomen gehört, zu dem es grammatisch eher im subiectverhältnis steht (ein stein [ist] mein nehmen = ich n. einen st.); ebenso aber erscheint das ideelle subiect entweder halbadnominal (vater[s] — nehmen = der v. nimmt) oder indifferent im grammatischen verhältnisse blosser anreihung (vater — sterben), wie die hier völlig unpersönliche, indifferente verbalform deutlich anzeigt. Wo, bei gewissermassen casuellem verhältnis, doch eine wortartige zusammenziehung des hauptausdrucks und des beziehungselements nicht eintritt, behält das letztere bei sonst gleichem verhalten wie vorher seinen wortcharacter, und der vorangehende hauptausdruck hat dann oft sogar wirkliche genetivform; es ist dies das reiche gebiet der postpositionen, welche z. t. ihre reine substantivgeltung durch annehmen des possessivzeichens klar darthun: föld — nek alatt — a = erde — der unteres — (an) — ihr = unter der erde.

Hiermit ist zugleich schon das possessivsuffix angedeutet, welches eigentlich die ganze sprache zusammenhält, d. h. überall anzeigt, dass die äusserlich auseinanderfallenden, nur

*) Da die auffassung wohl ursprünglich ist: mein gehen (ist) die richtung, nähe, mitte ... der stadt, d. h. eigentlich: der stadt — richtung — (ist) gehen — mein, so kann das unvermittelte, was für uns in einem stadt — nähe in verbindung mit einem (gehen,) sich befinden liegt, umso weniger befremden, die ausdrucksweise hat nichts abnormes.

durch ihre stellung einigermassen einander sich unter- oder überordnenden teile des satzes oder der verbindung wirklich zusammengehören, und zwar sowohl auf nominalem wie verbalem gebiet; ein atya ház — a ist morphologisch identisch mit einem atya ver — i bis auf einen minimalen unterschied; das erste heisst vater(s) — sein haus, das zweite vater(s) — sein schlagen; noch genauer entsprechen sich napom — várom = mein tag — mein warten (= ich erwarte). Ebenso beherrscht die possessivbildung die gesamte pronominalflexion.

Das attributive adiectiv ermangelt jeder flexion, da es eigentlich adnominales substantiv ist (der güte — speise = gute speise), dasselbe gilt vom zahlwort, welches infolge dessen den ausdruck der gezählten gegenstände im singular bei sich hat, denn ein tiz ember ist zehnheit(s) — mensch = 10 menschen. Hierher gehören naturgemäss auch begriffe wie viel, mehr, wenig, alle . . .; mind ember ist gesamtheit(s) — mensch, sok ember = vielheit(s) — mensch; von einer pluralbezeichnung ist keine rede, und diese genannte auffassung wirkt so lebhaft, dass selbst das zugehörige prädicat nicht dem natürlichen sinne entsprechend im plural, sondern im singular steht: sok, mind ember itt van = viel, all — mensch ist hier.

Auch das fürwort ist nomen, und zwar zum grossen teil in grosser schärfe erhaltenes, das persönliche natürlich unabhängiges, absolutes substantiv, das demonstrativ adnominales (diesheit[s] — mensch = dieser m.).

Das persönliche fürwort ist so ausgeprägt reines substantiv, dass es genau so wie ein beliebiges stoffwort die possessivzeichen und daran die casussuffixe annehmen darf. Wie es heisst atyámat = vater — meinen — den, so lautet es eng — em — et = meinheit — meine — die = mich, ebenso mi — nk — et = unserheit — unsere — die = uns (nos), teged — et = deinheit — deine — die, titeket = euerheit — eure — die = euch (vos) . . . In den obliquen casus des ortes hat das magyarische die formen des fürworts überhaupt fallen gelassen und wendet dafür die obenerwähnten örtlichen casuselemente in völlig substantivischer geltung an, verbunden mit den entsprechenden possessivzeichen; also nál — am, nál —

ad, nál — a, nál — unk . . . = meine, deine, seine, unsere . . . nähe = bei mir, dir . . ., und so durchaus, selbst in verbindung mit reinen postpositionen grösstenteils: hoz — ám, bel — ém, belől — em, ért — em, nek — em; hoz — ád, bel — éd, belől — ed, ért — ed, nek — ed . . . Höchst characteristisch können diese formen, die ja nur implicite den begriff der betreffenden person enthalten, verdeutlichend die volle form des personale davorsetzen, wobei es ziemlich gleichgiltig ist, ob wir dieselbe adnominal oder absolut fassen, so dass die angereihte suffixform die nähere erläuterung abgiebt. en — nál — am, en — nek — em, te — nál — ad, te — nek — ed, mi — nál — unk, mi — nek — ünk . . . ist also entweder = meinheit(s) — nähe — meine . . . = bei mir, oder = ich (was mich anbelangt) näml. meine nähe resp. bei mir. Es ist unmöglich hier die analogie mit den früher erwähnten Pokonchi-formen zu verkennen.

Noch klarer als in den einfachen personalformen tritt die rein substantivische natur hervor in der bildung ich, du, er . . . selbst, wo wir unbedingt das mit possessivsuffixen versehene mag (— am), mag — ad, mag — a, mag — unk . . . = mein, dein, sein, unser kern, wesen, person haben. Wie klar dabei die grundbedeutung ist, geht daraus hervor, dass, sowie dieses magam, magad . . . possessivgeltung erhält und als adnominalwort seinem regens vorantritt, dieses letztere durchweg das possessivsuffix der *3.* person erhält, nie das der *1. 2.* . . . person. In mag — am, magad, maga, magunk . . . könyve hat magam . . . unzweifelhaft reine adnominalbedeutung, der sinn ist: meiner, deiner, seiner, unserer . . . person ihr buch = mein . . . eigenes buch (in der verbalverbindung dagegen überwiegt doch der natürliche sinn, also: magam várom = ich selbst erwarte, wörtlich: meine person ich erwarte, nicht magam várja [= meine person erwartet]). Auch hier kann, wie beim einfachen personale vielfach, die verstärkung von magam, magad . . . durch das vorgesetzte volle fürwort eintreten: én magam, te magad, ő

mein

maga . . . = meiner person — (ihr) kern, oder: (meine person) ich, nämlich mein kern, wesen; vieles spricht aber wie in den meisten derartigen fällen für reine adnomi-

nalfassung, ja es haben sich sogar alte genetivformen des personale hier erhalten, die sonst auch im altmagyarischen ungebräuchlich sind; dazu rechnet verfasser namentlich formen wie tünek (tinek) in tünek mag — atok = euer (vestri) — kern — euer, oder ennen in ennen magam = meiner — kern — mein.

Ganz wie mag wird behandelt ön = selbstheit, welches für unser Sie gebraucht wird; auch hier heisst es az önnek atyja = der selbstheit — der vater — ihr = Ihr vater; es können sogar die beiden letztbehandelten pronominalsubstantive zusammen eintreten: ön mag — *a* = selbstheit(s) — kern — ihr = Sie selbst; dabei ist besonders beachtenswert, dass ön im gegensatz zu mag wirklich die *3.* person des singular in der verbalverbindung regirt; es heisst also ön várja, Ihre selbstheit erwartet, Sie erwarten, nicht ön várjátok (mit personalzeichen der 2. person).

Die demonstrativa haben teilweise ihre substantivnatur fallen gelassen und sind zu reinen sogar der congruenz unterworfenen bestimmungswörtern ihrer substantive geworden, haben also, was bei der sonstigen anlage der sprache sehr auffällt, plural- und casuszeichen, teilweise allerdings haben sie ihre substantivnatur und, wie scheint, selbst die alte genetivform, erhalten; von ez, az . . . kann es mithin heissen: ennek, annak (eznek) háznak — erre, arra (ezre) házra, evvel, avval (ezvel) házzal . . ., aber auch ezen, azon háznak, házra, házzal . . ., und ebenso steht dem pluralischen ezek, azok házak, ezeknek, azoknak . . . házaknak gegenüber ezen, azon házak, házaknak . . .

Das magyarische macht von der auch in anderen formlosen sprachen, z. b. den dravidischen, als regelmässiger bildungsform auftretenden symbolischen lautvariation zum zweck der unterscheidung von nähe und ferne regelmässigen gebrauch: ez, az, emez, amaz — ily, oly.

Die schon vorher als das eigentlich belebende princip der sprache bezeichneten possessivsuffixe zeigen reine, einfache formen nur im singular des ausdrucks für besitzer und besessenes, *m*, *d*, (ja) *a* (e) (am, om, em, ad, od, ed . . .) = mein, dein, sein; schon die für den plural des besitzers und den singular des besessenen machen einen secundären eindruck,

derart, dass als grundformen wohl nur erstere gelten dürfen, letztere sind unzweifelhaft schon zusammengesetzt. Von den ersteren spielt wieder die hauptrolle das der 3. person, welches vielfach direct den eindruck eines bloss determinirenden artikels ohne possessivbedeutung macht, z. b. wenn es regelmässig beim adnominalverhältnis den ausdruck des besessenen gegenstandes auszeichnet, gleichviel, ob der ausdruck des besitzers genetivform zeigt oder nicht: az atya ház — *a* = der (des) vater(s)—haus—sein, ebenso: az atyá n a k a ház—*a* = des vaters — das — haus — sein. Die formen für pluralischen ausdruck des besitzers zeigen abgesehen von anderen besonderheiten durchweg am ende das gewöhnliche pluralzeichen *k*, ganz auffallende complicationen aber weisen die formen für den plural der besessenen gegenstände auf. In einem nap — ja — i — m = m e i n e t a g e scheint jedenfalls das possessiv der 3. person, also die h a u p t form, die grundlage zu bilden, jedoch so, dass das possessiv wieder fast determinirende bedeutung hat, resp. in allgemeinster form zunächst den besitzer andeutet, was dann durch hinzufügung des zeichens der e r s t e n person specialisirt wird. Das gleiche gilt für formen wie k e r t(j)e i m, k e r t e i n k (= kert — (j) e — i — m, kert — e — i — nk) . . .; das *i* ist hier überall pluralzeichen für den ausdruck der besessenen gegenstände. Nach unserer auffassung ist ein n a p j a i n k = u n s e r e t a g e eine höchst eigentümliche bildung, es wird, wie oben als wahrscheinlich hingestellt wurde, zuerst von n a p — j a = s e i n (d e r) t a g der plural n a p — j a — *i* gebildet = s e i n e (d i e) t a g e, und diese form dann durch blosse anfügung des possessivsuffixes für u n s e r deutend, erläuternd in die sphäre der e r s t e n person plurals übergeführt: t a g e — s e i n e (d i e) sc. u n s e r resp. d e s w i r, wobei noch zu beachten ist, dass schon n k (= m + k) eine deutliche bildung vom singularsuffix *m* = m e i n mit dem plural-*k* ist. Bezüglich der anwendung der formen dritter person als hilfselemente bei den ausdrücken für die erste und zweite sei nochmals an das r — e — jin, r — e — jat . . . erinnert. Noch weit auffallender aber gemahnen an diese Pokonchi-formen die possessivformen mit vorhergehendem, verdeutlichendem, einfachem oder doppeltem pronomen. Statt atyá*m* = m e i n v a t e r sagt man ganz ge-

wöhnlich az én atyá*m* = der — meiner (person) — vater — mein, ebenso statt atyád (= dein vater): a te atyád . . . Es braucht hier auf die völlig entsprechenden obenerwähnten formen wie en — nek — em, én magam . . . kaum besonders aufmerksam gemacht zu werden. Eine geradezu wunderliche häufung verdeutlichender und flexivischer elemente in z. t. ganz formloser, z. t. adnominaler anreihung bieten namentlich verbindungen von pluralischen possessivformen am ausdruck des besitzers und des besessenen wie: a mi kert — e — i — n — k a virág — a — i — k = die blumen unserer gärten (= artikel + mi [in adnominalsinn] + kert + possessiv der 3. person + *i* des plurals des besessenen + possessiv der 1. person + pluralzeichen des ausdrucks des besitzers *k* — und: artikel + virág (= blume) + possessiv der 3. person + plural-*i* + plural-k).

Es giebt auch ein absolutes, nicht suffixives possessiv = mein, dein, sein, der meinige . . ., welches die eben beobachtete bildung mittels eines stoffwortes mit antretendem possessiv und vortretendem reinem adnominalem personale als regelmässige durchweg aufweist. Ein hier augenscheinliches stoffwort mit der bedeutung eigentum = *é* (je) nämlich tritt im sinne eines suffixes des genetiv mit rein possessiver bedeutung an die substantiva: atyá — *é* (= vaters — eigentum) = dem vater angehörig, des vaters. Dieses selbe wort geht nun die ebengenannten verbindungen pronominaler art ein: eny — *é* — m, ti — *e* — d, mi — *e* — nk, ti — *e* — tek, öv — *é* — k = mein, dein, unser . . ., wörtlich meiner person — eigentum — mein, oder meine person sc. mein eigentum. Da dies unzweifelhafte substantivbildungen sind, so wird für den ausdrück der pluralität (genau wie beim possessiven substantiv) des besessenen das plural-*i* dem einheitlichen substantivausdruck enyé — tié — övé — mié . . . angefügt.

Dieses selbe nomen mit possessivsuffixen, welches die nominale flexion in hohem grade beherrscht, und ohne die es eine pronominale flexion überhaupt nicht giebt, constituirt denn auch die ganze conjugation; das verbum finitum des magyarischen ist unverkennbares, grossenteils völlig rein erhaltenes verbalnomen mit possessivsuffixen; várom = ich erwarte (ihn, sie . . .) ist morphologisch identisch mit

napom = mein tag, d. h. es bedeutet eigentlich nur: mein erwarten, womit durchaus nicht gesagt sein soll, dass es heut, wo die verbalformen in ihrem besonderen, rein verbalen wirkungskreise längst consolidirt und durch mancherlei differenzirungen auch mit ihren speciellen nuancen als obiect- und obiectlose formen fixirt sind, nicht im sinne unseres: ich erwarte (ihn, sie . . .) verstanden würde; es hat heut jedenfalls diesen sinn; es kann keine rede davon sein, dass die regelmässigen persönlichen verbalformen des magyarischen als nomina mit possessivsuffixen noch empfunden würden, so klar und energisch hat sich unter zuhilfenahme (wirklicher und scheinbarer, d. h. nur durch differenzirung eigentlich identischer formen gewonnener) gewisser unterscheidungen eine obiect- und eine obiectlose conjugation herausgebildet; und diese grosse festigkeit ist umso beachtenswerter, als z. b. die obiectconjugation durchaus nicht überall den ausdruck des obiects formell enthält — ein fall, welcher hier nicht näher ausgeführt werden kann und tief in das wesen finnischer formenbildung eingreift. Gleichwohl lassen sich die bildungen, welche wir als normale anzusehen gewohnt sind für die einfach transitive wie für die obiectconjugation der verschiedenartigsten formlosen idiome, hier klar nachweisen, und auch die intransitive conjugation ruht unzweifelhaft auf diesem grunde; es sind dies die auch im Pokonchí behandelten gestaltungen: mein, dein, sein . . . sterben, schlagen = ich, du, er . . . stirbt, schlägt und ich — dein — schlagen, schlagen — du — mein . . . = du schlägst mich, ich schlage dich . . . So heisst várom, várod nach dem obengesagten ursprünglich genau so mein warten, dein warten, wie napom, napod = mein tag, dein tag; ebenso ist várunk = unser warten mit napunk = unser tag morphologisch identisch; ein várjuk, várjátok aber sind reine obiectformen = warten — er — unser (vár — *i* — m[u]k = várjuk), warten — er — euer = wir, ihr w. auf ihn (sie . . .).*)

*) Es handelt sich hier nur darum, zu zeigen, wie klar auch das magyarische die alte grundlage des possessiven und des verbalnomens überhaupt erkennen lässt; es soll damit in keiner weise das heutige oder das älteste verfolgbare verb im magyarischen mit dem von idiomen wie dem Pokonchí

So wie beim eigentlichen substantiv mit possessivsuffixen statt eines napom, napod, atyám, atyád verstärktes (az) én napom, atyám, (*a*) te napod, atyád, so finden wir auch hier, sowie die person des handelnden irgend hervorgehoben werden soll, én várom, te várod . . .; aber hier dürfte jedenfalls mit recht darauf aufmerksam gemacht werden, dass diese morphologische identität doch nur eine äussere ist, denn das én, te beim verbalausdruck wird bei der heutigen entwickelung des verbalausdrucks entschieden im sinne eines subiectiven ich, du gefasst.

Recht klar aber tritt die nominalnatur des verbs wieder hervor in der bildung der mit vala, volt, lesz, legyen, volna . . . zusammengesetzten zeiten; diese formen sind in keiner weise mit unseren durch gewesen, gehabt, geworden . . . gebildeten zu vergleichen, denn das magyarische wendet dabei keineswegs die regelmässig flectirten formen eines verbs sein, haben, werden . . . in verbindung mit dem davon abhängigen (persönlichen) particip (sum captus, habeo lectum) des speciellen thätigkeitsausdrucks an, sondern der einfachen, regelmässig abgewandelten form des thätigkeitsausdrucks tritt unverändert die form von sein, werden bei, welche (es) war, wird sein, möge sein . . . bedeutet; várom, várod, várunk vala, volt heisst: mein, dein, unser warten (resp. erwarten) war; vártam volt = mein erwartethaben war = ich hatte erw.; vártam volna = mein erwartethaben würde sein = ich hätte erwartet.

Fast noch klarer zeigt sich die nominalnatur von formen wie voltam (mein gewesensein) = ich war in so characteristischen bildungen wie szegény **voltam** = mein arm (szegény) gewesensein.

Auch die infinitivartigen, ebenfalls persönlich abgewandelten formen bei den ausdrücken des müssens, dürfens

auf eine stufe gestellt werden; die hohe stellung, ja die vorzüge des magyarischen verbs selbst vor dem vieler indogermanischen sprachen in mehr als einer beziehung, die leichtigkeit, klarheit, womit es durch die einfachsten mittel, ja z. t. ohne eigentliche materielle mittel, zwei scharf geschiedene conjugationsformen herstellt, die neben der obiect- oder transitiven conjugation hergehende herausbildung eines nominalen obiectcasus und vieles andere, an anderer stelle und oft vom verfasser betonte heben dasselbe hoch über solche typen empor wie das Pokonchi.

sind rein nominal; várnom, várnod, várnia . . . kell, szabad . . . = mein, dein, sein erwarten (resp. zu erwarten) notwendig(keit ist), erlaubt (ist) = ich, du, er muss, darf . . . erwarten.

Die formen ohne possessivsuffix, nämlich die der dritten person des singular der intransitiven conjugation, sind ebenfalls unverfälschte nominalformen ohne eine spur von verbalem wesen, überhaupt ohne irgend welches flexionselement; gerade in ihnen prägt sich der grundzug magyarischer satzbildung am klarsten aus; das war, wie wir oben sahen, die halbadnominale verbindung im sinne eines vater(s) — sterben = der vater stirbt, und diese bildung beherrscht denn noch heut die ganze sprache; atya fog = vater(s) — fangen = (der) vater fängt; der morphologische unterschied zwischen der verbal- und der reinen substantiv-verbindung im adnominalen sinne ist lediglich dadurch angedeutet, dass bei letzterer das substantiv, welches das besessene bezeichnet und an zweiter stelle ist, eben weil es sich um wirkliches besitzverhältnis handelt, auch das zeichen desselben, das possessivsuffix annimmt; soll also fog wirkliches substantiv = zahn sein, so hat es (j)a: atya fog — á = vater(s) — zahn — sein (oder noch klarer: atyá — nak fog — a = vaters — zahn — sein, falls nicht im übermass von verdeutlichungselementen gesagt wird: az atyá — nak *a* fog — a = der [des] — vater — s der — zahn — sein).

Wie die gewöhnliche persönliche conjugation die ebenfalls gewöhnlichste art des verbalausdrucks formloser sprachen, die possessivartige, durchblicken liess, so zeigt das eigentlich prädicative verhältnis die zweite, ebenfalls in weitestem umfange vertretene richtung des verbalausdrucks wie des satzes: einfache nebeneinanderstellung des subiect- und des prädicatsausdrucks, unter vorantritt des ersteren, ohne irgend ein auch nur äusserlich bindendes glied; während also nagy város hiess grosse stadt, wird város nagy zu einem: stadt — grosse sc. ist, ein gesetz, welches durchaus die sprache beherrscht; eine copula in unserem sinne ist dem magyarischen völlig fremd, aber ebenso bestimmt, wie es im attributiven sinne nur lautet nagy városok = grosse (oder der grösse) städte, ohne flexivische form von nagy, muss

die prädicative form heissen: (a) város — ok nagy — **ok** = die städte grosse (sind).

So kann es denn kommen, dass trotz aller formenfülle des magyarischen, welche letztere auf nominalem wie verbalem gebiet in hohem masse vorhanden ist, ein magyarischer satz (abgesehen von vielleicht vorhandenen, aber immer auch nicht notwendigen possessivsuffixen am substantiv) auch nicht ein einziges flexions- oder formelement trägt und dennoch klarer satz ist, der an deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt; denn es kommt hinzu, dass das magyarische alles irgend entbehrliche weglässt, so das genetivzeichen, das pluralsuffix, wo nicht die pluralität besonders hervorzuheben ist; ein a z a t y a h á z a n a g y = d e r v a t e r — h a u s — s e i n — g r o s s = des vaters h. ist gross, m i n d e m b e r h a l a n d ó = a l l m e n s c h s t e r b l i c h = alle menschen sind sterblich, s o k e m b e r t u d = v i e l m e n s c h w i s s e n = viele m. w., M a g y a r l a k i k a p a r t o n = M a g y a r w o h n e n d a s — u f e r — a n = der Magyar, Magyaren oder die Mag. wohnen am ufer . . . und tausend andere satzbildungen sind durchaus correct und oft sogar besonders wirkungsvoll.

In ungleich höherem masse gilt die an letzter stelle erwähnte erscheinung von den sprachen des türkischen typus, wo man den satz ohne jedes formelement (trotz der auch hier reichen formenfülle) als ganz gewöhnlich und characteristisch für das wesen des gesamten sprachbaues ansehen muss. Es ist dies in grösster kürze, fast ausschliesslich an der hand von beispielen aus der lebendigen sprache, den altertümlich und unverfälscht gebliebenen sibirischen Turk-idiomen, in meiner abhandlung: S p r a c h l i c h e f o r m u n g u n d f o r m l o s i g k e i t behandelt worden und kann hier nur gestreift werden, ohne auf die einzelnen teile der rede systematisch einzugehen. Hier kann man behaupten, dass im weitesten umfange der satz ohne irgend welche flexionselemente auf dem princip der anreihung, sei es ohne bestimmt ausgeprägten besonderen character, sei es im adnominalen oder prädicativen sinne, nur unter zuhilfenahme der personal- und possessivsuffixe, beruht, wobei die durchaus nominale, substantivartige natur des verbalnomens grell hervortritt. Das satzganze

wird gehalten durch das verbalnomen, welches die in sich wieder nach stellung und sinn gegliederten teile als allgemeines regens aufnimmt, mithin das schlussglied bildet. Dasselbe was vom satz oder besser dem satzwortcomplex, gilt auch von der rein nominalen verbindung, wie ja auch der satz ein nominalgebilde darstellt, und eine principielle scheidung von satz und nominalverbindung nicht vorhanden ist; ganz ebenso also steht das regens der reinen substantivverbindung und des componirten wortartigen ensemble am schluss.

Es folgen zunächst einige beispiele*), grösstenteils wörtlich den reichhaltigen Radloffschen materialien aus den genannten idiomen entnommen; einige wenige sind in ermangelung augenblicklich zu gebote stehender gleich kurzer und bezeichnender nach zahlreichen mustern selbstconstruirt. Wo nichts besonders bemerkt ist, sind völlig flexionslose reine stammformen vorhanden.

ada at algan = vater(s) — pferd — genommen haben = der vater hat ein pferd genommen; at algan ada = pferd — genommenhaben(s) — vater = *πατὴρ ἵππον λαβών*; ada algan at = vater(s) — genommenhaben(s) — pferd = des vaters d. h. das vom vater genommene pferd. algan ist natürlich immer dasselbe, nur der sinn und die verbindung entscheidet darüber, ob wir es activ oder passiv zu übersetzen haben. So ist algan anyng katty = genommenhaben(s) — seiner — weib — sein = das von ihm genommene weib, ebenso ganz gewöhnlich in den verschiedensten dialecten algan kadyt = genommenhaben(s) — weib direct nur = seine frau; algan erim = genommenhaben(s) — mann — mein = mein m.; ein vor algan tretender accusativ any = ihn, eum gestaltet die verbindung sofort activisch: ihn — genommenhaben(s) — weib (any algan kadyt) = *γυνὴ αὐτὸν λαβοῦσα*. Desgleichen ist kylgan kischi = gemachthaben(s) — mensch = *ἄνθρωπος πεποιηκώς*, aber agadschtan kylgan kischi = aus holz (agadschtan = ablat. von agadsch) — gemachthaben(s) — mensch = der aus holz gemachte mensch, und kischi kylgan = der mensch hat gemacht (= [des] mensch[en] — gemachthaben); auch ohne ablativform ist (wie oben das selbst-

*) aus genannter abhandlung, aber ohne jedesmalige angabe der mundarten, deren lautverschiedenheiten jedoch berücksichtigt werden.

gebildete beispiel ada algan at) z. b. jylan pärgän agatsch = (der) schlange — gegebenhaben(s) — holz = das von der schlange gegebene holz. —— parar kelär tscher = gehen(s) kommen(s) — land = ein land, wohin man gehen . . . kann, aber er parar kelär = mann(es) — gehen kommen = der mann geht (resp. wird gehen), kommt. Wie rein parar, kelär substantivisch sein können, zeigt ein fall wie ai parar — yn = monat(es) gehen — sein = τὸ μηνὸς ἰέναι = soweit man in einem monate gehen kann. —— at palgadschang ala sartschynda = pferd — anbindensollen(s) — bunt pfosten — sein — an = an dem bunten pfosten, wo man die pferde anzubinden pflegt, aber palgadschang at = anbindensollen(s) — pferd = das anzubindende pferd, er at palgadschang = mann(es) — pferd — anbindensollen = der mann soll, wird das pferd anbinden. —— tyk pilbäs tschon = zahl — nichtwissen(s) — volk = soviel volk, dass man seine zahl nicht kennt, pilbäs tschon = nichtwissen(s) — volk = volk, welches nicht kennt, tschon pilbäs = volk(es) — nichtwissen = das volk kennt nicht; das dem tyk pilbäs tschon völlig entsprechende tili pilispäs tschon aber (= sprache — seine gegenseitignichtkennen[s] — volk) gestaltet lediglich die verbindung zu einem: volk, welches sich gegenseitig nicht versteht. —— ag oi at tschÿrbön su = weiss blau pferd — nichtgewesensein(s) — wasser = ein wasser, wo das w. bl. pferd nicht gewesen. —— kös körÿp tschätpäs kök talai = auge sehend nichterreichen(s) — blau meer = das bl. meer, welches das spähende auge nicht erblickt. —— tscheri tschurtu tschok kÿn asar tscher = land — sein haus — sein nichtvorhandensein(s) (der) sonne — untergehen(s) — land = eine gegend, wo er keine heimat, keine wohnung hat, wo die sonne untergeht. —— pasym pargan tscherinä = kopf — mein gegangensein(s) — stelle — seine an = dorthin, wohin mein kopf gegangen; sogar: asagym parganyma pasym parsyn = fuss — mein gegangensein — mein — an kopf — mein möge gehen = mein kopf möge dorthin gehen, wohin mein fuss gegangen. —— adyng pak pargan Ai Mökö = name — dein weit gegangensein(s) — Ai Mökö = du, Ai Mökö, dessen name weit reicht.

Das prädicative verhältnis beruht wie im magyarischen

formell auf der blossen anreihung, zunächst unter vorantreten des subiectausdrucks; aber während das magyarische hier nur die verbindung zweier nomina kennt, baut sich hierauf im türkischen die ganze persönliche prädicative conjugation auf, indem das betreffende prädicatsnomen sich auch mit den persönlichen fürwörtern verbindet; und hieraus entwickelt sich denn eine von der ebenfalls reich vertretenen possessivconjugation scharf geschiedene, auch rein verbale prädicativconjugation, indem auch wirkliche verbalnomina prädicativ mit den persönlichen fürwörtern zusammentreten; die verbindung trägt schon dadurch den keim der entwickelung in sich, dass im gegensatz zum nominalen prädicativverhältnis dort, wo der subiectbegriff durch ein pronomen gegeben ist, dieses wie ein bloss erläuterndes suffixives element hinten antritt und nun mit dem vorangehenden prädicatsausdruck sehr bald wortartig verschmilzt.

Zuerst folgen einige beispiele, wo nomina verbunden werden, oder der nachfolgende prädicatsausdruck adverbialer art ist, dann verbindungen reiner substantiva und adiectiva mit den persönlichen fürwörtern. ajagy kainym = bär schwiegervater — mein (ist). mung put köp = 1000 pud (ist) viel. öksÿs ōlok tyng pai = waisenknabe sehr reich. Attū Kān adasī = A. K. vater — sein. kÿn männäng kÿtsch = sonne ich — von aus stark = ist stärker als ich. sän tynyng altyn kylysch = deine seele — dein gold(enes) schwert. adym Kan Pärgän = name — mein K. P. ol ulu kÿn = dies gross(er) tag. — kysym anda = tochter — meine dort (ist). mäng adam kaida? = mein vater — mein wo? — Morung Kÿlÿk män = M. K. ich (bin); hier ist noch keine wortartige zusammenrückung eingetreten. Cho kadynnyg män = Cho frau — ig ich = ich habe die Cho zur frau. kulung men = diener — dein ich. Dass zwischen solchen und rein nominalen fällen kein ursprünglich principieller unterschied vorhanden ist, zeigen fälle wie (uigurisches) men ektisch kulung, men tapuktschi = ich hausgeboren sclave — dein, ich diener, wo men besonderen nachdruck hat und vorangestellt wird, oder wo män als lediglich erläuterndes glied vorn und hinten gesetzt wird: män Bäschirning agesī Näsirmän = ich *B.* — des bruder — sein

Näsir — ich = ich bin Näsir des B. bruder; ebenso: pis ulu pidi ongnobos kischibis = wir gross(en) herr — den nicht — fürchten(s) mensch(en) — wir = wir sind leute, welche den grossen herrn nicht fürchten. män färischtämän = ich engel — ich. min padyschamyn = ich fürst — ich. män kidschigbin = ich klein — ich . . . Im letzten beispiele wie vorher bei kischibis sehen wir schon differenzirtes personalpronomen, kidschigbin, kischibis sind untrennbare worte geworden. — Altyn Aryg abakaimyn = A. A. frau — ich = ich bin die frau A. A. Kan Mergänmin = ich bin K. M. — Kara Kanyng kysymyn = K. K. — des tochter — seine — ich. Ak Kanyng palasymyn = A. K. — des kind — sein — ich. jaksy kisining palasysyng = gut(en) mannes kind — sein — du. Hier ist zu beachten, dass in den letzten drei fällen (und in zahlreichen anderen) das prädicatsubstantiv nicht reiner stamm, sondern mit dem possessivsuffix der 3. person versehenes substantiv ist: seine tochter, sein kind . . .; sän mäng palamsyng = du mein kind — mein du zeigt sogar das possessiv ebenso wie die bezeichnung des subiects doppelt. Solche fälle beweisen besonders deutlich, dass von eigentlicher formen- und wortbildung ursprünglich hier keine rede ist, sondern dass dem prädicatsausdruck lediglich deutend das selbständige personalpronomen beitrat. Fast noch klarer wird das, wenn, wie das sogar sehr häufig der fall ist, und wie schon verschiedene der vorhergehenden beispiele zeigten, nicht ein wort, sondern ein satzartiger oder in anderer weise oft manigfach complicirter ausdruck lediglich gehalten wird durch das nach dem obenerwähnten princip am ende der ganzen verbindung stehende regens, welches hier zufällig pronominal ist und der verbindung den stempel des prädicativverhältnisses aufdrückt. Es folgen noch einige fälle, wo das gesagte besonders klar hervortritt. Arsylak tägän kischining ulumyn = A. genannt mensch — des sohn — sein — ich = ich bin der sohn des A. genannten menschen. maldang törön Kan Mergänmin = vom vieh geboren(seins) K. M. — ich = ich bin der v. v. geborene K. M. ak kul' attyg Ai Mögömin = weiss — gelb pferd — ig A. M. — ich = ich bin A. M. mit dem weissgelben pferde (cf. vorher [Nomung] Cho ka-

dynnyg män). Poranty käm jurttug turu poro schokur attyg Morung Kÿlÿk **män** = Poranty — fluss — jurte — ig (= jurtebesitzend) wohnen(s) — grau — gelb pferd — ig Morung Kylyk **ich**, d. h. ich bin Mor. K., welcher am P.-fluss seine wohnung hat und das grau-gelbe pferd besitzt. Diesem letzten beispiele lassen sich ähnliche vielfach an die seite stellen, es mag genügen; es zeigt jedenfalls besser als lange ausführungen, wie sehr der satzcomplex auf blosser anreihung der durch das folgende immer ihre erklärung findenden elemente beruht, deren gesamtheit schliesslich deutung und abschluss allein im schlussgliede erhält. Der ganze absolut formlose complex bis zu män ausschliesslich dieses ist ein wortmonstrum nominalen characters, wie sie ähnlich uns überall begegnen: der am P.-fluss wohnende das g.-g. pf. besitzende M. K.; d. h. alles gipfelt in dem am ende stehenden substantiv M. K., auf welches alle in sich gegliederten teile adiectivartig sich beziehen; sowie män hinten antritt, ist der schwerpunct verrückt, das ganze findet nun seinen abschluss in män, die verbindung gestaltet sich prädicativ, verbal, der ideelle hauptbegriff ist in män gegeben, welches lediglich seine prädicative erläuterung im vorhergehenden findet.

Wurde hier im prädicativverhältnis die schon beobachtete doppelsetzung des personalzeichens angewendet, d. h. dem schon mit dem nomen verwachsenen personalzeichen noch die selbständige form des fürworts verdeutlichend beigegeben, so entstand leicht der verdacht einer wirklichen verbalbildung mittels eines verbum substantivum, ein verdacht, welcher oft die klaren pronominalbildungen am türkischen prädicativen nomen (auch ohne diese complicationen) verdunkelt hat. Bezeichnend sind fälle wie na kisi**sing sen** = was für ein mensch — **du** du? was bist du für ein m.? Dass hier die differenzirung des sing gegenüber dem sen den irrtum zu erhöhen geeignet ist, liegt nahe; so kommt es, dass man selbst das in absoluter form gesetzte personalpronomen mit nachgesetztem differenzirten, quasi-verbalen zu einem eigentümlichen verbalartigen ausdruck verschmolzen findet, so ein mänmin = **ich** — **ich** = ich bin, z. b. kanyngar **mänmin** = fürst — euer bin ich; desgleichen in genau derselben weise

sen — sing = du — du = du bist; alyp kisi sensing = ein heldenmann bist du.

Auf dieser rein nominalen grundlage baut sich unzweifelhaft das prädicative türkische verb auf. Sowie die personalia sich bisher mit reinen substantiven, adiectiven oder ganzen complexen verbanden, so auch mit ebenso reinen verbalnomina actionis, solchen wie wir sie früher in algan, kelär, palgadschang ... kennen lernten, und zwar genau in derselben weise wie beim prädicativen substantiv; wenn das subiect ein substantiv ist, also das verhältnis eines der dritten person, genügt das blosse indifferente verbalnomen, das subiectwort steht wieder voran: ada at alar, algan = vater(s) — pferd — nehmen (= nimmt), genommen haben; ist die handlung eine solche der ersten, zweiten person, so tritt die personbezeichnung wieder an dasselbe verbalnomen meist (aber durchaus nicht immer) hinten an. So wie wir vorher fälle hatten wie tschon pilbäs, so haben wir hier noch nachweisbar erhalten pis pilbäs = wir — nichtwissen, meist aber heisst es schon pilbäs — pis; wenige andere beispiele mögen zeigen, dass das verbalnomen und das personale noch als gesonderte worte, z. t. sogar, wie im letzten falle, unter vorantreten des letzteren, einander angereiht erscheinen: pis ödÿrÿp polban tschadyr = wir können nicht töten (statt tschadyrbys). sän tynymny kaidang pilgän? woher kanntest du meine seele? pilgän ist völlig gleich algan, sän = obigem ada. pär män = dabo (wie alar män resp. alarbyn = sumam), turu män = sto, maneo, tän män (= tägän) = dixi ... Für gewöhnlich aber tritt hier die völlige einverleibung des personale in die form des verbalnomens ein, alar män, kelgän män ... werden dann zu alarmyn, alarbyn, kelgäbin ..., und der türkischen verbalbildung ist hiermit ein reiches gebiet echter subiectiver verbalformen erschlossen, die sich im weiteren verlauf der entwickelung fast völlig mit den subiectiven formen des indogermanischen decken; man darf aber nicht vergessen, dass die zu grunde liegenden verbalstämme unverkennbare nomina sind, welche sowohl possessiv- als auch casussuffixe annehmen können und ganz gewöhnlich annehmen; es sei hier bloss an bildungen erinnert, welche in weitem umfange der türkischen

structur ihr eigenartiges gepräge verleihen und durch derartige casuelle substantivformen des verbs coniunctionen und anderweitige relative bindung entbehrlich machen; wir haben sie z. t. schon kennen gelernt; cf. oben parganyma = an mein gegangensein = dahin, wohin ich gegangen (pargan = gegangensein, ada pargan = der vater ist gegangen, pargan ada = der gegangene vater). So ist polgan = gewesensein, ada polgan = der vater ist gewesen, polgan ada = der gewesene vater; aber polganyn körbödÿbÿs = *τὸ εἶναι*

sein

τὸ αὐτοῦ ([ihr] sein) *οὐκ εἴδομεν* = wir haben nicht gesehen, dass er (sie) war.

Mit diesen prädicativen verbalformen, die dem magyarischen fremd sind, teilen sich in das gebiet der conjugation die den magyarischen entsprechenden unzweifelhaften possessivformen, welche hier nur gestreift werden sollen, da sie dort für das magyarische und früher für das Pokonchí behandelt worden sind. Ein aldum ist sicher = mein damaliges nehmen, also tasch aldum = ein stein — mein damaliges nehmen = ich nahm einen stein, weshalb denn auch ohne ganz speciellen grund ein accusativzeichen überflüssig ist, da tasch eher subiect- als obiectgeltung hat. Die gewöhnlichen conjugationsformen des türkischen, auch des osmanischen, zeigen in ihrer reichen manigfaltigkeit eine wunderbare mischung solcher prädicativer und possessiver nominaler verbalformen, die ihre natur selbst in dem stark verwischten osmanischen klar an der stirn tragen; ein sewerim, sewersin, sewijorum, sewijorsun = ich, du liebst, pflegst zu lieben . . . sind reine prädicativbildungen von den nominalstämmen sewer, sewijor, während sewdim, sewding . . . = ich, du hast geliebt ebenso klar durch antritt der possessivsuffixe an den nominalstamm sewdi entstanden sind.

Abgesehen von der teilweise ganz eigenartig herausgebildeten conjugation, wie sie dem gesamten türkischen typus eigen ist, zeigt dieser die grundzüge des sprachbaues, auch in den fortgeschritteneren idiomen, zwar innerlich (nicht formell) nahe verwandt denen des magyarischen, aber meist in erheblich roherer, formloserer weise; ganz wesentlich abweichend gestaltet sich die ungemein einfache declination

der persönlichen fürwörter, welche die dem gesamten finnischen sprachkreise eigenen complicationen vermissen lässt und den persönlichen fürwörtern einfach die regelmässigen casussuffixe giebt; nur die genetivformen benim, bizim, sening, sizing sind augenscheinlich possessivformen erster, zweiter person von ben, biz, sen, siz. Besonderheiten wie das im sibirischen türkisch häufige silär (slär) = ihr, mit dem regelrechten pluralzeichen lär, alteriren das verhältnis wenig.

Sehr beachtenswert ist die allen mir bekannten türkischen idiomen, namentlich aber den sibirischen, geläufige doppelsetzung des possessivausdrucks, welche das verdeutlichungsbestreben formloser sprachen recht klar, weit klarer und unverblümter als im magyarischen, hervortreten lässt. Die überaus reiche anwendung der vortretenden reinen genetivformen des persönlichen pronomens, während der ausdruck des besessenen noch das possessivzeichen nimmt, ist hier ein hinweis darauf, dass wir wohl auch das én, te in magyarischem az én, a te . . . atyám, atyád am richtigsten adnominal fassten; das türkische liebt die ganz krasse materielle genetivform, während das magyarische, welches sie beim reinen substantivgenetiv auch anwenden darf (az atyá — nak a ház — *a* . . .), sie beim pronomen nicht kennt; es heisst hier az **én**, a **te** . . . atyám, atyád. Diese letztere ausdrucksweise kennen die asiatischen Turkidiome auch teilweise, aber hier ist der ideelle genetiv, wenn es überhaupt noch überall ein solcher ist, gegenüber der flectirten casusform erheblich im nachteil. Verfasser hat von verbindungen wie **mäning** ad**am** = meiner — vater — mein, also meiner person mein resp. ihr vater, **anyng** ada**sy** = seiner — vater — sein . . . aus dem Radloffschen material viele hunderte von beispielen notirt; es ist zwecklos, erst besondere belege anzuführen. Wichtiger ist, die thatsache zu urgiren, dass die vorsetzung der unflectirten fürwortform augenscheinlich in gewissen dialecten, z. b. den einander nahe stehenden dialecten der Schor und Sojonen, ziemlich häufig auftritt. Von diesen fällen seien genannt: **sän** tyn**yng** = dein — seele — dein, **sän** ad**yng** = dein — name — dein, **sän** moj**yng**ny = dein — hals — deinen, **män** ölgön-

ÿmnÿng = mein — sterben — meines (genetiv), män adym = mein — name — mein, män urumnu = mein — sohn — meinen . . . Noch wichtiger aber ist, dass wir in diesen asiatischen idiomen wirklich noch, und gar nicht so selten, bildungen finden, die in den finnischen sprachen nur in spuren noch vorhanden, aber jedenfalls früher weiter verbreitet waren; es kann nämlich dem vorangehenden genetiv des fürworts erster oder zweiter person das possessiv dritter person entsprechen: das deutet darauf hin, dass das fürwort noch als reines substantiv fortwirkt, ein zustand, den wir im magyarischen formell auch ausgeprägt, in der structur aber ziemlich überwunden sahen; das magyarische kennt kein az én atyja, a mi atyja = mein — vater — sein, unser — vater — sein, wohl aber das türkische in den ursprünglicher erhaltenen dialecten ein pisting kainysy = der unserheit, unserer person — schwiegervater ihr = unser schwiegervater, pisting anasy = unser — mutter — ihr, (pisting idschäsi), pisting äbinä = unser — haus — ihr — in, pisting tschurtunda = unser — jurte — ihr — in; besonders characteristisch sind fälle wie: mīning jÿplär bolganyn kaidang bilding = meiner (person) — gefährte sein — ihr (τὸ ἐμοῦ ἑταῖρον εἶναι) — woher wusstest du? = dass ich gef. . . . . sei? Ganz zurück treten in diesen idiomen die bloss mit possessivsuffixen versehenen substantiva des besessenen, was auch auf grosse schwerfälligkeit, unentwickeltheit deutet, während sie im osmanischen sehr häufig sind und an das magyarische erinnern, wo man sie wohl als hauptform betrachten darf; auch andere der entwickelteren türkischen dialecte machen reichere anwendung davon, wenigstens habe ich z. b. aus dem karakirghisischen eine ganze anzahl notirt, ganz besonders aber aus dem Tarantschi.*)

---

*) Wie im magyarischen wird ich, du, er . . . selbst durch ein materielles substantiv wie körper mit possessivsuffixen bezeichnet, und zwar in auffallender gleichmässigkeit; nur ist auch hier wieder der türkische standpunct ein ungleich roherer, indem posym, pojym nebenbei noch ganz gewöhnlich den materiellen sinn mein körper hat; die mehrzahl der asiatischen dialecte haben hier posym, posyng, posy (pojym . . .), die uigurischen oder halbuigurischen ziehen özÿm, özÿng, (ÿsim . . .) = meine, deine

Auch adiectiv und zahlwort zeigen die ursprüngliche nominalnatur weit klarer, als das z. b. im magyarischen der fall ist. Dass das adiectiv reines adnominales substantiv ist, ohne irgend ein adiectivkennzeichen ausser seiner stellung vor dem regens, ist ganz gewöhnlich; so fungiren, um von der grossen anzahl nur wenige häufig vorkommende zu nennen, die substantiva agat(d)sch = baum, holz, altyn = gold, kÿmÿsch = silber . . . gern als adiectiva, kÿsch (kÿtsch) = kraft ist bald reines substantiv bald ebenso klares adiectiv, lediglich der sinn entscheidet darüber; so kann es in der frage kÿssÿngmö nur adiectiv sein: stark — du — ob? = bist du stark? Überhaupt kann kaum genug hervorgehoben werden, dass in der mehrzahl dieser idiome von erheblicher adiectivbildung kaum die rede sein kann; es überwiegt die noch voll substantivisch empfundene adnominalverbindung die ansätze zur herausbildung eines eigentlichen adiectiv; selbst die allergewöhnlichsten, anscheinend reinen adiectiva wie kara = schwarz können ebenso rein substantivische verwendung finden, casus- und possessiv-suffixe annehmen; zwei beispiele aus dem koibalischen mögen das erläutern: albaganyng karasyn atty = des zobels — schwärze — seine (accus.) — schoss er, angnyng semisin atty = des wildes — fettheit — seine — schoss er. Im übrigen entspricht stellung und construction der des magyarischen adiectiv, wie ja auch die grundauffassung dieselbe ist. Das zahlwort, als ebenfalls adnominales nomen vor seinem regens, dem ausdruck der gezählten gegenstände, regirt wie im magyarischen den singular dieses letzteren, als wirkliches substantiv aber kann es possessivsuffixe annehmen; ikibis = unsere zweiheit, d. h. wir beide. Ebenso sind die ausdrücke für alle teilweise noch weit klarer als im magyarischen substantivisch; im letzteren waren sok, mind zwar auch adnominale nomina mit abhängigem singularsubstantiv (sok, mind ember), machen aber schon mehr den eindruck von adiectiven; hier dagegen sind bildungen wie partschasy = allheit — seine (oder ihre) unverfälschte substantive mit pos-

---

selbstheit vor (osmanisches kendim . . . gendim . . . beruht natürlich auf gleicher grundlage).

sessivsuffix; hierher gehören verschiedene andere ebenso gestaltete ausdrücke und auch im osmanischen noch dschümlesi = gesamtheit — ihre d. h. sie alle.

Bezüglich des mit dem hier ausgeführten im engsten zusammenhange stehenden satzbaues verweist verfasser auf sein: Sprachliche formung und formlosigkeit und auf die beispiele, welche die behandlung des türkischen einleiteten. Die nominaldeclination ist absichtlich übergangen.

Nach der besprechung der innerlich so nahe verwandten und ihrer entwickelungsstufe nach doch sehr erheblich differirenden typen des magyarischen und asiatisch-türkischen folge die behandlung eines ganz heterogenen idioms, welches oft allen ernstes als neuindisch und sanskritisch angesprochen worden ist; mit welchem recht, hat schon Fr. Müller und andere klar hervorgehoben; es ist dies das sinhalesische. Wenn verfasser es wagt, auf einem so viel umstrittenen gebiet gleichwohl, ohne eigene tiefere studien, auch abseits des von anderen bisher festgestellten, eigene ansichten und vermutungen vorzubringen, so mag das darin seine entschuldigung finden, dass er hauptsächlich anregen und zur berichtigung oder benützung des von ihm gebotenen auffordern will; er glaubt dazu eine gewisse berechtigung zu haben durch die ganz ausserordentliche lage, in der er sich befunden wahrscheinlich gegenüber allen europäischen forschern auf diesem felde.*) Längere zeit fortgesetzter täglicher verkehr mit Sinhalesen liess ihn einen blick in diese wunderbare sprache

*) Verfasser gesteht auch gern seine durchaus mangelhafte kenntnis der Prakritidiome ein und glaubt, dass er bei einiger vertrautheit mit denselben manches würde anders beurteilt haben; gleichwohl meint er mit diesem versuche nicht zurückhalten zu müssen; andernfalls wären eben seine beobachtungen, falls für den specialforscher verwendbare darunter sein sollten, verloren; denn es ist bei der menge der auf seinem eigenen arbeitsgebiet seiner harrenden arbeiten keine aussicht und auch kein wunsch vorhanden, je in wirklich methodischer weise dies idiom und seine quellen in angriff zu nehmen. Überdies ist derselbe von einem wissenschaftlich so hoch und ihm persönlich so nahe stehenden forscher um veröffentlichung angegangen worden, dass er schon aus diesem grunde jedenfalls den versuch machen will, das lange noch nicht abgeschlossene thema auf berufenerer seite wieder in anregung zu bringen.

thun, wie es vorher die theoretische beschäftigung nicht vermocht hatte. Darnach aber muss er sagen, dass Fr. Müllers oft bestrittene ansicht vom wesen dieser sprache die richtige ist, dass derselbe sehr früh (Novara: linguistischer teil) diese seine immer festgehaltene ansicht der hauptsache nach treffend entwickelt hat. Es muss das sinhalesische als eine im grunde absolut unindogermanische, formlose sprache gelten. Derselben wurden jedoch in sehr früher zeit fremde elemente in einer weise und ausdehnung aufgepfropft, dass sie den ganzen character der sprache aufs tiefste beeinflusst, für den ersten blick geradezu umgeformt haben; die sprache ist infolge dessen von verschiedenen seiten mit hartnäckigkeit für das indogermanische reclamirt worden. Childers konnte es mit unzweifelhaftem erfolge unternehmen, nicht nur wurzeln, stämme, wörter, sondern auch voll flectirte nominal- wie verbalformen auf ihre rein sanskritische*) grundform zurückzuführen, ja, noch mehr: ganze sätze als fast unverändertes Pali nachzuweisen, so dass es dem bearbeiter der neuindischen idiome sanskritischen ursprungs verübelt wurde, dass er in seiner vergleichenden grammatik dem sinhalesischen keinen platz angewiesen hatte; und doch sehr zu unrecht. Allerdings, wer darauf ausgeht, bloss die sanskritische grundlage nachzuweisen, ohne den inneren verschiedenheiten rechnung zu tragen, der darf sätze**) wie: bohodenek vyāghrayan — visin kävā (= viel volk tiger — durch gefressen [sc. ist]) oder: deviyan (vahansē) — visin lokaya mävuvā (= gott — durch welt geschaffen [ist]) und viele andere, die Childers anführt, als sanskritisch ansprechen. cf. die Palifassung derselben: bahu — dschanako vyāghrānā vasena khādito — deva vasena loko māpito. Gleichwohl also ist die sprache im tiefsten grunde nicht nur unsanskritisch, sondern durchaus unindogermanisch — wenn irgend wo, so gilt hier das wort, dass dieselbe in einem fremden gewande vor uns tritt, welches ihr wesen in wunderbarer weise ver-

*) sanskritisch wird hier der kürze wegen überall gesagt statt altindisch, prakritisch, Pali . . .

**) Childers bietet vieles derart, doch sind seine arbeiten dem verfasser nicht zur hand, derselbe hat die zwei beispiele Fr. Müllers grdrs. III. 1. p. 153 entnommen. Bezügl. Childers cf. journal of the r. a. soc. N. S. VII u. VIII.

hüllt; dass aber der wahre character ein ganz anderer ist, zeigt sich bald, sowie man nicht bloss die lautform der worte, sondern auch ihre natur, besonders ihre morphologische geltung berücksichtigt. Dann muss man gerade darüber staunen, wie ein idiom mit so ausgeprägtem scheinbaren sanskritcharacter so ziemlich in allen puncten (selbst in der lautlehre, welche hier beiseite bleiben soll), in nominal-, pronominal- und namentlich in der verbalflexion so ausgeprägt anderen character tragen kann; alles, was wir auf dem gebiet der doch auch genügend entarteten Zigeunersprachen sehen, ist dem gegenüber vielmehr geeignet, die sanskritische grundlage dieser letzteren recht klar hervortreten zu lassen.*)

---

*) Verfasser möchte noch einen wichtigen punct, der freilich mit formung und formlosigkeit wenig zu thun hat, vor der eigentlichen behandlung hervorheben, weil er ihm ganz besonders und immer wieder von neuem auffiel, vielleicht deshalb, weil er nach allem, was er bisher darüber gelesen, darauf gar nicht gefasst war. Obwohl Fr. Müller in kürze nachweist, dass gerade das lautsystem von der sprache in einer ganz unsanskritischen weise umgemodelt wird, macht das wort in der gesprochenen sprache seiner ganzen klangfarbe nach, was vocale, consonanten und namentlich (und hier hätte verfasser ein erheblich anderes resultat erwartet) quantität anbelangt, einen ganz und gar nicht fremdartigen eindruck, im gegenteil einen auffallend heimisch anmutenden; besonders die consonanten wurden fast ausnahmelos in vollster reinheit, so wie etwa im deutschen, mit ganz geringen abweichungen, gehört, während die meist auch ganz reinen hauptvocale a, i, u, e, o — ä . . . doch manche trübung aufwiesen. Die quantität erwies sich für das gehör wesentlich anders, als erwartet worden war, weil unzweifelhaft in weiter ausdehnung, ganz wie z. b. im germanischen, die an sich vocalisch kurze silbe durch den accent zur vollen länge wurde, wie in unserem gebe, nehme, vater . . ., oder ziemlich deutliche doppelconsonanz gehört wurde, wieder wie im deutschen. Verfasser glaubt sich gerade in diesem etwas heiklen puncte nicht zu irren, weil er sich durch den mündlichen verkehr in der hierin gänzlich verschiedenen magyarischen sprache gewöhnt hat, scharf betonte kurzvocalige und ohne folgende doppelconsonanz gesprochene silben zu hören und zu sprechen. Bezüglich des accents ist verfasser noch zu keiner klarheit gekommen, doch erinnert auch dieser grossenteils lebhaft an das indogermanische. Der eindruck war jedenfalls der, dass wort und satz dem blossen klange nach meist wie alte bekannte ansprachen, während z. b. die dem verfasser innerlich weit näher liegenden idiome uralaltaischen stammes, die er zu hören gelegenheit gehabt hat, selbst das magyarische im anfange, besonders aber das türkische, etwas weniger das samojedische, das fremdartige im klange stark hervortreten liessen.

Es scheint auch hier der so lebhaft sich documentirende grundzug

Das nomen erinnert natürlich einigermassen an die neuindischen idiome, z. b. die zigeunerischen, doch, wenn wir hier schon recht deutlich formlose bildungen nicht verkennen können, so gilt das in weit höherem masse vom sinhalesischen. Es mögen hier kurz berührt werden geschlecht, zahl, casus.*) Im ersten puncte steht dasselbe weit hinter jenen zurück, und doch ist das die seite am nomen, wo die ähnlichkeit mit dem indogermanischen noch weitaus am augenfälligsten wirkt. Gegenüber den meisten örtlich verwandten nichtsanskritischen idiomen erregt die herstellung als männlich, weiblich und ungeschlechtig characterisirter substantivformen, die noch dazu teilweise sanskritische genuszeichen tragen, zunächst den schein echt sanskritischen wesens, der aber stark schwindet, wenn wir auch nur die entarteten genannten sanskritischen glieder vergleichen. Von der in dem weiterhin behandelten Zigeuneridiom beobachteten genusunterscheidung, welche alle substantiva umfasst, ist hier gar keine rede. Nicht einmal das wirklich geschlechtige wird als solches bezeichnet, sondern ein ganz eng begrenzter teil der ausdrücke für geschlechtig klar gesonderte wesen nimmt die zeichen an, welche sich für die genusunterscheidung festgesetzt haben; in erster linie sind das die bezeichnungen menschlicher wesen, wie minihā = der mann, gänī = die frau, ausserdem eine reihe namen von tieren, wie ätā = elefant, ätinnī = elefantenweibchen, valahā = bär, välehinnī = bärin, ballā = hund, bällī = hündin, ūrā = schwein, ūrī = sau, vassā = kalb, vässī = junge kuh . . .

Dabei hat das masculin die wahrscheinlich auf sanskritischer grundlage erwachsene, aber in ihrer besonderen be-

---

nicht verleugnet, dass das gewand, die äussere form, ein oft frappirend sanskritisches oder indogermanisches gepräge trägt, aber auch dies nur, wenn man nicht näher sein wesen prüft, dass selbst diese ähnlichkeit mehr oder weniger zufällig ist.

*) Verfasser hat im ersten teile p. 16—18 andeutungsweise das sinhalesische genus besprochen; hätte er gewusst, dass er demselben diesen zweiten teil, welcher eigentlich eine andere bestimmung hatte, würde anfügen können, so hätte er dort manche vermutung unterdrückt, der er hier nochmals in ausführlicherer form ausdruck geben muss, weil ihm die richtige beurteilung dieser wichtigen erscheinung für die erkenntnis des wesens der sprache notwendig erscheint.

deutung erst auf sinhalesischem boden herausgebildete geschlechtige form *ā*, der ein sicher sanskritisches feminin-*ī* entspricht, welches ganz gewöhnlich energisch umlautende kraft besitzt, derart, dass selbst die dritt- und viertletzte silbe davon berührt, ja sogar in ganz unsanskritischer weise sämtliche vorhergehende vocale des wortes einfach in reines *i* umgesetzt werden können; eine erscheinung, die eher an dravidische und uralaltaische als an indogermanische sprachen erinnert; cf. kukulā — kikilī, valahā — välehinnī; das letzte beispiel zeigt dabei, dass auch noch andere bildungsformen sich mit der ī-formation verbinden können. Diesen an zahl unbedeutenden masculinis und femininis steht eine ungemessene schar von wörtern ohne solchen geschlechtigen character gegenüber; das natürlichste wäre nun, diese einfach ohne jedes besondere zeichen zu lassen, das geschieht aber nicht, dieselben haben gegenüber dem *ā* des masculins und dem *ī* des feminins meist die endung *a*, also ebenfalls eine bewusst hergestellte besondere form, so dass sie ebenfalls als besondere klasse oder genusunterabteilung angesehen werden müssen und als geschlossenes ganze der klasse des männlichen und weiblichen gegenübertreten; ja, sie bilden unzweifelhaft die an zahl ungleich überwiegende hauptklasse, während im indogermanischen ebenso unzweifelhaft die geschlechtig bezeichneten substantive die neutra bei weitem überwiegen.

Diese bildung der sog. neutra im sinhalesischen zeigt, dass hier etwas von der genusbezeichnung wesentlich verschiedenes vorliegt, nämlich die scheidung in die zwei grossen klassen des höheren und niederen, belebten und unbelebten; dass dann auf dieser grundlage noch eine weitere spaltung der ersten hauptklasse, der des höheren, belebten vorgenommen wurde, indem durchaus partiell, namentlich bei den individuen höherer ordnung, wo die genusverschiedenheit besonders significant oder aus natürlichen gründen practisch belangreich ist, in erster linie beim menschlichen, auch das natürliche geschlecht der individuen, und nur dieses, bezeichnet wurde. Dass das eigentlich nur das persönliche, menschliche, oder doch quasi-persönliche der höheren individuen traf, bis diese genusunterscheidung in beschränktem umfange

weitere kreise des belebten ergriff, dass aber dieselbe beim persönlichen tief in der sprache begründet sein muss, wird wohl hinlänglich durch die später zu nennenden eigentümlich scharf geschiedenen geschlechtigen fürwörterformen angedeutet, da die fürwörter recht eigentlich das persönliche moment vertreten, teilweise überhaupt nur persönlich bleiben oder infolge einer noch verfolgbaren übertragung auch wesen niederer, nichtmenschlicher art bezeichnen können. Für die so sich entwickelnde beschränkte wirkliche genusbezeichnung wurden wesentlich sanskritische lautliche mittel gewählt, so dass der schein sanskritischen ursprungs stark wirkt; es mag ja auch in manchem falle die sanskritische wortform die veranlassung gewesen sein, auch dort genusbezeichnung eintreten zu lassen, wo sie lediglich auf dem boden des sinhalesischen vielleicht unterblieben wäre. Dass wirklich die scheidung von (persönlichem) höherem oder belebtem und niederem oder unbelebtem die eigentliche, die ganze sprache durchdringende und ihren character bestimmende ist, wogegen die beschränkte genusbezeichnung kaum in betracht kommen kann, ergiebt sich aus den erscheinungen der sprache. So fallen selbst die im singular scharf geschlechtig geschiedenen ausdrücke im plural in eine kategorie, und das ist eben die des belebten, welcher ebenso klar nur eine zweite kategorie, die des unbelebten, gegenübersteht; durch diese unterscheidung ist die ganze abwandlung des substantivischen wortmaterials im plural bestimmt, und dieselbe ist so scharf ausgeprägt, dass wohl nie ein zweifel sein kann, ob ein wort in die eine oder die andere kategorie zu rechnen sei.

Dies scheint dem verfasser das wesen dieser erscheinung zu sein; das ist jedenfalls sicher, dass das weitaus überwiegende grundprincip das der scheidung von belebtem und unbelebtem, nicht von männlichem und weiblichem ist; dabei ist demselben nicht unbekannt, dass auch wirklich indogermanische idiome, und zwar gerade aus dem arischen kreise in erster linie, dies princip kennen; überall aber tritt es, soweit ihm die thatsachen bekannt sind, entweder neben regelmässiger genusbezeichnung oder ohne diese, in weniger markirter gestalt, meist mehr in spuren, hervor und erregt gleichwohl den verdacht einer den allophylen idiomen, wo

das so auffallend häufig uns begegnet, abgeborgten erscheinung. Nirgends aber kennt derselbe auf indogermanischem boden etwas, was annähernd heranreichte an die intensität, womit der ganze sinhalesische typus den wirkungen dieses gesetzes unterliegt. Dass der gesamte dravidische sprachkreis durch die scheidung von höherem und niederem in ganz ähnlicher weise, ja noch klarer, beherrscht wird, und dass daneben ebenfalls eine ganz dürftige teilweise genusbezeichnung bei ausdrücken höherer ordnung hergeht, mag beiläufig nochmals erwähnt werden.

Auf der anderen seite soll nicht verhehlt werden, dass die genusform im sinhalesischen, wo eine solche vorhanden ist, den eindruck grosser festigkeit macht und den hörer ganz indogermanisch anmutet; verfasser hat im mündlichen verkehr immer unter diesem eindruck gestanden.

Die nominalflexion nach numerus und casus erinnert auch, namentlich bezüglich der casus, an die Zigeuneridiome; wenn diese aber hierin einen formlosen eindruck machen, so gilt das in ungleich höherem masse vom sinhalesischen, am meisten jedoch im ausdruck der pluralität. Die bildung, mutmassliche oder nachweisbare bedeutung der casusformen, ihr wirkungskreis, die art, wie sie dem nomen beigegeben werden, ist völlig wie in den meisten uralaltaischen, dravidischen, australischen sprachen, dem tibetischen und vielen anderen innerlich einander einigermassen nahestehenden idiomen; wie dort so oft treten völlig dieselben elemente in den pluralcasus ein wie im singular — es braucht das alles an sich gar kein zeichen von formlosem grundcharacter zu sein, jedenfalls aber darf auch die thatsache nicht übersehen werden, dass hier eine grundrichtung in auffallend weitem umfange wesentlich gleichartig und auf den allerverschiedensten, von einander unabhängigen gebieten sich geltend macht; in den meisten fällen hängt das eben höchst wahrscheinlich eng zusammen mit der wahl der betreffenden casussuffixe, der bedeutung derselben sowie der numeruszeichen; sicher sind die betreffenden zeichen dann sehr oft nicht lediglich deutender, pronominaler oder örtlich leicht bindender art, da sie im letzteren falle nur zu gern innige, unlösliche verbindungen mit dem grundworte eingehen; son-

dern diese leicht ablösbaren, oft mit dem substantiv kaum durch wirkliche zusammenrückung verbundenen elemente des numerus wie des casus haben gar häufig ebenfalls substantivischen wert, selbst bis zu dem grade, dass das zu bestimmende voranstehende substantiv geradezu ein adnominales rectionsverhältnis darstellt und sich als grammatisch abhängig erweist von dem nachfolgenden numerus- oder casuszeichen. Solche materielle zusatzwörtchen weist das sinhalesische unzweifelhaft eine ganze anzahl auf, dieselben können auch ihrerseits schon flectirte formen darstellen, wie z. b. das aus vasena entstandene visin des sinhalesischen instrumentals. Auf der anderen seite ist es durchaus nicht nötig, wohl auch nicht einmal das gewöhnliche, dass diese zusatzelemente ihren eigenwert behalten haben, in den meisten uralaltaischen idiomen z. b. ist bei der mehrzahl derselben davon keine rede mehr, aber gleichwohl weisen sie auf die ursprüngliche auffassung hin, und diese letztere schlägt auch unter umständen noch kräftig wieder einmal durch. Es darf auch nicht übersehen werden, dass selbst sprachen sanskritischen stammes dort, wo sie äusserlich ähnliche vorgänge aufweisen, auch innerlich z. t. nachweisbar dieselben wege eingeschlagen haben wie jene allophylen, und niemand wird bei einiger kenntnis solcher idiome mit arischem grundcharacter leugnen, dass sie gerade auf nominalem gebiete durchaus nicht immer den alten character gewahrt haben; die behandlung des transsilvanischen zigeunerisch wird das zur genüge darthun.

Während so die sprache von ballā = der hund ein ballā — gē, ballā — ta, ballā — gen, ballā — visin bildet, d. h. die mehr oder minder örtlichen casusbeziehungen scharf zum ausdruck bringt, wie das in den vorhererwähnten allophylen sprachen ebenfalls, und grossenteils in noch reicherer formenfülle, geschieht, muss das unveränderte ballā als nominativ- wie accusativform dienen, die beiden für das satzgefüge unzweifelhaft bedeutungsvollsten casus, der des subiects und des obiects, bleiben ohne bezeichnung, und zwar gerade im singular, wo ihre lautliche darstellung am wichtigsten wäre; dieselbe erscheinung finden wir in den meisten der halb oder ganz formlosen sprachen, cf. mein Zur sprachgeschichte

p. 129—130, 152—153. Allerdings sehen wir ähnliches auch in indogermanischen idiomen, aber nirgends meines wissens fällt jede bezeichnung der beiden hauptcasus dort weg, wo die übrigen beziehungsverhältnisse ihren normalen ausdruck durch klare suffixformen wie hier finden. Auch so entartete idiome wie die zigeunerischen, das ossetische (armenische) weisen noch einen wesentlich anderen zustand auf, sanskritisch ist derselbe also jedenfalls nicht. Selbst darin begegnet sich das sinhalesische mit typen wie dem uralaltaischen . . ., dass auch das dritte hauptbeziehungsverhältnis der satzbindung, das adnominale, ohne äussere bezeichnung bleiben und lediglich durch die gewöhnliche stellung rectum vor regens angedeutet werden darf, so dass thatsächlich die drei satzhaltenden casusverhältnisse unter umständen bloss durch die stellung angedeutet werden.

Ganz eigentümliche gebilde werden erzeugt, wenn dem betreffenden substantivstamm das sanskritische ek = ein nach art eines unbestimmten artikels hinzugefügt, und die casussuffixe dann an dieses gehängt werden, so dass wiederum absolut unsanskritische compositionsartige bildungen, mit bloss aneinandergerückten teilen, entstehen: ball — ek, ball — eku — gē, ball — eku — ta, ball — eku — gen, ball — eku — visin —— bälliy — eku — visin (letzteres = bällī + eku [eka] + vasena). Es macht die sprache des gewöhnlichen lebens von den formen minihek, gäniyek . . ., gesprochen nur minihē, gäniyē, reiche anwendung, wie verfasser sich überzeugt hat.

Die pluralbildung weist einen auffallenden reichtum an formen auf, wie er auch nur annähernd in den neuindischen idiomen indogermanischen stammes nirgends zu finden ist. Dieselbe erinnert in dieser manigfaltigkeit, wobei neben einigen vielleicht sanskritischen gestaltungen eine ganze reihe durchaus eigenartiger pluralzeichen hergeht, lebhaft an andere asiatische, nichtindogermanische sprachen, z. b. das tibetische. Dabei ist wieder die so oft uns aufstossende thatsache beachtenswert, dass selbst hier die form äusserlich rein sanskritisch sein kann, während dieselbe doch die grundauffassung der benachbarten allophylen idiome klar wiedergiebt; eine der häufigsten pluralbezeichnungen in diesen

aber besteht in der postponirung materieller substantive wie menge, vielheit hinter das zu bestimmende, so dass ein häuser durch haus(es) — vielheit wiedergegeben wird. Von den vielen im sinhalesischen verwendeten pluralzeichen sind mehrere, z. t. gerade die regelmässigen und haupt-elemente, dieser art; so wird sich das pluralzeichen des unbelebten val wohl die Childerssche zurückführung auf vana = wald (menge bäume), dichtheit, menge gefallen lassen müssen, von varu, welches am ausdruck des belebten teilweise pluralbildend auftritt, wird wohl niemand ernstlich die herleitung vom sanskritischen vāra = schar, menge, bezweifeln; ähnliches scheint von dem sehr häufigen pluralelement lā und von su (hu) zu gelten. Doch damit ist die anzahl der verwendbaren elemente noch lange nicht erschöpft; um das zu verstehen, muss man sich nur vergegenwärtigen, dass wir es in solchen fällen nicht mit einem innerlich einheitlich erfassten und demgemäss auch überall gleichmässig zum ausdruck gebrachten begriff wie dem unseres plural zu thun haben, sondern dass gewisse deuteelemente oft materieller art in ungefähr die pluralidee wiedergeben; dass aber infolge dessen es sehr nahe liegt, auch diese deuteelemente je nach dem wesen des zu bestimmenden verschieden zu gestalten; ein vorgang, welcher sich auf verschiedenen sprachgebieten genau verfolgen lässt. Neben den genannten zeichen varu, lā, su, val findet sich noch in beschränkter anwendung *i*, namentlich aber als hauptzeichen für den ausdruck des belebten *ō*, welches aber merkwürdigerweise nur im nominativ üblich ist, so dass hier der nominativ, der im singular ohne besondere bezeichnung bleibt, klar ausgedrückt erscheint; alle übrigen casus nämlich bilden ihre formen von dem durch an, un erweiterten stamme; letzteres ist mithin hier deutliches pluralzeichen; dasselbe erinnert in form und anwendung eigentümlich an das z. b. in Zigeunerdialecten pluralbildende en, welches wie dieses an beim ausdruck des belebten ohne weiteres zeichen den accusativ bildet und ebenso sämtlichen übrigen casus ausser dem nominativ als grundlage dient. Jedenfalls ähnelt die zuletzt genannte pluralbildung auf *ō*, an in jeder beziehung secundären indogermanischen pluralformen.

Abgesehen aber von all diesen wegen kennt das sinhalesische noch eine reihe anderer, die sich aber meist wohl auf ein hauptprincip zurückführen lassen. Nicht klar ist dem verfasser das wesen der pluralbildung in den fällen, wo unter aufhebung der doppelconsonanz im stamme ein *i* oder *u*, je nach der natur des stammvocals, angefügt wird, wie in polla, pl. polu, kätta, pl. käti. Leichter scheint die deutung in der mehrzahl der übrigen fälle. In diesen tritt nach seiner ansicht die pluralbezeichnung negativ auf, und, so eigentümlich das erscheinen mag, kann er doch darin nur wieder einen alten bekannten auf dem ihm vertrauteren gebiet des uralaltaischen und der diesem näherstehenden sprachen, nur in etwas verändertem gewande, sehen; vielleicht täuscht er sich auch, gleichviel, die berichtigung wird nicht ausbleiben. Auf dem ganzen gebiet der uralaltaischen sprachen ist es zulässig oder in vielen fällen sogar regel, dass die pluralbezeichnung nur dann eintritt, wenn auf der idee der pluralität ein gewisser nachdruck liegt; dass dagegen, wo ohne besondere determination die pluralidee mehr unbestimmt, generell zur geltung kommt, auch die völlig indifferente form, welche ungenau die singularische genannt wird, eintritt. Auf demselben grunde scheint es dem verfasser zu beruhen, wenn so häufig eigentümlicherweise im sinhalesischen die sog. pluralform nicht nur kein besonderes zeichen besitzt, sondern sogar eine kürzung oder verstümmelung der singularform aufweist. Der sinn scheint dabei zu sein, dass auch hier der wirklich indifferente, nicht determinirte, individualisirte, mit dem zeichen der bestimmtheit oder singularität versehene stamm, hergestellt werden solle; dies streben ist so lebhaft, dass es sich selbst auf kosten der genesis des wortes geltend macht, dass, um ideell einen solchen stamm zu erzeugen, auch elemente losgerissen werden, die durchaus nicht bloss der individualisirung, der bildung des singular dienen, oder dass von dem formelement des singular ein teil, zur herstellung eines solchen ideellen undeterminirten stammes, weggelassen wird. Bei einer grossen anzahl von wörtern scheint diese herleitung noch deutlich verfolgbar. So gilt bei den ausdrücken für unbelebtes als gewöhnliche endung, gewisser-

massen zugleich als genus- und determinationszeichen, *a*. Die meisten derselben bilden den nominativ und accusativ plur. dadurch, dass sie bloss dieses *a* weglassen, ebenso entledigen sich die drei- und mehrsilbigen auf aya, iya, ava, uva des ya und va; also kaduva = schwert hat den plural kadu. Man möge hierbei berücksichtigen, dass die singularform wirklich an sich schon den character der determinirtheit trägt und erst durch das erwähnte ek unbestimmten sinn erhält.

Das adiectiv ist im attributiven sinne nach genus, numerus, casus völlig unveränderlich, während doch auch in neuindischen idiomen selbst dort, wo adiectivische casusflexion fehlt, eine art genus- wie numerusabwandlung vorkommt. (Ebenso starr ist das später zu behandelnde prädicative adiectiv.) Das attributive adiectiv muss wie der adnominalausdruck vor dem zugehörigen substantiv stehen.

Das fürwort macht auf den ersten blick wohl am meisten von allen teilen der rede mit seinen nach den drei genera streng geschiedenen formen einen indogermanischen eindruck; dieser eindruck, den verfasser gerade durch den mündlichen verkehr erhielt, während ihn diese erscheinung früher bei der theoretischen behandlung bei weitem nicht in dem masse gefesselt hatte, ja, den derselbe noch längere zeit nach dem aufhören des verkehrs festhielt, ist nach seiner jetzigen ansicht ein trügerischer; dagegen ist die parallele mit den dravidischen idiomen geradezu von durchschlagender wirkung; verfasser meint, dass trotz der teilweise oder in dieser teilweise sanskritischen form der urtypus der sprache, welche er darum noch lange nicht für dravidisch halten muss, durchbricht; das nähere darüber bald.

Schon die regelmässigkeit, womit selbst beim personalpronomen die reinen nominalen casusformen von einem und demselben stamm fast ohne die mindeste abweichung abgeleitet werden, ist nicht nur dem ursprünglichen indogermanischen typus völlig fremd, sondern findet selbst in den hierin weit genug abgeirrten neuindischen sprachen, soweit sie dem verfasser bekannt sind, kein analogon. Wie beim substantiv ballā — gē, ballā — ta, ballā — gen, ballā — visin, so heisst es hier ma — ge, ma — ta, ma — gen, mā — visin —— tāge,

tata, tāgen, tāvisin — tigē, tita, tigen, tivisin — topagē, topata, topagen, topavisin — tilāgē, tilāta, tilāgen, tilāvisin — apagē (apē), apata, apagen (apen), apavisin — tamāgē, tamāta, tamāgen, tamāvisin — tamālāgē, tamālāta, tamālāgen, tamālāvisin — ubalāgē, ubalāta, ubalāgen, ubalāvisin . . .*)

Dem vorher angedeuteten ausgeprägten drange, die fürwörterformen geschlechtig zu kennzeichnen, fällt auch die form der zweiten person, und zwar im singular wie im plural, zum opfer, eine auch nicht gerade indogermanische erscheinung.

Das im sanskritischen kreise so ausgebildete relativ fehlt, dasselbe würde auch im rahmen des sinhalesischen satzes mit seinem ganz und gar nicht persönlichen verbalausdruck kaum raum finden.

Sehr bezeichnend ist die form des interrogativ; verfasser geht wohl kaum irre, wenn er meint, dass hier der alte typus durchschlägt. Man darf es geradezu als regel hinstellen, dass in den formlosen sprachen, und selbst in solchen, denen dieser name kaum noch gegeben werden kann, die aber der genusform des neutrum entbehren, das interrogativ für persönliches einen vollständig verschiedenen stamm aufweist gegenüber dem ausdruck des unpersönlichen, sächlichen. Das indogermanische braucht das nicht, da es ein klar entwickeltes neutrum besitzt; das sinhalesische würde es auch nicht brauchen, da es ja sonst am fürwort der dritten person, dem gesamten demonstrativ, mit auffallender schärfe alle drei genera scheidet; trotzdem bildet es genau so wie die ungezählte schar allophyler idiome die beiden formen von absolut nicht zusammenhängenden stämmen; ja noch mehr, es verwendet dazu sogar dieselben elemente, die wir wiederum in derselben verwendung auf den allerverschiedensten sprachgebieten beharrlich wiederfinden; das persönliche interrogativ weist als haupt- und grundelement den hinterlingualen stummen explosivlaut auf wie auch im indogermanischen, den markirtesten, knochigsten vertreter des consonantismus über-

*) Fr. Müllers bemerkung p. 149, dass tō = du gegenwärtig im gespräche gar nicht gebräuchlich sei, trifft vollständig zu; die leute machten den verfasser sehr eindringlich darauf aufmerksam, dass man nicht tō, topi (ihr) sage, allen aber waren diese formen bekannt.

haupt, *k*; das unpersönliche, sächliche (was) dagegen den laut, den verfasser nach umfänglichen beobachtungen auf manigfachen sprachgebieten für das gewöhnlichste element der indeterminirtheit halten muss, *m*.

Den am meisten indogermanischen eindruck machen unter den formen der fürwörter die der demonstrativa; dieselben erscheinen unbedingt männlich, weiblich oder neutral; verfasser muss dabei betonen, dass es ihm immer wieder auffiel, mit welcher schärfe diese unterschiede festgehalten werden; dieselben wurzeln jedenfalls tief im wesen der sprache und beherrschen dieselbe vollständig, während doch das wirklich geschlechtige nomen auf einen sehr engen kreis beschränkt, und auch innerhalb dieses die genusbezeichnung durchaus nicht streng festgehalten war. Man möchte also hier annehmen, dass nicht die (grossenteils) sanskritische form zugleich mit dem wesen dem fremden idiom aufgepfropft wurde, sondern dass der hierin consolidirte urtypus auch die sanskritischen formen mit in seine kreise zog und auf diesem ihm geläufigen gebiet eine regelmässigkeit entfaltete, wie sie allerdings auf demselben gebiet in ähnlicher weise das dravidische zeigt, die wir aber vergeblich irgendwo im bereich des indogermanischen suchen würden. Gerade das indogermanische zeigt hier eine sonst unerhörte fülle von besonderen, an sich männlichen, weiblichen, neutralen stämmen und die manigfaltigsten complicationen und abweichungen in den casus- und numerusformen der einzelnen genera. Im sinhalesischen nichts von alledem; mit, man möchte sagen, mathematischer regelmässigkeit wird von den grundformen, unter zuhilfenahme gewisser z. t. rein sanskritischer stammbildungselemente, und mit z. t. echt sanskritischen zeichen für die genusunterscheidung, die männliche, weibliche, neutrale form abgeleitet; dieselbe in allen casus unwandelbar festgehalten; mit derselben regelmässigkeit von der singularischen die pluralische gebildet, und auch von dieser mit nie versagender ebenmässigkeit die pluralcasus durch anfügung der gewöhnlichen (auch im singular üblichen) casuszeichen hergestellt; wobei noch besonders hervorgehoben werden mag, dass, abgesehen von einer besonderen männlichen und einer neutralen pluralform, die

numerus- wie casusbildung nur die gewöhnlichen nominalen zeichen trägt. Die üblichsten grundelemente sind mē, oya, ara, welche fortwährend angewendet und scharf auseinandergehalten werden, und ē, welches dem verfasser weniger oft vorgekommen ist. Daran werden zur bildung der eigentlichen fürwörterformen hauptsächlich eka (sanskr. = ein) und ohu (sinhal. = er) angefügt; letzteres ist nur männlich (und fungirt nebenbei auch als selbständiges fürwort dritter person), eka dagegen erscheint wie ein nomen als ekā, ekī, eka in den drei genusformen; daneben kommt eine wie scheint verstümmelte ā-femininform vor. Es ergeben sich folgende geschlechtige hauptformen: mēkā, mēkī, mēka —— ōkā, ōkī, ōka —— arakā, arakī, araka —— ēkā, ēkī, ēka, die feminina mā̈, arā̈, ā̈, die masculina m — ohu, mū, arū (ara + ohu). Jeder dieser stämme wird, abgesehen von der schon angedeuteten besonderen pluralform des masculins und neutrums (n, vun — vā) völlig regelrecht nominal nach numerus und casus abgewandelt; es mag davon bloss andeutungsweise ein bild gegeben werden: sing. mēkā, mohu, mū —— mēkī, mā̈ —— mēka; plur. mēka — lā, mun, movun —— mēki — lā, mā̈ — lā —— mēvā.

Davon werden denn die casusformen abgeleitet: mēkāgē, mēkāta, mēkāgen, mēkāvisin —— mohugē, mūge, mēkigē, mäge —— mēkalāgē, movungē, munnē (= mungē), mēkilāgē, mälāgē, mēvāgē, und so regelrecht für sämtliche formen des singular wie plural weiter; es entsprechen diesen formen von mē natürlich, soweit das überhaupt möglich ist, die von oya, ara, ē, so dass etwa 150 regelmässige geschlechtige casusformen von den vier genannten grundstämmen abzuleiten sind, woran auch die sehr regelmässig bildenden neuindischen, z. b. zigeunerischen idiome, nicht entfernt heranreichen, während die älteren indogermanischen sprachen in den massenhaften abweichenden numerus-, genus-, casusformen das directe gegenstück hierzu bieten.

Dagegen vergleiche man die innerlich eigentümlich anklingenden bildungen der dravidischen sprachen:

Tamil: avan, aval, adu }
ivan, ival, idu } = masc., femin., neutr. (singular)

avar, avei } = masc. u. fem. – neutr. (plural).
ivar, ivei }

Dem entsprechend in anderen dravidischen idiomen:

avan, aval, ata ivan, ival, ita	avanu, avalu, adu ivanu, ivalu, idu	avu, ava, adu ivu, iva, idu
avar, ava ivar, iva	avaru, avu, ivaru, ivu	avu, adu ivu, idu

So die demonstrativa; mit ganz ähnlicher festigkeit bildet aber auch das interrogativ gleichartige formen:

evan, eval, edu yāvan, yāval, yāvadu	yāvanu, yāvalu, yāvadu	yēvu, yēva, yēdu
evar, evei yāvar, yāvei	yāvaru, yāvu	āru, yēdu

Die kurze zusammenstellung zeigt, dass auch das dravidische im pronomen die drei genera, ganz ähnlich wie das sinhalesische, scharf und unzweideutig auseinanderhält, obgleich es ebenfalls am substantiv eine genusflexion im sinne des indogermanischen gar nicht kennt, und die spuren einer solchen hinter der sinhalesischen genusbezeichnung weit zurückbleiben, wie ja auch die geschlechtigen fürwörterformen im sinhalesischen noch weit klarer genusformen zeigen. (Nimmt man im dravidischen die casusformen aller drei genera hinzu, so erhält man ebenfalls eine ansehnliche anzahl von bildungen, die auch hinsichtlich ihrer fülle stark an das sinhalesische erinnern; namentlich aber sei nochmals auf die eigentümlich gleichmässige, gegenüber dem indogermanischen recht eigentlich nichtanomale gestaltung der formen auf dem gebiete der dravidischen sprachen und des sinhalesischen hingewiesen.)

Alles scheint dafür zu sprechen, wenn wir das oben über die nominale genusbezeichnung bemerkte ebenfalls in anschlag bringen, dass im scharfen gegensatz zum indogermanischen mit seiner energischen und durchgreifenden geschlechtsunterscheidung am substanzausdruck überhaupt, die typengruppe, der das dravidische und wohl auch das sinha-

lesische entsprang, zunächst nur die beiden grossen gruppen des höheren, niederen resp. belebten, unbelebten scharf trennte, dann in der ersten das persönliche als männlich oder weiblich aussonderte und so allem übrigen nichtpersönlichen, neutralen gegenüberstellte; und zwar zuerst nur in der form des eigentlich persönlichen, der pronominalen, wo von einem bestimmten der, dieser, oder die, diese, das, dieses die rede war; dort war auch die specielle genusbezeichnung äusserlich am nötigsten, weil das substanzwort ja nicht da war, dessen bedeutung allein schon geeignet war, die männliche, weibliche . . . qualität genügend zu kennzeichnen. Es hat denn auch gegenüber dieser strengen geschlechtsbezeichnung am fürwort der substanzausdruck in weitestem umfange auf beiden sprachgebieten keine genusbezeichnung. Doch hier sollte nur angedeutet werden, dass die so indogermanisch aussehende genusform am pronomen auch auf ganz anderem grunde ruhen kann oder vermutlich ruht; diese ähnlichkeit des sinhalesischen und dravidischen kann zufällig sein, vorhanden ist sie; das sinhalesische kann in seiner nichtarischen ursprünglichen gestalt vom dravidischen himmelweit verschieden gewesen sein, obgleich das unwahrscheinlich ist, da viele erscheinungen auf beiden gebieten eine innerlich, darum aber durchaus noch nicht genealogisch verwandte grundrichtung zu erkennen geben.

Fanden wir bisher viele erscheinungen, die zum mindesten ähnliche oder äusserlich ähnliche im indogermanischen zur seite hatten, so zeigt der kern- und angelpunct sprachlichen lebens die grundverschiedenheit des sinhalesischen und des indogermanischen typus, obgleich auch hier das sinhalesische vom standpuncte der äusseren form dem indogermanischen vieles abgeborgt hat. Es ist das der sinhalesische verbalausdruck, denn ein verb in unserem sinne, nach person- und zahlbezeichnung abgewandelte thätigkeitsformen, ist dem sinhalesischen völlig fremd, es hat dafür überhaupt keinen sinn,*) während die übrigen, auch die

*) Die paar secundären, von allem anderen völlig abweichenden sog. futurformen sind dem verfasser wohlbekannt, ebenso die imperativformen der 2. 3. person.

sonst verunstaltetsten indogermanischen idiome, wie die zigeunerischen, das ossetische, durchaus reines, subiectives, persönlich abgewandeltes thätigkeitswort aufweisen; derart, dass dem verfasser selbst in diesen so ganz eigenartigen sprachen keine nominalformen bekannt sind, welche auch nur in dem umfange als verba finita gelten müssten, wie z. b. selbst im magyarischen der blosse stamm des nomenverbum im sinne der 3. person des singular. Verfasser betont diesen völligen mangel eines eigentlichen verbs so scharf, weil er durch den lebendigen verkehr unauslöschlich den eindruck erhalten hat, dass hier etwas ganz anderes vorliege wie unsere, die uralaltaischen und die verbalformen der meisten unserem sprachstamm benachbarten typen. Die personbezeichnung beim sinhalesischen verbalausdruck spielt keine rolle, kommt überhaupt kaum in betracht, der thätigkeitsausdruck ohne jede determination nach person und zahl lebt für sich, ein karanavā, liyanavā, käruvā, kärunā; ist zufällig von einer dritten person im zusammenhange die rede gewesen, so ist selbstverständlich das karanavā, liyanavā = er macht, schreibt, sprach man von der zweiten, ersten person, so ist es eo ipso ein du, ich mache, schreibe; ist die beziehung nicht klar, so muss sie durch ein besonderes verdeutlichendes wort angezeigt werden, wobei es völlig gleich ist, ob dieses verdeutlichungswort ein substantiv oder hinweisendes fürwort ist, also der dritten person angehört, oder irgend ein (substantivartiges oder fürwörtliches) element, wodurch ein oder mehrere angeredete oder redende bezeichnet werden; mit dem verb hat das nichts zu thun. Ist gar kein bestimmtes subiect gemeint, sondern etwa unser man, so kann jede auch nur andeutungsweise gegebene bezeichnung oder beziehung auf eine person wegbleiben, die verbalform behält ihren wert wie überall als indifferente, ruhende participialartige bildung, wobei im letzten falle der sinn ein allgemeinstes, unbestimmtes subiect hinzuthut: z. b. mē vatschanaya usuruvannē kohoma — da?*) = dies — wort aussprechend wie —

*) In diesem allgemeinsten sinne scheint vorwiegend oder ausschliesslich die eigentlich participiale form (yannē, dannē . . .) vorzukommen, ob

denn? = wie spricht man . . .? oder mē pāren yannē kotana — ta — da? = dies — weg — auf gehend wohin denn? = wohin gelangt man . . .? So auffallend solche satzgebilde unserer auffassung erscheinen, so sind sie doch durchaus normal, ja sie geben für uns die grundrichtung sehr characteristisch an, vielleicht klarer als die sätze mit subiect, deshalb weil wir zu sehr gewohnt sind, im letzten falle den subiectausdruck in unserem sinne als wirklich mit dem verb innerlich zusammenhängend, durch dasselbe bedingt und es seinerseits bedingend, anzusehen, was er durchaus nicht ist.

Von einer parallele etwa mit dem magyarischen verb als dem einer eigentlich formlosen sprache, kann nicht im entferntesten die rede sein, die magyarischen verba werden als lebensvolle, persönlich determinirte thätigkeitsausdrücke empfunden, heut sicher selbst da, wo formell ein verbalnomen, ohne suffix der 3. person, vorliegt, wie verfasser aus langjährigem mündlichem verkehr in diesem idiom weiss; aber selbst die von Fr. Müller grdrs. 3. I. p. 137 andeutungsweise zur vergleichung herangezogenen samojedischen sprachen können keineswegs in betracht kommen, wenn es sich um das persönliche moment handelt, welches der verbalform ihr leben giebt; denn auch hier kann verfasser als ohrenzeuge bestimmt aussprechen, dass der samojedische verbalausdruck einheitliche, heut ebenfalls persönlich determinirte formen schafft, während er bezüglich des sinhalesischen das gerade gegenteil behauptet.

Die wirkung dieser fundamental verschiedenen grundauffassung gegenüber dem indogermanischen ist, selbst äusserlich, eine auffallende. Im indogermanischen hat nur die nach person, zeit, zahl determinirte form des verbum finitum leben, und daneben geht eine beschränkte anzahl nominaler formen her, welche grossenteils noch vollständig klar als adiective (participien) oder substantive (gerundia, infinitive . . .) empfunden werden, nur selten als erstarrte nominalformen einem dann ebenfalls klar abgegrenzten wirkungskreise angehören. Der den weitaus überwiegenden,

---

auch die gewöhnliche des verbum finitum (yanava . . .), ist dem verfasser unbekannt.

rein persönlichen zeitformen zu grunde liegende stamm aber ist durch die manigfachsten, lautlich zum ausdruck gebrachten beziehungen zur bezeichnung von numerus und person und durch den unlöslichen zusammenhang mit dem begriff der person so verwachsen mit diesen bezeichnungen von numerus und person, dass er überhaupt kein wirkliches leben hat, nur abstrahirt werden kann; auch letzteres häufig nur durch sorgfältige analyse und vergleichung — der reine verbalstamm hat im indogermanischen gar keinen wortwert, ist in der grammatischen fügung ein nichts; dagegen ist der unveränderte und unveränderliche, durch keinerlei zeichen für zahl und person getrübte, also indifferente stamm im sinhalesischen alles; alles andere darf wegfallen oder zu ergänzen sein, er allein muss da sein, giebt dem satze leben, bildet allein eigentlich den satz. Dabei aber ist dieser stamm eine **reine nominalform**, mit meist recht ausgeprägten nominalen, z. t. gehäuften bildungselementen, fast casusartig; jedenfalls wird wenigstens teilweise dadurch das **befinden** in einem noch dauernden oder vergangenen zustande ausgedrückt; also auch hierin weicht das sinhalesische durchaus vom indogermanischen ab.

Die bildung dieser überaus zahlreichen stämme entspricht dem gesagten durchweg, sie atmen nichtsanskritischen geist. Das gilt selbst von den allerwichtigsten, welche unzweifelhaft die eigentliche grundlage des sinhalesischen verbalausdrucks bilden, obgleich hier ebenso unzweifelhaft gerade sanskritische, z. t. rein sanskritische formen vorliegen; was daraus auf sinhalesischem boden geworden ist, zeigt die unausfüllbare kluft zwischen den beiden sprachgebieten. Es sind dies die dauer- und die vergangenheitsform im activen wie im passiven sinne (kadanavā — käduvā, kädenavā — kädunā). Die deutung, dass kadanavā (kädenavā) auf eine regelmässige sanskritische präsensparticipbildung zurückgehe, käduvā und kädunā auf das alte sog. particip perfecti, dass der regelmässige umlaut sämtlicher passivformen dem sanskritischen ya des passiv zuzuschreiben sei, welches selbst geschwunden ist und nur als spur die umlautung hinterlassen hat (kadan — ya — vā),

wird wohl keinen zweifeln mehr begegnen. vā, nā sind wahrscheinlich (Fr. Müller a. a. o. p. 154) sinhalesischen ursprungs, nach art der formlosen idiome unveränderlich angefügt; sie scheinen die participialartigen bildungen zu gerundien zu machen mit der ungefähren bedeutung: im brechen, gebrochen haben . . ., und die so gebildeten formen vertreten unverändert, wie oben gezeigt wurde, das verbum finitum.*) Ausserdem hat das sinhalesische in ebenfalls nichtindogermanischer weise die rein zufällige vocalwandlung (umlaut) festgehalten und zum alleinigen oder zum hauptträger der passiv- und der präteritumidee gemacht. Beim präteritum erinnert das lebhaft an den indogermanischen ablaut, aber nur äusserlich, da im sinhalesischen die umlautung den präteritumcharacter versinnbilden soll, worin das sinhalesische wieder weit mehr an die reichen lautvariationen zu flexivischen zwecken in den dravidischen idiomen erinnert als an das indogermanische, welches den ablaut des präteritums doch den vorgängen der vocalsteigerung, reduplication . . . verdankt. In noch auffallenderer weise ist von der lebendigen passivform des indogermanischen nur der rein zufällige umlaut in wunderbarer starrheit festgehalten worden, und wird in einer wohl im dravidischen und sinhalesischen öfters wiederkehrenden, im indogermanischen unerhörten regelmässigkeit nunmehr einfach die active form in weitester ausdehnung ohne jede sonstige veränderung durch diese vocalvariation zur passiven; wobei ausserdem vielfach formen hergestellt werden, die nie durch die blosse regelmässige anwendung des umlauts im indogermanischen sinne, also durch das hier weg-

*) Die hier angenommene bedeutung: ich, du, wir, ihr . . . **im** brechen (sc. sind . . .) erhält wohl eine stütze durch die häufige anwendung eines postponirten ya, welches eine ähnliche rolle wie das copulaartige yi spielt; cf. änduva — ya, kīvaya, äsuva — ya, sitiya — ya, giya — ya, eva — ya . . , = weinte, sagte, fragte, stand(en), kam(en), sandte, ward gehört; dann wäre die bedeutung etwa: im geweinthaben — ist (war). cf. die beispiele a. a. o. p. 158, 159; ebendort auch: mama Yōsäp — **ya** (= ich bin Josef) und Yōsäp mama — **ya**. Auch verfasser glaubt in verbindungen wie den letzten zwei dies ya gehört zu haben, muss aber die sache dahingestellt sein lassen.

gefallene, aber nachwirkende *y* von ya, entstehen konnten: so dass die lediglich bewusste differenzirung des activ- zum passivstamme durch die diesen typen geläufige lautvariation umso klarer hervortritt. Man denke hier an die ganz gewöhnliche umwandlung jeder beliebigen intransitiven . . . verbalform in eine transitive, causative, reflexive, passive, reciproke . . ., wie sie durch den blossen zusatz eines oder mehrerer unwandelbarer characterlaute im ganzen türkischen typus und sonst im uralaltaischen, im dravidischen, in den Kolh-sprachen und sonst vielfach bewirkt wird (cf. dravidisch *a* — du — ppi [bi. if . . .], Kolh-sprachen *a* — o[k] . . ., türkisch sch [isch] — *l* [il] — *n* [in] — dr, tr [dir, tir . . .] . . .). Man vergegenwärtige sich weiterhin die verwendung des umlauts, überhaupt der vocaldifferenzirung auf dem gebiet der genusunterscheidung im sinhalesischen, bei den fürwörtern des nahen und fernen im dravidischen, uralaltaischen, der Kolh-sprachen . . . Dabei kann gar nicht geleugnet, ja es soll besonders hervorgehoben werden, dass die so häufigen reinen umlautformen, wie kädenavä neben kadanavä, kädī neben kadā im munde der Sinhalesen für das gehör einen eigentümlich indogermanisch resp. germanisch anheimelnden eindruck machen; es ist eben auch hier nur der schein indogermanisch, das ganze wesen fremdartig. (Beiläufig mag hier erwähnt werden, dass die neben der genannten passivbildung hergehende zweite vollständig die richtung des dravidischen widerspiegelt: kadanu — labanavä, kadanu — läbuvä ist nach dem bisher entwickelten = ich, du, er . . . empfängt [labanavä] — brechung [kadanu], genau so wie es dravidisch heisst: adikka — ppadu = schlagen ertragen = geschlagen werden, oder ähnlich: adru — ppun, welches direct = schneidung — essen; denn adruppu = schneidung, von adru = schneiden, un = essen. Ganz in derselben unindogermanischen weise wird das reflexiv hergestellt: kadā — gannavä = brechung ergreifen, für sich nehmen, d. h. sich brechen.)

So zeigt sich die sinhalesische verbalbildung gerade in ihren grundsäulen aufs tiefste beeinflusst durch indogermanische bildungen und flexionselemente — das präteritum sowohl des activ wie des passiv müssen wir direct auf eine,

die vollentwickelte indogermanische form des passiven perfectparticips zurückführen, die sich vielfach fast völlig unverändert im sinhalesischen erhalten hat — und wird darum in keiner weise indogermanisch. Dass aber die bildung des durativ, des präteritum, beides im activen wie passiven sinne, die eigentlichen grundlagen sinhalesischer conjugation, also des verbum finitum in unserem sinne, darstellt, neben denen die reichen anderweitigen zeit- und modusbildungen kaum in betracht kommen, wird von Fr. Müller p. 152 mit recht betont, wie verfasser, nach seinen beobachtungen wenigstens, bestimmt hervorheben muss; demselben sind im verkehr kaum andere formen des verbum finitum aufgestossen als die immer wiederkehrenden danavā, denavā, enavā, yanavā, karanavā, liyanavā, innavā, kiyanavā, genavā . . ., unnā, dunnā, käruvā, käduvā . . ., kärenavā, kädenavā . . ., kädunā, kärunā und ähnliche, neben denen nur noch die negativformen wie: mama dannē nä = ich weiss (wissend) nicht sehr häufig vorkamen; und er möchte das jedenfalls nicht allein auf rechnung seines naturgemäss in äusserst enge grenzen gebannten verkehrs setzen.

Wenn schon die hauptvertreter sinhalesischer tempus- und genusbildung am verb ihren fremdartigen character in dem halbindogermanischen gewande so unverhüllt zeigten, so gilt das in ungleich höherem grade von den übrigen formen der zeiten und modi.

Schon die auffallend grosse anzahl der hierher gehörigen nominalformen, denn nominal sind sie, abgesehen von den wenigen wohl spätgebildeten (imperativ- und) futurformen, alle, wie oben erwähnt wurde, ist durchaus unindogermanisch: dieselben sind z. t. participialartig z. t. mehr infinitiv- oder gerundiumartig und erreichen, mit zurechnung der den activen meist völlig entsprechenden passiven, ungefähr die zahl 70. Bei dieser ungemein reichen fülle aber kommt das verbum finitum, soweit man von einem solchen reden darf, schlecht genug weg; die meisten dieser bildungen behalten ihre substantiv- oder participartige geltung voll bei. Dem verbum finitum dienen eigentlich (abgesehen von den sog. coniunctivformen, deren verwendung dem verfasser fast ganz unbekannt ist, und die nebenbei auch völlig unindogermanisch,

durch loseste agglutination hergestellte nomina sind) nur noch drei active und ebensoviel entsprechende passive tempusartige gebilde; und auch diese drei erweisen sich gegenüber der durativen und präteritum-grundform als ganz secundär, stark zusammengesetzt, letzteres sogar unter zuhilfenahme der vollen grundformen in gestalt von hilfszeitwörtern; so dass unzweifelhaft das sinhalesische verbum eigentlich nur über zwei zeitformen verfügt, ein bei solchem reichtum von verfügbaren stammformen bedenklicher mangel (während das indogermanische es liebt, mit den einfachsten, leichtesten und an zahl sehr geringen differenzirungsmitteln ein system klar abgegrenzter, lebendiger zeitformen zu schaffen). Die genannten drei bildungen stellen ein durch volle stammreduplication (kada — kadā) mit angefügtem inna — vā, unnā (= ich, du, wir . . . sind, waren) hergestelltes präsens und imperfect, sowie ein plusquamperfect dar, welches das präteritum tibunā (= ich, du, wir . . . standen) von tibenavā an eine präteritumform, letztere im sinne eines particips oder gerundiums, anfügt; im passiv lautet es ganz entsprechend: kädi — kädī inna — vā, unnā —— kädi — lā tibunā.

Es folgen die hauptsächlichsten stammformen, um eine ahnung von ihrer manigfaltigkeit, der fast absoluten correspondenz der activen und passiven, der art ihrer bildung zu geben, die unindogermanisch bleibt, gleichviel ob ganz lose agglutination selbständig bleibender, ablösbarer, oft recht gehäufter (und doch auseinandergehaltener) elemente, oder eine ebenso nichtindogermanische reduplication . . . eintritt, oder mehrere solcher vorgänge sich vereinigen. kadana, kadannē, kadana — vā, kadana — vā — ta, kadana — vā — yin, kadana — kota —— kädena, kädennē, kädena — vā, kädena — vā — ta, kädena — vā — yin —— kadā, kadā — lā, kadā — pu, kadā — pu — vā — ma, kada — min, kada — tot, kada — tōt — in, kada — tat, kada — ddī, kada — kadā.

kädī, kädī — lā, kädi — kädī, kädu — nu, kädu — nē, käde — tot, käde — tōt — in, käde — tat, käde — ddī.

kädū, kädu — vā, kädu — vot, kädu — vōt — in, kädu — vat, kädu — vā — ta, kädu — vā — yin, kädu — kota, kädu — vā — ma, kädu — vē.

kädu — nā, kädu — nu, kädu — not, kädu — not — in, kädu — nat, kädu — nā — ta, kädu — nā — yin, käduna — kota, kädunā — ma, kädu — nē.

---

kadan — ta, kadan — da.
käden — ta, käden — da.

---

kädu — ma, käd — īma, käd — illa.

Dem indogermanischen also ist sowohl die in kada — kadā, kädi — kädī auftretende art der reduplication fremd als auch namentlich die lose agglutination in formen wie kadana — vā — ta, kadana — vā — yin, kada — tōt — in, kadā — pu — vā — ma . . . Dagegen ist diese unvermittelte anfügung einer ganzen anzahl in ihrer vollen selbständigkeit verbleibender elemente geradezu die regel in den uralaltaischen, dravidischen . . . sprachen. cf. bloss das oft als beispiel genannte türkische sew, sew — isch, sew — in, sew — il, sew — e — me, sew — in — il, sew — in — il — isch, sew — in — il — isch — e — me — mek . . . Ebenso aber ist diese erscheinung im sinhalesischen gerade das, was die gesamte formenbildung am verbalnomen geradezu bestimmt, nicht etwa sporadisch sich zeigt; noch mehr, sogar rein indogermanische, einfach übergenommene formen werden zu sinhalesischen oft erst dadurch, dass sie ein oder mehrere dieser auf sinhalesischem boden erwachsenen agglutinirten elemente annehmen (oder auch sich der characteristischen, ebenfalls unindogermanischen früher erwähnten lautvariation anbequemen, wozu dann meist noch sinhalesische bildungsformen treten).

Für die negative aussage der thätigkeit (der negative ausdruck des seins wird später behandelt) ist dem verfasser im mündlichen verkehr nur die sog. participform auf nnē in verbindung mit nä vorgekommen, aber sehr häufig, so mama dannē nä = ich — wissend (im zustande des wissens?) — nicht; nie hat er ein mama danavā nä gehört. Im wesent-

lichen tritt die idee einer prädicativ zu fassenden verbindung auch im negativen sinne so klar hervor wie vorher im positiven (ich — wissend, im wissen).

Man könnte erwarten, dass auch die rein nominale prädicativverbindung die auf den gebieten der formlosen sprachen überaus häufige, z. t. allein übliche, blosse anreihung des prädicatsausdrucks an den vorangehenden ausdruck des subiects (cf. vorher magyarisch, türkisch) aufwiese, doch trifft das nicht ganz zu. Das sinhalesische kennt zwar die indogermanische eigentümlichkeit nicht, subiect und prädicat durch einen verbalen ausdruck wie stehen, wohnen, vorhandensein ... zu vermitteln, aber es führt eine besondere prädicativform zunächst das adiectiv gewissermassen in die verbale sphäre über; das hierzu verwendete suffix yi hat nichts irgend verbales an sich, aber es vermittelt in sehr significanter weise und in weitestem umfange die verbindung des subiects mit dem im übrigen bloss angereihten prädicat, ja es gewinnt sogar, wie bald sich zeigen wird, unter umständen den wert eines substantiellen verbalausdrucks des seins, habens, bleibt also nicht unbedingt copulaartig. Eine andere, verbale copula ist wohl nicht vorhanden (obwohl es mehrere verba des vorhandenseins giebt, sanskritischen ursprungs, wie auch das weitaus gebräuchlichste, regelmässige: äti, näti, welches aber nicht zur copula wird, sondern ein vorhanden, da sein, oder in possessivem sinne haben bedeutet). Als solche copula tritt yi nach des verfassers hierin kaum irrtümlichen beobachtungen auch am substantiv auf, z. b. auf die frage nach dem wesen eines dinges im sinne von: das ist (heisst) hand, kopf, knie, doch will derselbe hier vorsichtiger weise die frage noch offen lassen; ganz gewöhnlich dagegen war es, dass die verschiedenen individuen auf die frage nach dem alter einer person mit formen wie daha — tuna*i*, daha — paha*i* = er, sie ist dreizehn, fünfzehn, zählt . . . jahre, antworteten, eine jedenfalls eigentümliche anwendung, welche über die bloss copulaartige weit hinausgeht; ebenso beachtenswert ist es, wenn von vatura = wasser vaturäyi (vaturäi, mit umlaut) gebildet wird direct im sinne von es giebt wasser, es regnet. Eingehendere beobachtungen müssten hier den um-

fang solchen gebrauchs feststellen, die etwa untergelaufenen, bei der kurzen dauer und der erschwertheit des verkehrs wahrscheinlichen und natürlichen irrtümer und ungenauigkeiten berichtigen. Dass yi am adiectiv ohne substantiv regelmässig zur bildung eines satzes gebraucht wird, ja dass diese anwendung auffallend beliebt ist, dass dadurch direct viele wirkliche verbalausdrücke überflüssig gemacht werden, ist unzweifelhaft und dem verfasser in significanten beispielen entgegengetreten. Ganz abgesehen von redensarten wie dem ewig stereotyp wiederkehrenden bohoma hōdayi = es ist sehr gut (auch im sinne unseres gut! bravo! recht so! . . .) heisst es immer siteläi = es ist kalt (fait froid), harī (= hari — yi) = es ist richtig . . .

Aber auch hiermit ist der wirkungskreis des yi noch nicht erschöpft; dasselbe scheint geeignet, in einer für indogermanische auffassung unerhörten weise jedem beliebigen complex, der an sich unzusammenhängend, bedeutungslos wäre, eine bestimmte richtung zu geben, ihn in die sphäre des seins überzuführen; hierbei darf es denn einem beliebigen worte, es sei dasselbe flectirt oder unflectirt, suffixartig antreten, wenn demselben ein irgendwie prädicativer inhalt zu geben ist —— eine im indogermanischen unmögliche erscheinung. Das bezeichnendste beispiel dieser anwendung, deren umfang verfasser leider nicht angeben kann, ist bei Fr. Müller a. a. o. p. 161 folgendes: uba kathā — karannē bohoma ikmana — ta — yi = ihr redend viel schnelligkeit — zu (ikmana = schnelligk., + dativzeichen ta) seid (yi) = ihr seid sehr schnell im reden d. h. ihr redet zu schnell; es wird also hier lediglich durch das dem flectirten dativ ikmanata angefügte prädicative yi eine adiectivische prädicative verbindung herbeigeführt, wobei der dativ rein adiectivische function versieht; die personbeziehung wird wie überall, auch beim reinen verbalausdruck, durch das deutend am anfange stehende uba vermittelt. Jedenfalls spricht sich der den eigentlichen verbalausdruck kennzeichnende mangel wirklichen verbalen wesens hier noch fühlbarer aus als dort.

Ganz ähnliches wie von yi im sinne der aussage gilt von da in der form der frage; auch dieses hält in bezeichnender weise wie ein voller verbalausdruck den satz zu-

sammen, nirgends aber ist eine verbalform zu entdecken; man ist im mündlichen verkehr dabei zuerst immer im zweifel, ob man dem sinne nach eine frage ohne ideellen verbalausdruck vor sich hat, oder ob der ausdruck mit da wie unsere verbindungen mit dem hilfszeitwort zu fassen ist. cf. die immer wiederkehrende frage: mē moka — da = dies was — da = was ist das? Es ist eben da regelmässige vertretung des hilfszeitwortes im weitesten umfange bei fragendem sinne. mē kagē gedara — da = dies wessen haus — denn = wem gehört das haus? ara aspayā kagē — da? = jenes pferd wessen — denn? puluvan — da? = ist es leicht? Letzteres genau so wie die so häufige aussageform: puluveni (= puluvan — [y]i) = es ist leicht; mēka hari — da? = ist dies richtig? In aussageform hiess es: mēka harī (hariyi) = das ist richtig. mē vatschanē tēruma moka — da? = dies — wortes sinn welches — denn (ist)? ara kavu — da? = jener wer denn (ist)? Eine der gewöhnlichsten begrüssungsformeln ist: sanīpa kohoma — da? = gesundheit wie — denn (ist)? —— Dabei zeigt da noch deutlicher als yi, dem man immerhin geneigt ist einen gewissen positiven wert beizulegen, da es doch ideell immer den prädicativen sinn vermittelt, den absolut nichtverbalen, überhaupt eigentlich nicht greifbaren, sondern bloss wag deutenden character dieser elemente; denn seine hauptbedeutung ist und bleibt die, lediglich dem satz die form der frage zu geben; ist der verbalausdruck ausserdem vorhanden, so behält es diese allein; im anderen falle lenkt es überdies die ganze verbindung in die verbale sphäre, natürlich immer in der form der frage; auch dieses element heftet sich, und zwar in wohl noch weiterer ausdehnung als yi, an jede beliebige stamm- oder flexionsform, und es werden dadurch, als das allein einigende, die manigfaltigsten und eigentümlichsten satzgebilde hervorgerufen; oft wieder derart, dass der ganze völlig beziehungslos dastehende, unzusammenhängende complex dadurch allein eine bestimmte richtung, feste bedeutung erhält. Während also in einem minihā innavā — da? = ist der mann? (cf. minihā innavā = der mann ist) das da lediglich die form der frage herstellt, ebenso in dem obiectsatze: uba mē minihā adunanavā — da? = kennst du

diesen mann? (uba mē minihā adunanavā = du kennst diesen m.), hatte dasselbe in allen obengenannten sätzen deutlich prädicative kraft, und es wird direct ideell zum leitenden mittelpunct in fällen wie: bīra bōtalaya — k genenda — **da**? = bier flasche — eine (zu) bringen — ob? (genenda = infinitiv) = soll man (ich) eine fl. b. bringen? Ebenso wird die eigentliche bestimmtheit durch da erst herbeigeführt, obgleich der satz ein verb hat, in: mē pāren yannē kotanata — da? (kotana + ta des dativ = an welchen ort, wohin) = dies — weg — auf gehend wohin denn (ist es)? = wohin gelangt man auf d. w.? —— Die völlige unbestimmtheit des da sowie des verbalausdrucks, die wandelbarkeit der satzelemente in ihrer bedeutung, je nach der art der eingegangenen verbindung, erhellt klar aus den beispielen, wo moka — da wie vorher am ende steht und dennoch nicht wie bisher den sinn hat: was ist es?, sondern bloss den des interrogativen was, was denn?, und zwar nur deshalb, weil die function des verbum finitum schon durch ein verbales element gedeckt ist. uba kiyannē moka — da? = du sagend (bist) was — denn? kiyannē ist indifferent, kann aber in verbindung mit uba = du sagst sein, dann ist moka — da = was — denn? Es liegt aber sehr nahe, die beiden teile gewissermassen als nebengeordnete einheiten selbständig zu behandeln: du sagend (sagst) — **was ist es**? Ja, man kann vielleicht (moka) — da mit uba kiyannē prädicativ verbinden: du sagend was bist? Die satzbedeutung wird dadurch natürlich in keiner weise alterirt, der sinn ist völlig klar, die wagheit der teile aber höchst beachtenswert; man vergegenwärtige sich die unbestimmtheit der teile vorher beim türkischen typus und bedenke, dass diese ausdrucksformen hier nicht etwa in effectvoller prägnanz absichtlich gewählt werden, sondern dass es die regelmässigen sind.

Auch die übrigen, dem verfasser im verkehr vorgekommenen ausdrücke des seins, nichtseins, nötigseins, nichtmöglichseins tragen durchaus keinen verbalen character ausser dem schon genannten, aber ebenfalls sehr bezeichnenden äti, näti. Namentlich häufig hat derselbe nä und bä gehört; der eindruck ist schwer wiederzugeben, das

hauptgewicht fiel dabei auf die eigentümliche betonung, die hervorhebung und gewissermassen sondersetzung, trennung des nă, bä von den vorhergehenden teilen in der form einer beabsichtigten gegenüberstellung; es ging für ihn daraus hervor, dass die mangelnde verbale kraft eben durch die intensität des ausdrucks ersetzt werden solle; verfasser möchte, um eine ahnung zu geben, das deutsche auch prädicativartige, bewusst intensiv gesprochene, und ebenfalls auf eine absichtlich gelassene pause folgende energische nein, unmöglich hinweisen in fällen wie: morgen kommen oder **ich** morgen kommen(?) — **nein**! **ich** morgen kommen — **unmöglich**!! Für bä namentlich scheint ihm die parallele fast absolut zutreffend; nur darf man dabei nicht vergessen, dass im deutschen dies neben den gewöhnlichen ausdrucksweisen hergehende, planmässig und effectvoll angewendete formlosigkeit bedeutet, hier dagegen der normale ausdruck ist.

Wie vollständig der sprache das gefühl für zahl- und personbezeichnung abgeht, mag man daraus ersehen, dass selbst die schon erwähnte volle sanskritische persönliche verbalform äti, näti (= asti, nāsti) diesen ihren character einbüsst. Obgleich also ausgebildete form dritter person im singular, wurde es im gewöhnlichen mündlichen verkehr von den Sinhalesen ganz indifferent, gleichviel ob im sinne des singular oder des plural, als stereotype formel gebraucht, um das vorhandensein oder nichtvorhandensein (besitz oder nichtbesitz) zu bezeichnen; man könnte in ungefähr wieder vergleichen das ebenfalls beim plural unverändert beibehaltene ist nicht (is nich!) der volkssprache, z. b.: dörfer, städte — **is nich**! = giebt es keine;*) ganz und gar entspricht es hierin türkischem war, jok, namentlich auch im possessivsinne. Da das sinhalesische, wie die weitaus meisten asiatischen idiome, entsprechend der eigentümlich ruhenden auffassung des thätigkeitsausdrucks, auch kein actives haben, sondern nur ein obiectives da, vorhandensein kennt, so dient äti, näti auch diesem begriff; ballek äti, näti =

*) Verfasser betont hier, dass er lediglich den im lebendigen verkehr gewonnenen eindruck schildern will, ohne zu behaupten, damit wirklich das wesen getroffen zu haben.

ein hund ist, ist nicht vorhanden, heisst mithin im zusammenhange, wenn sich die besitzende person von selbst versteht, sehr wohl: er, sie, ich, du . . . haben einen oder keinen hund; gerade wie es im uralaltaischen, in der 3. person namentlich, auch ganz gewöhnlich lautet (z. b. türkisch) ew war = ein haus ist vorhanden = er, sie haben kein haus, magyar. pénz van, nincs = geld ist, ist nicht vorhanden = er . . . hat . . . geld . . . (resp. pénze van, nincs = sein geld ist, ist nicht = er hat . . .).

Nach all diesen erscheinungen, die alle innerlich eng zusammengehören, darf man wohl sagen, dass das sinhalesische nicht nur keinen sinn für verbale auffassung in unserer weise hat, sondern selbst dort, wo solche schon klar gegeben ist, dem ausdruck gerade ziemlich alles das zu nehmen geneigt und fähig ist, was ihm wirklich verbalen wert verleiht, so dass schliesslich doch meist nur ein indifferentes, halb participiales, halb substantivisches, nur art und zeit der handlung andeutendes, absolut unpersönliches, nach numerus undeterminirtes verbalnomen bleibt.

Diesen selben indifferenten, lediglich durch den zusammenhang determinirten character zeigt auch der verbalausdruck in der unterordnung, im sinne unserer nebensätze. Eigene beobachtungen fehlen dem verfasser hier leider fast völlig, doch spricht auch das wenige ihm hierüber bekannte deutlich für das ebengesagte. Es mögen hier für die eigentlich relative bindung bloss die zwei von Fr. Müller p. 152 angeführten beispiele folgen: mama giyā gē = das haus, in welches ich gegangen bin, mama yana tän = der ort, an welchen ich gehe; giyā, yana sind die indifferenten stämme des präteritum und präsens, ohne jedes besondere participiale oder sonstige bildungselement, also etwa = gegangensein, gehen im sinne eines verbalnomens; nach sinhalesischer auffassung ist die adnominale bedeutung beider und ihre abhängigkeit vom folgenden nomen gē, tän möglich, = des gegangenseins haus, des gehens ort; wir sahen ja sogar in der reinsten, wirklich substantivischen genetivverbindung den genetiv bisweilen nur durch die stellung vor dem regens angedeutet, geschweige denn hier, wo doch jedenfalls die neue function den eigentlichen genetiv-

character zurücktreten lassen konnte; ebenso aber darf mama adnominal gefasst werden, ja, hier war ein magē wohl gar nicht zu erwarten, da dasselbe nach des verfassers beobachtungen nur wirklichen besitz im materiellen sinne (mein haus, sohn, vater . . .) bezeichnet. Ist diese auffassung richtig, dann darf wohl auf die gleiche eigentümlichkeit, selbst bis auf den gebrauch des indifferenten adnominalen verbalnomens, hingewiesen werden, wie wir ihn im türkischen im weitesten umfange in ganz ähnlicher und vielen verwandten anwendungen fanden, und wie er nicht nur fast das ganze uralaltaische, sondern auch viele andere formlose asiatische typen charactersirt — indogermanisch ist diese erscheinung nicht. Doch ist noch die andere deutung möglich, ja dem verfasser nach seinem gefühl und seiner auffassung des wesens der sinhalesischen sprache erheblich wahrscheinlicher, nämlich die der blossen iuxtaposition ohne wirkliches abhängigkeitsverhältnis: ich — gegangensein — haus, ich — gehen — ort, und man wird demselben zugeben, dass dadurch das ganze nicht gerade indogermanischen anstrich gewinnt. Deshalb ist ihm die letzte deutung wahrscheinlicher, weil doch auf sinhalesischem gebiet die adnominalfassung im ganzen zurücktritt, wo nicht wirkliche nomina die verbindung herstellen; also z. b. beim verbalausdruck die beziehung zwischen subiect und dem verbalen teile durchaus nicht die eines possessiven verhältnisses ist; nie ist im sinhalesischen mama karanavā = mein machen, sondern sicher ein: ich . . . (im machen) machen(d) (bin) . . . Nebenbei möchte derselbe darauf aufmerksam machen, dass ähnliches im dravidischen vorkommt, und dann ebenfalls die nominativform des pronomens, nicht die adnominale angewendet wird.

Geradezu überraschend aber ist die völlige verschiedenheit des sinhalesischen und des indogermanischen typus sowie die innere übereinstimmung des sinhalesischen mit den formlosen idiomen Asiens nach art der meisten uralaltaischen, der dravidischen, der Kolh-sprachen . . . auf dem gebiete der coniunctionen; und wieder steht das in tiefem zusammenhange mit der leblosen, unpersönlichen, nominalen natur des verbalausdrucks. Es ist eine der auffallendsten eigenschaften

des beweglichen, selbständigen, persönlich determinirten indogermanischen verbalausdrucks, auch die feinsten nuancen der modalität, des temporalen, causalen, concessiven, conditionalen . . . durch völlig selbständige, ablösbare, persönlich gestaltete untergeordnete satzeinheiten auszudrücken; dieselben werden mit der leitenden satzeinheit durch die manigfachsten elemente relativer art innerlich vermittelt; es bezeichnet dies den höhepunct syntactischer entwickelung des indogermanischen und ist bestimmend für den gesamten satz- und periodenbau. (cf. mein: sprachliche formung und formlosigkeit p. 1, 2.) Auch diejenigen indogermanischen idiome, welche sich von der grundrichtung des indogermanischen typus am entschiedensten entfernt und teilweise ebenso entschieden den umgebenden formlosen sprachen genähert haben, wie der weiterhin zu behandelnde Zigeunerdialect und das wirklich vielfach eigentümlich abgeirrte ossetische, welches hier fallengelassen werden muss, obgleich es eigentlich mit in diese abhandlung hineingezogen worden war, zeigen in diesem ausschlaggebenden puncte ihre unverfälscht indogermanische natur; ja das ossetische in einer vollkommenheit, schärfe, klarheit, die auch im einzelnen mächtig an die hochentwickelte altgriechische satzbildung mahnt. Von alledem weist das sinhalesische so gut wie nichts auf. Die weitaus häufigste vertretung unserer nebensätze wird wieder durch die ungemein reichen participartigen bildungen vermittelt, welche aber, abgesehen von der darin enthaltenen idee der zeit (und des modusverhältnisses), gerade so wie die formen der verba finita, (nach person, zahl, casus) völlig undeterminirt bleiben. So heisst das häufig vorkommende b ä r u v a n i c h t i m s t a n d e s e i e n d und bleibt durchaus unverändert, gleichviel, ob es sich auf einen oder mehrere bezieht; der zusammenhang, die verbindung mit einem bestimmten subiect zeigt an, ob es bedeutet d a, w e i l . . . oder a l s e r oder s i e, w i r, i h r n i c h t i m s t a n d e w a r e n. Yōsäp*) . . . ivasanda b ä r u v a . . . änduvāya = J o s e f . . . zu ertragen nicht im stande seiend . . . weinte = d a er sich nicht halten

*) Die beispiele sind entnommen aus Fr. Müllers grdrs. a. a. o. p. 157 bis 161.

konnte; aber sahōdarayō uttara denta bäruva . . . sitiyā — ya = die brüder antwort zu geben nicht im stande seiend . . . standen . . . Weit eigentümlicher gestaltet sich das folgende beispiel: sāgataya ratata päminilā de avuruddaya tava pas avurudda — k bhōga käp — ima — k — vat väpir — ima — k — vat vennē näti = hunger land — in gekommen 2 jahre noch 5 jahre korn schneiden — ein — weder säen — ein — weder (= noch) seiend nicht (ist) = da, nachdem hunger gekommen ist; päminilā aber ist ein eher persönlich zu fassendes particip (kein gerundium = nach dem kommen), also eigentlich: hunger gekommen — weder schneiden noch säen ist. Wir würden hier nach indogermanischer auffassung wenigstens eine sog. absolute casusform des participialausdrucks erwarten, entsprechend einem λιμοῦ γενομένου, so dass der sinn wäre: seit, nach dem entstandenen hunger, nach entstehung der hungersnot; das aber ist im sinhalesischen unmöglich, alle diese participialen ausdrücke sind unveränderlich; eine congruenz wie im indogermanischen fehlt, die art der verbindung wird bestimmt durch den zusammenhang.*)

Gleich wage bedeutung haben die vielen participialartigen bildungen, sei es des präsens oder des präteritum, wie kadana, kadā, kadā — lā, kädū, kädu — vē, kada — kadā . . . In wieweit solche formen den namen participien verdienen, kann verfasser nicht entscheiden; er möchte sie grossenteils lieber gerundia nennen, da sie durchaus nicht immer den eindruck irgend persönlich gefasster participien machen, sondern z. t. auch wie casusartige formen des ruhend gedachten verbalnomens auftreten und so den casus des verbalnomens entsprechen, wodurch der türkische, mongolische typus . . . unsere nebensätze auszudrücken pflegen (bei, nach, von, wegen, zum . . . schreiben = während, nachdem, seit, weil ich, du, wir . . . schrieben, damit . . . [ich], wir . . . schrieben).

Neben ihnen treten die vielen als eigentliche gerundia genannten formen auf,**) denen die eben angegebene bedeu-

*) Das vorhandensein von absolutivconstructionen z. b. im arischen kennt verfasser.

**) Fr. Müller p. 154, 155.

tung besonders klar zuzukommen scheint. Also kada — ddī bedeutet etwa während des brechens, kadana — kota, kädu — kota, kädu — vā — ma, kadā — pu — vā — ma = nach dem brechen, gebrochenhaben, so dass sich, je nach dem zusammenhange, wieder der sinn ergiebt: während, nachdem, als . . . er, sie . . . brach, brachen, gebrochen hatte(n). Die zahl dieser gestaltungen lässt sich weit vermehren, dies mag genügen; dass die bedeutung die angegebene nominale ist, geht wohl ausser der anwendung aus der form des reinen verbalnomens mit substantivbedeutung und anderen bildungen hervor; so bildet z. b. kota eine klare nominale adverbialform, und ausserdem kommen wirklich derartige formen wie reine substantive in verbindung mit postpositionsartigen elementen vor, z. b. raksā — karana pinisa = erretten(s) — wegen. Selbst das conditionale verhältnis wird durch eine solche nominalbildung umschrieben; kathā — kalot bedeutet etwa: im falle des redens = wenn (du, er, sie . . .) reden. So hat sich verfasser oft davon überzeugt, dass fälle wie die von Fr. M. a. a. o. p. 161 angeführten den leuten verständlich sind: uba hemihita (lēsi) kathā — kalot mata tērun — gan — da puluvani (puluveni) = du (Sie) langsam sprechen — fall (wenn) mir verstehen zu leicht — ist, oder das entgegengesetzte: uba otschara ikmana — ta kathā — kalot mata tērun — gan — da bā = du (Sie) aussprache schnell sprechen — wenn mir zu verstehen unmöglich (ist) = wenn du (Sie) schnell sprechen, kann ich dich (Sie) nicht verstehen.

Etwas klarer im sinne des indogermanischen tritt das conditionale verhältnis hervor in bildungen wie kadanavā nam = (im) brechen — wenn (nam), aber natürlich ist auch hier von persönlichen verbalformen keine rede, dasselbe ist wieder, je nach dem zusammenhange, = wenn ich, du, er, wir . . . brechen; schon die fast suffixive stellung des nam zeigt, wie geneigt dasselbe ist, wie die übrigen ähnlichen elemente zum bloss leise modificirenden wortbestandteil zu werden, ohne in indogermanischer weise mit voller eigener wortgeltung zwei handlungen relativ zu vermitteln. Überdies mag bemerkt werden, dass dieser ausdrucksweise

wenig ähnliches im sinhalesischen an die seite zu stellen sein dürfte.

Die unfähigkeit oder geringe fähigkeit der sprache, coniunctionale bindung herbeizuführen, mag man daraus ersehen, dass auch dort, wo eine wirkliche oder scheinbare coniunction eintritt, von einem nach indogermanischer art relativ, innerlich vermittelten zusammenschluss des persönlichen ausdrucks der handlungen keine rede ist, sondern das betreffende coniunctionale element lediglich deutend, expletiv **neben** die im übrigen in der gewöhnlichen weise undeterminirte (unpersönliche) particip- oder gerundiumform tritt, wenigstens in den wenigen dem verfasser bekannten fällen. z. b. ohu samaga kisi kenek no siti kala . . . änduvāya = er — mit irgendjemand nicht geworden — zeit (= als) . . . weinte = als niemand (mehr) bei ihm war . . . weinte er. Man wird zugeben, dass das eine absolut innerlich unvermittelte, dem sinne alles überlassende ausdrucksweise ist, die sich von indogermanischer art weit entfernt, ja auch weit zurückbleibt hinter den dem türkischen, mongolischen . . . typus so geläufigen fassungen wie: zur zeit meines, deines . . . weggegangenseins weinte er; denn so schwerfällig sich hier oft der satzbau gestaltet, ist derselbe doch normal, ohne lücke, welch letztere im sinhalesischen beispiele sich formell recht fühlbar machte. Ähnlich steht das coniunctionale nisā neben dem unpersönlichen, gerundiumartigen vikkā — ta in dem satze: nisā topi mē ratata mā vikkā — ta = weil ihr dies land — in mich verkauft **habender** weise, nicht etwa: verkauft habt, denn vikkā — ta ist genau ebenso das gerundium des präteritum (= nach dem verkaufen) wie käduvā — ta = nach dem brechen (von kadana).

Berücksichtigt man, dass auch die dauerform kadanavā höchst wahrscheinlich eine gerundiumartige bildung darstellt, so ist kaum ein wesentlicher unterschied zwischen den zuletzt erwähnten fällen und dem vorhergenannten kadanavā nam; die bedeutung wird ziemlich durchgängig sein: weil, wenn, als (= zeit) . . . ich, du, wir, ihr . . . im brechen, gebrochenhaben . . . (sc. waren . . .).

Da verfasser nur die überall durchschimmernde formlose

richtung der sprache im auge hatte, hat er wie bei den übrigen behandelten idiomen die phonetischen verhältnisse unberücksichtigt gelassen, ganz abgesehen davon, dass er sich als laien auf dem gebiete der phonetik der neu-sanskritischen sprachen sowie des sinhalesischen rückhaltlos bekennt. Er möchte jedoch darauf aufmerksam machen, dass gerade die phonetische behandlung recht deutlich den allophylen, nicht-sanskritischen grundcharacter der sprache erkennen lässt, wie von E. Kuhn, Fr. Müller erwiesen worden ist; so dass auf diesem gebiete, welches doch geeignet ist, besonders exacte ergebnisse zu liefern und dieselben unzweifelhaft geliefert hat, der morphologische befund jedenfalls eher unterstützt als widerlegt wird, wenn auch dadurch die frage der formlosigkeit nicht berührt wird. Verfasser verzichtet aus den hier angegebenen gründen auch auf eine darstellung der ihm z. t. überraschenden beobachtungen in bezug auf die lautverhältnisse, quantität, accent, die sich ihm in der lebendigen anwendung der sprache boten;*) nur das hebt er nochmals hervor, dass der sinhalesische umlaut die gesprochene sprache in weiter ausdehnung beherrscht, und zwar in einer so stark rückwirkenden weise, dass er ihn, wie oben mehrfach betont wurde, eher mit dravidischen als indogermanischen umlautserscheinungen vergleichen möchte.

Es folgt ein indogermanisches, anscheinend stark in formlose bahnen eingelenktes idiom, welches gleichwohl die sanskritische grundlage klar erkennen lässt und in den wesentlichsten erscheinungen des sprachlichen lebens durch den contrast das nichtindogermanische des sinhalesischen hervortreten lassen soll.

Die neigung der neuindischen idiome sanskritischen ursprungs, äusserlich und innerlich vielfach unverkennbar in die bahnen der formlosen sprachen zu geraten und sich den

*) cf. p. 124, 125. Verfasser erklärt sich hiermit gern bereit, einem kenner des sinhalesischen seine diesbezüglichen notizen zu beliebiger verwendung zu überlassen, da er von diesem idiom mit diesen zeilen vermutlich für immer abschied nimmt. Dieselben beruhen grossenteils auf täglicher niederschrift, z. t. an ort und stelle selbst.

umgebenden, z. b. den dravidischen, z. t. anzupassen, wobei natürlich nur eingehende untersuchung feststellen könnte, ob und in wieweit auf diesen gebieten gegenseitige beeinflussungen der heterogenen typen angenommen werden müssen, ist bekannt. Reichen anteil an dieser richtung haben die verschiedenen Zigeuneridiome, welche nebenbei z. t. unzweifelhaft auch durch andere formlose typen alterirt worden sind, wo solche in längerer berührung mit den idiomen des wandervolkes gewesen sind. Sicher sind solche einflüsse z. b. nachzuweisen seitens uralaltaischer und kaukasischer idiome. Dabei aber treffen dieselben oft mehr die äussere form, streifen die innere kaum, und durch die so fremdartig erscheinenden massenhaften neubildungen, welche für den ersten augenblick geeignet sind, das bild stark zu trüben, schimmert doch immer wieder die alte grundlage der formsprache durch. Hier mag nur ein blick auf die sprache der siebenbürgischen Zigeuner nebst wenigen bemerkungen über die der syrischen geworfen werden. (Das material bezüglich der ersteren ist Wlislockis: die sprache der transsilvanischen Zigeuner entnommen.)

Das nomen ist geschlechtig scharf gekennzeichnet, aber, was wohl zu beachten ist und auf vielen sprachgebieten mit mangelhaft ausgebildetem grammatischem geschlecht wiederkehrt, nur im singular, der plural kennt hier ebenso wie beim pronomen (ausser dem geschlechtig erscheinenden pluralischen possessivpronomen) eigentlich keine genusunterscheidung. Immerhin ist die genusidee in der sprache stark ausgeprägt, da jedes substantiv geschlechtig erscheint, gleichviel ob es in die kategorie des natürlich geschlechtigen oder des ungeschlechtigen gehört, und da auch das attributive adiectiv genusform zeigt, freilich auch nur im singular (während es doch der casusabwandlung entbehrt). Von lebhafter empfindung für das grammatische geschlecht zeugt auch die thatsache, dass das adiectiv, wenn es an stelle des abstractum steht, ebenfalls geschlechtige form haben muss; freilich kann es dann sowohl männlich als auch weiblich sein, eine von dem sonst im indogermanischen üblichen allerdings eigentümlich sich abhebende erscheinung; also die güte ist, adiectivisch ausgedrückt, = der oder die gute. Mit dem gramma-

tischen geschlecht verbindet sich aber ein anderes princip, welches in vielen formlosen sprachen ohne genus gewissermassen eine art vorstufe dazu darstellt, übrigens auch sonst im indogermanischen zur geltung kommt, in weitem umfange z. b. im eranischen sprachkreise, wo es ja z. t. als schwacher ersatz der abhanden gekommenen genusunterscheidung dienen muss: die unterscheidung von belebtem und unbelebtem; dieselbe scheint allen oder den meisten Zigeuneridiomen eigen zu sein, hier ist sie äusserst scharf ausgeprägt.

Eigentümlich gestaltet sich die nominalflexion, welche durchaus auf neubildungen aufgebaut ist und wiederum lebhaft an die formlosen idiome erinnert, letzteres schon dadurch, dass, wie in diesen meist (soweit ich das übersehen kann), dem unwandelbaren, klar gekennzeichneten pluralcharacter dieselben oder fast ganz dieselben casuselemente angefügt werden wie dem singularstamm; eine erscheinung, welche von der ursprünglichen bezeichnungsart des indogermanischen ganz verschieden ist, ihrer natur nach freilich durchaus nicht ein beweis von formlosigkeit sein muss, aber meist wirklich darauf hindeutet, worüber beim sinhalesischen gesprochen wurde, p. 128, 129. (Es dürfte die substantivdeclination hier noch am meisten nicht nur im allgemeinen mit dem character formloser sprachen übereinstimmen, sondern auch ganz speciell innerlich an das sinhalesische erinnern.) Dabei wird der eindruck des fremden und des bewussten scharfen auseinanderhaltens der flexionsendungen und des wortstammes noch dadurch erhöht, dass auch der singular einen ebenso bestimmt gekennzeichneten besonderen character hat, was dieses idiom wiederum mit einer reihe allophyler gemeinsam hat. Dieser singularcharacter macht bei beiden geschlechtern ganz den eindruck eines determinirenden artikels, einer ebenfalls in der nominaldeclination vieler sprachen wiederkehrenden erscheinung. Diese letztere auffassung gewinnt eine stütze darin, dass der neben dem nominativ in erster linie den character der determination tragende accusativ beim belebten dieses zeichen allein, ohne besondere casusendung, trägt, der nominativ dagegen in beiden genera ohne dasselbe erscheint; derselbe trug augenscheinlich früher überhaupt und trägt z. t. noch an sich schon ein deutlich männ-

lich oder weiblich determinirendes, artikelartiges zeichen, welches diese casusform mehr hervorhebt, als wenn sie das allen casus gemeinsame element aufwiese. Auch das fehlen dieses singularcharacters*) bei allem unbelebten im accusativ spricht für die richtigkeit der obigen erklärung; das unbelebte entbehrt eben des individuellen, persönlichen lebens, kommt nur seiner allgemeinen qualität nach in betracht. Das singularzeichen der obliquen casus ist im masculinum es (os), *s*, im femininum *ā*, das pluralzeichen im gleichen falle unabänderlich en; also heisst es masc.: rāklo (nomin.)**) — rākles, bālo — bāles, ānguschto — ānguschtes, lovo — loves, mānusch — mānusches, grāi — grāyes, vāst — vāstes, dschiungiben — dschiungibenes, lyināi — lyinās —— fem.: rāklyi — rāklyā, pchen — pchenjā, butschi — butschyā, prāytin — prāytinjā . . .; im plural: rāklā (nomin.) — rāklen, bālā — bālen, ānguschtā — ānguschten, lovā — loven, mānuschā — mānuschen, grāyā — grāyen, vāstā — vāsten, dschiungibenā — dschiungiben, lyināyā — lyinān.

Der accusativ des plural entbehrt auch des pluralcharacters en beim ausdruck des unbelebten und lautet wie der nominativ; dagegen bildet en, gerade so wie es im singular, beim ausdruck des belebten den accusativ des plural. Das erinnert an den allgemeinindogermanischen gebrauch des obiect- statt des subiect-casus im neutrum.

Die declination im einzelnen gestaltet sich hiernach bei der durchsichtigkeit der casussuffixe ungemein einfach.

	singular:		plural:
	mascul.	femin.	masc. und femin.
genet.	kro	kri	gre
dat.	ke	ke	ge
abl.	tār	tār	dār
instr.	hā	hā	sā
nom.	ganz verschieden		*ā*
accus.	unbel. = nominativ belebt. mas. es — fem. *ā*		bel. en, unbel. *ā*

*) desgleichen das fehlen desselben in allen vocativen.

**) Die orthographie von Wlislocki wird im wesentlichen hier beibehalten.

Die erweichung des *k* zu *g* im plural ist eine wirkung des vorangehenden *n*; eine kleine abweichung entsteht dadurch, dass im instr. masc. vom belebten das *s* vor dem hā wegfällt, mānuschehā, grāyēhā, lyināhā, und der plural im gleichen casus durchweg die (reinere?) form sā bietet. Ausserdem kommt noch ein vocativ vor, welcher vielfach mit dem nominativ zusammenfällt, aber auch besondere formen wie yā, ä, ē, lē . . . aufzuweisen scheint, und ein augenscheinlich dem alten indogermanischen locativ entsprechender casus des wo, wohin auf *e*.

So rückhaltlos vorher die wenig dem character des indogermanischen entsprechende grundrichtung der nominaldeclination anerkannt wurde, so bestimmt muss anderseits hervorgehoben werden, dass die zwar unvollkommene, aber immerhin unverkennbare bezeichnung des subiect- wie obiectcasus in beiden geschlechtern und im singular wie plural sowie die absolut feste form des adnominalcasus das behandelte idiom von der grossen mehrzahl der allophylen sehr deutlich abhebt. Wie wenig selbst wohlentwickelte sprachen mit formloser grundlage zur bezeichnung oder wenigstens zur regelmässigen bezeichnung gerade dieser hauptsächlichsten casus geneigt sind, hat verfasser oft betont, zuletzt bei besprechung des sinhalesischen; auch gegenüber letzterem, welches doch ebenfalls gerade hier teilweise anerkennenswerte ansätze zeigt, macht unser dialect einen ungleich klarer indogermanischen eindruck. Man denke nur daran, dass dort, abgesehen von dem subiect- und obiectcasus, der adnominalcasus ohne jedes zeichen bleiben kann, was im transsilvanischen zigeunerisch unmöglich ist; dass im letzteren der genetiv sogar in durchaus indogermanischer weise eine art possessiven adiectivs darstellt. (Leider ist verfasser ausser stande, näheres über die stellung des adnominalausdrucks zu sagen; ob also der letztere eine völlig freie, in der stellung nicht unbedingt gebundene flexionsform ist, oder ob er, wie in den weitaus meisten asiatischen

---

c wird nach des verfassers gewohnheit durch tsch, ç durch ch, *j* durch dsch, ñ durch nj, sh durch sch wiedergegeben, *y* = deutsches *j* behält derselbe, wie anderwärts ebenfalls, bei.

idiomen [im sinhalesischen unbedingt], noch fest an dem ausdruck des regens haftet und demselben vorangeht).

Das adiectiv hat ungemein klare geschlechtsunterscheidung, im masculin meist *o*, im feminin *i*; auch dort, wo das erstere nicht auf *o* auslautet, bietet letzteres doch *i* oder e; im plural fällt wieder jede genusbezeichnung beim attributiven adiectiv fort, derselbe hat unwandelbar *e*. Das nicht attributive, substantivisch gebrauchte adiectiv hat auch substantivflexion, natürlich aber die des unbelebten, und folgt dem der endung nach entsprechenden substantiv (masc. auf *o*, fem. auf *i*). Das attributive adiectiv steht vor dem substantiv, und die casusflexion des letzteren gilt, wie in den formlosen sprachen grossenteils, mit für dasselbe. Eigentümlicherweise kann der attributive comparativ flectirt werden und erhält wieder im masc. die formen des unbelebten auf *o*, im femin. die des unbelebten auf *i*. Der comparativ hat die alte sanskritische form bewahrt: eder, der superlativ ist abhanden gekommen und wird durch vorsetzung des magyarischen leg oder des rumänischen forte, mäy vor den comparativ ersetzt. Einen durchaus formlosen eindruck macht es, wenn die form eder in dieser gestalt, also ohne genus- und casuszeichen, adverbial gebraucht wird (cf. p. 29: me kerdyom leghorscheder = ich habe sehr schlecht gethan); doch sei hierbei an das zusammenfallen von adiectivstamm und adverbialform der äusseren gestalt nach im heutigen deutsch und ähnliche erscheinungen z. b. im romanischen erinnert; an einem adverb gut, schlecht ist es unmöglich die alte weggefallene adverbialendung zu erkennen.

Eine noch stärker an die formlosen sprachen erinnernde erscheinung auf nominalem gebiet bietet die verbindung der präpositionen mit ihren substantiven; abgesehen davon, dass dieselben eben präpositionen bleiben und nicht zu postpositionen werden, gleichen sie im gewöhnlichen gebrauch den letzteren äusserlich vollkommen. Wie die postpositionen meist hinter einem nomen ohne casusflexion ihre stellung haben (selbst allerdings grösstenteils reine stoffwörter darstellen, was hier jedenfalls nicht in diesem umfange gilt), so dass ein bei, nach dem hause durch ein haus — nähe wiedergegeben wird, so steht hier die ebenfalls casuell nicht

abgewandelte präposition vor dem casuslosen stamm des substantivs oder besser vor der form, welche sonst als nominativ fungirt, hier natürlich keine spur vom wesen des subiectcasus an sich trägt; also pro gāv = im dorfe, pro skāmind = auf dem tische . . . Wieweit etwa auch hier ursprünglich flectirte formen, sei es bei der präposition sei es bei dem zugehörigen substantiv, in betracht kommen könnten, und ob überhaupt, muss hier unentschieden gelassen werden; der heutige zustand der sprache weiss davon in der gewöhnlichen und weitaus überwiegenden anwendung nichts. Gleichwohl heben sich diese präpositionen von den postpositionen allophyler idiome durch die verwendung beim pronomen bedeutungsvoll ab dadurch, dass hier das letztere meist im dativ steht. Das ist scheinbar umso merkwürdiger, als der dativ im Sanskrit, Avesta, lateinischen, slavischen (im letzteren mit mehreren auch nur scheinbaren ausnahmen) gerade der nichtpräpositionalcasus ist, und als doch gerade die östlichen indogermanischen idiome, selbst im übrigen vielfach so gänzlich eigenartige wie das ossetische, diesen casus in voller reinheit der inneren form nach bewahrt haben; auch das mir aus dem zigeunerischen bekannte weist auf einen durchaus unörtlichen, einen casus des interesses, der beteiligung hin. Nun hat noch ein anderes indogermanisches idiom, mit ebenfalls sehr klar hervortretendem reinem dativ der beteiligung, das gotische und weiterhin das deutsche..., den dativ zum präpositionalen hauptcasus gemacht; verfasser dieses hat aber schon wiederholt an anderem orte darauf aufmerksam gemacht und wird bei behandlung des gotischen dativ im einzelnen nachweisen, dass darum der dativ des gotischen noch lange nicht zum localcasus wird, dass er im gegenteil seine urbedeutung, die des interesses, eminent festhält und hervorkehrt; dass er die bezeichnung des betreffenden ortsverhältnisses lediglich der präposition überlässt, selbst nur ausdrückt, für wen das bestimmte verhältnis gilt. Es liegt sehr nahe, für das zigeunerische bei den sonst vielfach gleichen bedingungen auch eine ähnliche auffassung hierin anzunehmen, die richtigkeit dieser ansicht muss natürlich mangels speciellerer kenntnis der einschlägigen daten dahingestellt bleiben. Das aber würde auf eine

lebhaft empfundene, echt indogermanische grundrichtung der präpositionen als bloss örtlich deutender aushilfselemente hinweisen, neben denen ein selbständiger substantiv- oder pronominalcasus hergeht; der letztere ist im indogermanischen weit entfernt, von der präposition abhängig zu sein, er giebt entweder selbst das von der präposition specieller, präciser determinirte verhältnis in dem weiteren rahmen des allgemeineren, umfassenderen casusbegriffes an (cf. ex, ab, de . . . domo = heraus, her von, von herab . . . vom hause aus), oder er begleitet, ohne jede speciellere beziehung zwischen präposition und casusbegriff, die allein dem ortsverhältnis dienende präposition und zeigt an, wem der inhalt derselben gilt; dies letztere ist das wesen des deutschen dativ bei präpositionen, wie oben angedeutet wurde, und wahrscheinlich hier (während auch die erste richtung einen sehr ausgeprägten vertreter im zigeunerischen bi = ohne hat, welches in durchaus indogermanischem sinne den ablativ regirt). Dass gerade bei den pronomina der dativ das gewöhnliche ist, unterstützt die obige deutung; denn gerade bei einem ich, du, wir, ihr liegt es am nächsten, die persönliche beteiligung hervorzuheben.

Das pronomen zeigt eine eigentümliche mischung von formen, wie sie in den süd- und ostasiatischen idiomen und sonst uns aufstossen, sowie echt indogermanischer bildungen. So erinnert an jene auffallend ein tu (= du) — tuke — tutār — tuhā, wobei die rein nominalen casussuffixe antreten, noch mehr aber der umstand, dass selbst der plural fast ganz wie der der nomina gebildet wird, so dass die den eben genannten singularischen entsprechenden formen des plural lauten: tumen — tumenge — tumendär — tumensā (bloss das *m* ist im singular nicht vorhanden). Ebenso weisen verschiedene formen von ich, wir regelmässige nominalflexion auf: māngē — māndār — mānsā, plural: āmenge — mendār — āmensā (mensā). Daneben ist die höchst interessante erscheinung nicht zu übersehen, dass eine augenscheinlich lediglich zufällige lautgestaltung dazu benützt wird, die singularformen von den pluralbildungen durch blosse vocaldifferenzirung zu scheiden, ein vorgang, den wir auf uralaltaischem gebiet und sonst vielfach geradezu als durchgrei-

fendes, bewusst angewandtes princip, nicht auf zufälligen lautcombinationen wie hier beruhend, im weitesten umfange durchgeführt finden. So heisst der häufigste singularstamm jedenfalls man (davon mānde, māngē, mān, māndār, mānsā); ihm tritt gegenüber im plural der hauptstamm āmen, augenscheinlich ebenso mit dem gewöhnlichen plural-en gebildet wie tumen; wir müssten also erwarten: āmende, āmenge, amen, āmendār, āmensā, haben aber neben āmende, āmenge, āmensā die bloss durch den vocal von den singularischen unterschiedenen formen: mende, men (dativ, wie im singul. mān neben mānde), men (accus., cf. sing. mān), mendār, mensā. Auf der anderen seite steht die nominativform im singular und plural, wie im indogermanischen gewöhnlich, nicht in dem verhältnis einer regelmässig den anderen casusformen entsprechenden flexionsform, sondern es sind verschiedene stammformen anzunehmen, die nominativform ist, wie es auch sonst die regel ist, isolirt, wenn sie auch nicht die übliche bildung mit eg, ig, ah . . . aufweist (cf. ἐγώ, ego, ik, aham . . .). Desgleichen ist normal indogermanisch die anwendung eines reinen possessiven adiectiv für die genetivformen beider personen in beiden numeri; mro = meiner, āmārē = unser, tiro = deiner, tumārē = euer; denn dieselben formen mro, āmāro, tiro, tumāro werden als possessive adiectiva flectirt, nur erscheinen sie im letzteren falle geschlechtig streng geschieden, also: mro — mri, āmāro — āmāri, tiro — tiri, tumāro — tumāri.

Das fürwort der dritten person (er — sie) hat zwar nicht die im übrigen indogermanischen fast überall auffällig hervortretenden complicationen und casuseigentümlichkeiten, erinnert aber doch an diese manigfaltigkeit durch die besondere art der genus- und numerusunterscheidung sowie dadurch, dass es zwei deutlich geschiedenen stämmen zufällt, von denen der eine (l), welcher allen obliquen casus angehört, allerdings wieder die regelrechte nominale geschlechtige abwandlung zeigt, also: *l* — es — kro, leske, les, lestār, lehā — lākro, lāke, lātār, lāhā —— plural: lengrē, lenge, len, lendār, lensā; der dem nominativ und vocativ beider numeri dienende stamm heisst im masc. yov, im femin. yoy, im plural ungeschieden yon.

Das demonstrativ hat die auf weiten gebieten als regelmässiges gesetz auftretende unterscheidung des näheren und ferneren durch blosse vocaldifferenzirung in ausgeprägtester gestalt und zeigt die im indogermanischen fast überall hervortretenden abweichungen von der normalen declination, die vielfachen, oft in den einzelnen casus wechselnden stämme nicht; mit grosser regelmässigkeit bildet es die form für näheres durch combination des unveränderlichen ādā mit den geschlechtig und casuell abgewandelten formen des ebenbehandelten *l*; die für entfernteres nimmt unter sonst gleichen bedingungen odā; nur der nominativ und vocativ hat dieses *l* nirgends; also nomin.: ādā, odā, wobei auffallenderweise wie in den formlosen idiomen ohne genusunterscheidung das masculin und feminin, ja, noch wunderbarer, sogar der singular und plural, dieselbe form zeigen. Sonst heisst es: ādā — l — es — kro, ādā — l — ā — kro, ādāleske, ādālāke, ādāles, ādālā —— plural: ādā — l — en — grē, ādālenge, ādālen . . . = dieses, dieser, diesem . . . und ebenso: odā — l — es — kro, odā — l — ā — kro, odāleske, odālāke —— odālengrē, odālenge . . . = jenes, jener, jenem . . .

Beachtenswert ist beim interrogativ die absolute scheidung zwischen persönlichem und sächlichem, welche bekanntlich im indogermanischen der älteren phasen, einschliesslich des griechischen, lateinischen, germanischen, im scharfen gegensatz zu den allerverschiedensten allophylen nachbargebieten, durchaus nicht gewöhnlich ist, da dieser typus in seinem neutrum die klarste grenze zwischen persönlichem und sächlichem gezogen hat, wenigstens auf dem gebiet des fürworts dort, wo keine beziehung auf ein bestimmtes substantiv vorliegt. Das zigeunerische hat aber kein neutrum, und der nominativ allein zeigt bekanntlich den unterschied von belebtem und unbelebtem nicht an, mithin muss wohl die stammverschiedenheit jeden zweifel beseitigen; im accusativ freilich ist ein solcher ausgeschlossen, da wen die form des belebten, was die für unbelebtes haben muss.

Wie weiterhin beim armenischen müsste auffassung und lautform des verbalausdrucks hier jeden zweifel darüber beseitigen, dass wir es mit einer indogermanischen formsprache

zu thun haben, wenn die behandlung des nomens und pronomens in diesem idiom solche doch vielleicht nicht ausschlösse. Es lohnt sich hier wohl, dringend an das so ganz anders äusserlich gestaltete armenische verb zu erinnern, welches doch unverkennbarste innere verwandtschaft mit dem zigeunerischen zeigt, indem beide, obgleich beide in hohem grade auf neubildungen beruhen, die alte unvertilgbare grundlage in der inneren form überall klar durchschimmern lassen. Die tragweite des hier angedeuteten und bald näher auszuführenden wird durch den gegensatz des sinhalesischen in helles licht gesetzt. Hier sei zunächst bemerkt, dass das verb des zigeunerischen durchaus persönlich determinirte aussageform ist, und zwar so hervorstechend, dass selbst die sonst auch im indogermanischen regelmässige nominalform des verbs — man denke an die teilweise regelrecht casuell abgewandelten infinitiv-, gerundial-, supinformen — ganz zu fehlen scheinen. Von einem derartigen übergreifen des nomens in die verbalsphäre, wie selbst so hochentwickelte sprachen wie das magyarische, die Turkidiome es ganz gewöhnlich aufweisen, ist keine rede hier. Dort tritt der verbalstamm mit eigentlich nominalem character ohne jede personbezeichnung für den ausdruck der dritten person ein, so dass also z. b. ein: mensch schlafen (d. h. schlafen bloss in der gestalt des verbalstammes ausgedrückt) schon = der (ein) mensch schläft. Im zigeunerischen wäre ohne personenzeichen der verbalstamm ein nichts, unmöglich; das verb weist auch nicht eine spur von nominalem wesen auf, es ist der reinste subiective ausdruck der thätigkeit, des zustandes. Selbst das particip, welches vielfach im indogermanischen in den sog. absoluten participialconstructionen verbalnomina ziemlich ausgedehnt in casusverbindungen vertritt, scheint hier in keiner weise zu einer solchen rolle befähigt zu sein, sondern lediglich wie ein reines adiectiv, (sei es attributiv? sei es) prädicativ, aufzutreten. cf. z. b. das passiv: som mārdo, sāl mārdo (masc. = ich bin geschlagen[er]), som mārdschi, sāl mārdschi (femin.) —— sām mārde, sān mārde = wir sind geschlagen(e), ihr s. g. Über den gebrauch der als gerundium bezeichneten form ist dem verfasser nichts bekannt, eine

nominalartige infinitivform fehlt, sie wird durch persönliche bildungen umschrieben.

Die ausbildung des verbalausdrucks im einzelnen ist äusserst einfach, durchsichtig; der inneren form nach giebt derselbe, wie oben angedeutet wurde, in eigentümlicher klarheit die grundzüge der ursprünglichen auffassung wieder, aber ganz selbständig, nicht etwa in der art, dass mit der alten auffassung auch die alte form geblieben wäre; rein sanskritische formen begegnen uns zwar überall, sie sind es aber nicht, die dem verb dieses auffallende gepräge geben, sondern die neubildungen, welche das verb aufbauen und sein wesen bestimmen, und zwar selbst da, wo sie im Sanskrit unerhörte formen hervorrufen, ja dort vielleicht besonders. Freilich, ein so eigenartiges gebäude, nach personal- und tempuselementen so auffallend zu neubildungen neigend, wie das armenische verb, bietet der zigeunerische verbalausdruck in keiner weise; letzterer steht ersterem auch weit nach bezüglich der äusseren form, welche im armenischen trotz aller selbständigkeit eine noch grössere harmonie zeigt, derart, dass wir mit grosser ebenmässigkeit die innerlich fest gewordenen zahlreichen tempus- und moduselemente in echt indogermanischer weise dem stamm angefügt, und diesen complex dann die sog. personalzeichen annehmen sehen, während uns hier formen aufstossen werden, welche von der bildung der zwei (das fundament darstellenden) hauptempora vollständig abweichen, überhaupt vielleicht von allem, was wir auf indogermanischem boden erwarten, und die unzweifelhaft an heterogene sprachgebiete anklingen, gleichwohl aber das wesen der formsprache und des reinen subiectiven verbalausdrucks nicht wesentlich zu alteriren im stande sind.

Gegenüber der überreichen fülle des armenischen fällt dieses idiom durch armut an eigentlichen selbständigen tempusformen auf, es kennt deren nur zwei, diese letzteren aber eigentümlich scharf ausgeprägt und gegen die daraus abgeleiteten secundärzeiten abgegrenzt, welche auf völlig anderem bildungsprincip beruhen. Diese beiden sind das präsens und das perfectum. Das präsens fügt die personalendungen an die vielfach in echt indogermanischer weise als präsentische oder dauer-form gekennzeichnete stammform; das perfectum

hat vor den von den präsentischen (wie so oft im indogermanischen) abweichenden personalformen ein unverkennbar präteritum- resp. perfectbildendes element. Auf der basis dieser zwei baut sich in höchst characteristischer weise ein imperfect, plusquamperfect und futur auf; nicht etwa in der weise, dass an den präsens- resp. perfectstamm gewisse, ihrerseits mit den personalzeichen bekleidete tempuszeichen des vergangenen (— also vom präsensstamm ein imperfect, vom perfectstamm ein plusquamperfect bildend —) oder des zukünftigen anträten, sondern: die voll flectirten formen aller personen bleiben im präsens wie im perfectum in unveränderter gestalt, und an diese treten dann hinten gewisse tempuszeichen der vergangenheit, zukunft an, für alle personen unveränderlich. Abgesehen von der letzten abnormen erscheinung entspricht innere wie äussere form sowohl des imperfects und futurs (vom präsensstamme) als auch des plusquamperfects (vom perfectstamme) durchaus dem wesen des indogermanischen verbalausdrucks; ebenso die leichtigkeit und einfachheit, womit durch die beiden elemente ās, *ā* drei klar ausgeprägte zeitformen hergestellt werden; denn auch das ist ganz indogermanisch, dass das plusquamperfect ein reines imperfect oder einen aorist vom perfectstamme darstellt und ebenso oder ganz ähnlich vom letzteren abgeleitet wird, wie imperfect oder aorist vom präsentischen oder vom reinen verbalstamme; hier werden diese beiden präterita durch ās, das futur durch *ā* gebildet. Besonders ist festzuhalten, dass, sowie die beiden hauptzeiten da sind, man die ganze temporale abwandlung hat, da diese abwandlung, abgesehen von ganz geringen veränderungen aus phonetischen gründen, überall genau dieselbe bleibt, nur eben die zusatzelemente hinten antreten. Dennoch dienen auch die geringfügigen ebenerwähnten veränderungen dazu, die formen fester zu einen, da andernfalls, wenn die flectirte hauptform überall absolut dieselbe wäre, das zusatzelement gar zu sehr den eindruck eines der verbalform nicht einverleibten, sondern bloss selbständig beigegebenen machen würde. In der vorhandenen gestalt aber ist das so gebildete imperfect, plusquamperfect, trotz der verschiedenen natur der zusätze, der wirkung nach wesentlich gleich den in anderen idiomen mit

augment hergestellten, vom präsens und perfect abgeleiteten zeitformen; nur wird die in diesen z. t. recht erhebliche, lautliche, allmählich herausgebildete differenzirung hier auf das mindeste mass beschränkt.

Diese formen ä s, *a*, welche den begriff der vergangenheit, zukunft fixiren, sind so fest geworden, dass sie auch da dieselbe und immer nur dieselbe function vertreten, wo ganz andere bildungen als präsentische, perfectische grundzeiten vorliegen als die bisher behandelten, oder wo entsprechende präsentische gar nicht in gebrauch sind. So hat das hilfszeitwort sein im präsens eine anzahl uralter formen, freilich auch nicht mehr überall rein, erhalten, die dieser zeitform ein eigenartiges gewand verleihen: som — säl — hin — säm — sän — hin. Davon wird ganz regelrecht ein präteritum abgeleitet: som — äs, säl — äs, *h* — äs, säm — äs, sän — äs, *h* — äs. Viele formen dieses hilfszeitwortes werden von einem stamme äv abgeleitet, wozu das präsens äväv lauten müsste; es fehlt, aber ganz regelmässig bildet man ein imperfectum äväv — äs, ein futur äväv — *a*, mit gewöhnlicher abwandlung: ävehäs, äv(e)läs . . . ävehä, ävlä . . .; und dass das nicht etwa seltene nebenbildungen, sondern die durchaus regelmässigen formen des hilfszeitwortes sind, wird wohl durch den hinweis auf so abgeschliffene, z. t. fast unkenntlich gewordene von ihnen wie ävläs = äv — el — äs, ävnäs = äv — en — äs, häs (= *h* d. h. hin + äs), ävlä = äv — el — ä, ävnä = äv — en — ä . . . wahrscheinlich gemacht, wenn es nicht sonst feststände.

Auch die augenscheinlich im verschwinden begriffenen coniunctivformen, welche schon jetzt im indicativ fast ganz aufgehen, folgen durchaus denselben grundsätzen bezüglich der tempusunterscheidung wie der indicativ; die nur sehr teilweise verschiedenheit beruht beim gewöhnlichen verb lediglich darin, dass der coniunctiv einige vollere vocale dort aufweist, wo auch im übrigen indogermanisch das coniunctivelement seine stelle hat (cf. leg — is, leg — äs, *λέγομεν, λέγωμεν*); so heisst es im indicativ imperf. tschoreh — äs, tschorel — äs, tschoren — äs, im coniunctiv tschor*ä*h — äs, tschor*ä*l — äs, tschor*ä*n — äs; ebenso bitschädy*ä*l — äs, bi-

tschādy*a*h — ās, bitschādy*a*n — ās gegenüber indicativischem bitschādy*e*l — ās, bitschādy*e*h — ās, bitschādy*e*n — ās.

Schon seit Potts arbeit über die Zigeuner ist kein zweifel darüber, dass die personalendungen grösstenteils mit sicherheit auf sanskritische zurückgeführt werden können, ja dass sie grossenteils die alten regelmässigen personalzeichen darstellen, obwohl natürlich auch hier neubildungen nicht fehlen; doch das wäre hier weniger wesentlich als, dass sie wirkliche personalzeichen des **subiectiven** verbalausdrucks sind, nicht etwa, was auf so vielen gebieten mit weniger klar oder gar nicht subiectivem verb das gewöhnliche ist, possessivformen, welche dem nominalartigen verbalstamm beigegeben werden; wofür die höchstentwickelten idiome mit formloser grundlage die unzweideutigsten belege geben.

Es folgt eine andeutungsweise übersicht über die hauptformen des verbs. Präsens(stamm) = āv — ārāv (erāv) — āvāv — ovāv — ināv (überall gleich in der form der ersten person gegeben). Perfectstamm auch in der 1. p. = dyom (lyom, ilyom).

Personalendungen:

Präsens	Imperfect	Futur	Perfect	Plusquamp.
āv	āv — ās	āv — ā	dyom	dyom — ās
es	eh — ās	eh — ā	dyāl	dyel — ās
el	el — ās	el — ā	dyās	dyeh — ās
ās	āh — ās	āh — ā	dyām	dyām — ās
en	en — ās	en — ā	dyān	dyen — ās
en	en — ās	en — ā	dē	dyen — ās

Das zwischen zwei vocalen stehende *s* muss wie in der declination (cf. love*h*ā = love*s*ā) zu *h* werden, āl, ās, ān von dyāl, dyās, dyān sinkt vor dem zusatz ās herab zu dem leichteren el, eh (= es), en, das plusquamperfect bildet die 3. person des plural nach analogie des präsens und imperfects. Im übrigen ist alles völlig regelrecht und durchsichtig.

Auch in bezug auf die satzstructur verleugnet sich bei unserem idiom die indogermanische natur nicht; im gegenteil, der satz hat ein eminent indogermanisches gepräge, was namentlich in der (relativen resp.) coniunctionalen bindung seinen

deutlichsten ausdruck findet. Man vergegenwärtige sich hier das absolut nichtindogermanische der sinhalesischen satzbildung. Hier mögen wenige sätzchen folgen, welche das wesen der coniunctionalsätze lediglich andeutend beleuchten sollen. chotsch yov pchräl tiro hin, tu nā kāmes les = obgleich er bruder deiner ist, du nicht liebst ihn — pen mre (mro?) pchräleske*) kāy th'āvel = sage meinem bruder, dass er komme — kānā yov nā āvel, dschiāv me = wenn er nicht kommt, gehe ich — sār yov pendyās, gelyās yov = wie er sagte, ist gegangen er — soske me gināv, jā pāle āvri = während ich lese, gehe hinaus (pāle āvri). — So ungemein einfach, ja selbstverständlich die fassung dieser wenigen proben erscheint, so bedeutungsvoll und fast wunderbar ist sie in ihrer dem deutschen entsprechenden natürlichkeit, in ihrer durch und durch indogermanischen art; weniger vielleicht für den, welcher sich bloss auf indogermanischem boden bewegt, als für jemanden, welcher vorwiegend mit den benachbarten und auch örtlich und innerlich fernerstehenden allophylen sprachen zu thun hat; für jenen kann ein annähernd ähnlicher eindruck nur erzielt werden durch gegenüberhalten characteristischer beispiele aus jenen anders gearteten sprachgebieten, und die meisten sind hierin eben ganz anders geartet; andeutungsweise bemerke ich nochmals, dass uns dort statt der genannten wendungen meist satzgebilde begegnen etwa in folgender fassung: bei seinem dein — bruder — sein liebst du ihn nicht, oder ihn den dein br. seienden — sage meinem bruder: komme! oder: befiehl meinem bruder sein (das) kommen — bei seinem nichtkommen gehe ich — nach (gemäss) seinem sagen (oder gesagten) ist er gegangen — bei meinem lesen gehe du hinaus . . . cf. die bemerkungen beim sinhalesischen satzbau.

Gegenüber solcher tiefgehenden inneren übereinstimmung mit den übrigen indogermanischen zweigen hinsichtlich des satzbaues kommt es wenig in betracht, wenn unwesentlichere kleine züge wieder mehr an fremde typen erinnern, wenn

---

*) pchraleske muss es wohl heissen statt des im texte stehenden pchaleske (pçaleske).

z. b. hier trotz des meist im indogermanischen energisch als handlung, thätigkeit erscheinenden begriffs des habens diese auffassung ganz fehlt, und die andere eintritt, welche sonst in diesem typus höchstens neben der anderen hergeht, welche aber in geradezu characteristischer weise mit wenigen ausnahmen den ganzen uralaltaischen sprachkreis kennzeichnet und nebenbei vielen anderen eigen ist; hiernach nämlich tritt an stelle des habens, der thätigkeit, ein ruhendes, zuständliches, ein jemandes, jemandem, bei jemandem sein. So heisst es auch hier immer: mänge hin, tuke hin, āmenge hin, tumenge hin — mänge, tuke, āmenge, tumenge, lenge āvlās, hās, āvlā, āvlāhās = ich habe = mir ist; dir, uns, euch ist — mir, dir, uns, euch, ihnen war, ist gewesen, wird sein, war gewesen . . .

Bezüglich des kernpunctes der behandlung dieser sprache, des verbalausdrucks, ist festzuhalten, dass die hier erwähnten bildungen im wesentlichen als typisch für das zigeunerische überhaupt gelten dürfen, also nicht etwa neubildungen, erst auf transsilvanischem boden erwachsen, darstellen (ein blick auf Potts vielfache äusserungen hierüber bestätigt dies); dass ebenso wohl fast überall der verbalausdruck des zigeunerischen dieselbe auffallende reinheit des durchaus persönlichen und subiectiven verbs durchblicken lässt, obgleich überall auch zahlreiche neubildungen auftreten, welche die äussere form arg trüben, die innere kaum erheblich, wenn überhaupt, alteriren. Selbst das idiom der syrischen Zigeuner (von Pott in ztschft. f. d. wissensch. der sprache I. p. 176 —186 behandelt), welches in vielen puncten auch bezüglich des verbs oder besser gerade bezüglich desselben ganz seine eigenen wege geht, mit allen oder den meisten übrigen oft nicht zusammenstimmt, bietet uns einen klaren, subiectiven verbalausdruck mit z. t. geradezu sanskritischen formen, freilich auch vieles unerklärte, was aber kaum erheblich aus dem allgemeinen rahmen heraustreten dürfte. So hat selbst dieses das allenthalben begegnende präteritum-zeichen as in der gestalt von *a*, was kaum anders zu deuten sein dürfte, auch von Pott so gedeutet wird. Wenn wir von einigen wirklich verdächtigen formen, welche vielleicht durch einen

irrtum aufnahme gefunden haben, absehen, bietet das wenige a. a. o. gegebene doch ein ziemlich klares bild dieser altertümlichen formen, welche aber auf den ersten blick das sanskritische verb verraten.

	Präsens.		Präterit.			
(ama)	stūmi	= sum	stūm*a*	jāmi = eo	āwa*mi* = venio	
(atu)	stūri	= es	stūr*a*	jai = is	awi	cf. a*mi*
						ai
(beilyūr)	asti?	= est	ast*a*	jari = it	awi*r*i	a*r*i
(amin)	steini	= sumus	stein*a*	jani	āwani	ani
(atmin)	steisi	= estis	steis*a*	jasi	awisi	asi
(sāminin)	steindi	= sunt	steind*a*	janti	awendi	a*n*di

raurdum	eirūm	garūm
raurdur?	eirur	garūr
raurda	eira	gara
raurdin	eirīn	garīn
raurdis	eirīs	garis
raurdint	eirint	garint

Stūma, stūra, steinda . . . haben unzweifelhaft das präteritum-*a* (= as) an die flectirten personalformen wie im transsilvanischen idiom angefügt. Dass in stū*m*i, stū*r*i, stei*s*i, steindi . . . sanskritische formen enthalten sind, auch ganz abgesehen von dem schliessenden *i*, welches nach Potts ansicht — und wahrscheinlich hat er darin recht — nicht dem ursprünglichen schliessenden *i* des präsens entspricht, leuchtet beim blossen anblick der bildungen ein, obwohl auch sie jedenfalls nicht alle die reinen gewöhnlichen personalzeichen mi — si — ti — mas — ta(s) — nti tragen. Nebenbei erkennt man unschwer, dass die personalformen vielfach direct denen unseres dialectes entsprechen; also das āwami, awiri, awendi wäre, in das transsilvanische übertragen, āvāv, āvel, āven. Pott hat diese formen wohl richtig gedeutet; ebenso kann man in raurdum, raurdur? das dyom, dyāl nicht verkennen; d. h. in diesen innerlich und örtlich so ungemein weit auseinanderliegenden beiden Zigeuneridiomen zeigt sich selbst ohne tieferes eingehen eine weitgehende innere und formelle übereinstimmung im verbalausdruck, die sich nicht etwa bloss im allgemeinen sanskritischen habitus,

sondern auch in der zigeunerischen sonderentwickelung in hohem grade äussert und direct einen scharf ausgebildeten zigeunerischen grundtypus anzunehmen gebietet.

Zeigt so selbst das syrische Zigeuneridiom durch die vergleichung, dass wir mit der annahme eines subiectiven reinen, fast sanskritischen verbalausdrucks für die transsilvanische mundart nicht irre gingen, so fehlt doch auch die kehrseite der medaille nicht. Dasselbe syrische idiom gebietet, wie scheint, über eine conjugationsform, wie wir sie zwar ähnlich in sehr vielen, namentlich amerikanischen, doch auch in einer ganzen reihe asiatischer, afrikanischer sprachen, und auf europäischem boden auf dem gebiete des uralaltaischen sowie des baskischen, finden; die wir aber in den dem zigeunerischen verwandten sprachen in auch nur einigermassen ähnlicher gestalt vergebens suchen. Ob diese, die von Pott für das syrische zigeunerisch aufgestellte obiectconjugation, noch in anderen zigeunerischen mundarten vorkommt, und in welcher ausdehnung sie im syrischen dialect vertreten ist, weiss verfasser nicht, da er darüber nur die wenigen, sehr dürftigen notizen von Pott kennt. Wenn Potts erhebungen richtig sind, so muss man allerdings annehmen, dass diese mundart in eigentümlicher verquickung von persischen und anderen wohl zigeunerischen pronominalelementen (ob unter mitwirkendem arabischem einfluss?) eine art obiectconjugation herstelle, wobei ähnlich wie im semitischen die bezeichnung des obiects wesentlich durch die gleichen elemente zum ausdruck kommt, die am substantiv als possessivsuffixe die person des besitzers anzeigen. cf. khust — um, khust — ūs, khust — ūmun, khust — ūsun = meine, seine, unsere, ihre hand —— nfā = schlage (imperativ), aber nfayūm, nfayūs, nfayūmun, nfayūsun = schlage mich, ihn, uns, sie. feirūm = ich schlug, feirum — urun = ich schlug euch. —— Diese formen alle weisen das obiectelement in loser agglutination auf, so dass der gedanke der entlehnung einer fremden sprachlichen erscheinung nahe liegt. Eigentümlich organisch gebildet dagegen sieht die auch von Pott angeführte form fāmri = ich schlage ihn aus. fāmi = ich schlage, ist die regelrechte präsensbildung, wobei *m* + *i* wahrscheinlich das personal- + tempuszeichen enthält (cf. stūmi,

jar*i*, steind*i* . . .); das *r* scheint dasselbe wie das zeichen der 3. person in ja*r*i, awi*r*i, a*r*i (tschore*l*, ävl̄äs . . .); dann wäre fāmri = stamm fa + *m* (1. pers.) + *r* (3. p.) + *i* (tempuszeichen); wenn alles sich so verhält, eine jedenfalls eigenartige erscheinung auf indogermanischem boden.

Die bemerkungen über das armenische betreffen ausschliesslich die nominale, pronominale, verbale flexion.

Es macht auf den ersten blick das armenische einen bedenklich formlosen eindruck; die alten formen sind abhanden gekommen, und fast überall neubildungen an ihre stelle getreten, wobei suffigirung und präfigirung wechselt oder gar ohne ersichtlichen grund zusammen in einer weise auftritt, die lebhaft an amerikanische formen erinnert. Vielfach liegen augenscheinlich mehrere schichten sprachlicher entwickelung über einander, zu einem unlöslichen complex verbunden, der dieselbe idee mehrmals zum ausdruck bringt; sogar dieselbe form, z. b. des plurals, kann in einem complex wiederholt vorkommen. Abgesehen davon bietet die sprache innerhalb der flexion desselben wortes eigentümliche lautwandlungen, welche mit den sonst üblichen indogermanischen formen des lautwandels durch umlaut und vocalsteigerung anscheinend nichts zu schaffen haben. Man denke an bildungen wie die nominalen declinationsformen*) kin, knoj, i knoǰē, knav, kanamb — teli, telvoy, i telvoǰē, teleav — sirt, srti, i srtē, srtiv — hair, haur, i haurē, harb . . ., wie die pronominalen no — kh — a — vkh, no — v — a — v (von *n* — *a*), i no — ç — anē, i n — m — anē von demselben, no —

*) Quelle für die hier gegebenen daten ist fast lediglich Hübschmanns: armenische studien. I. Da die armenischen lautwerte dem verfasser für das gehör nicht vermittelt worden, für das altarmenische überhaupt nicht zu ermitteln sind, folgt er fast ganz der transscription von H., ohne sich für oder gegen die zweckmässigkeit derselben auszusprechen oder aussprechen zu können (cf. E. J. v. Dillon: die umschreibung der eranischen sprachen). Ausserdem wäre wohl auch nur etwa zu bemerken, dass das in den wenigen beispielen vorkommende *ç* für armenisches ths, *j* für dz eingesetzt, dass *z* augenscheinlich weich zu sprechen ist. — Für die an zahl geringen belege aus Fr. Müllers grdrs. ist diese Hübschmannsche orthographie vom verfasser angewendet worden.

c — unç, no — v — im — bkh, no — kh — im — bkh von no — in. Einige dieser wunderbaren gebilde mögen hier folgen, einerseits um eine idee von diesen wandelungen und complicationen zu geben, anderseits um beim folgenden nicht allzu viele erklärungen notwendig zu haben. *n — a* = er, no — in = derselbe.

sing.	sing.
n — a	no — in
z n — a	z no — in
no — r — a	no — r — in
n — m — a	n — m — in
i n — m — an — ē	no — v — in
no — v — a — v	
plur.	**plur.**
no — kh — a	no — kh — in (no — in — kh)
z no — s — a	z no — s — in (z no — in — s)
no — ç — a	no — ç — in
i no — ç — an — ē	no — ç — un
no — kh — a — vkh	no — ç — un — ç
	i no — ç — un — ç
	no — v — im — bkh
	no — kh — im — bkh

mekh = wir, dukh = ihr; ersteres augenscheinlich durch anfügung des pluralzeichens kh an den alten pronominalstamm der ersten person ebenso gebildet wie dukh durch dasselbe zeichen vom singular du, ein sonst in formlosen sprachen häufig begegnendes verfahren, welches von dem urindogermanischen sich weit entfernt; die declinationsformen sind folgende:

		singular:	
mekh	dukh	es	du
z mez	z jez	z is	z khez
mer	jer	im	kho
mez	jez	inj	khez
i mēnj	i jēnj	y inēn	i khēn
mevkh	jevkh	inev	khev

Der eindruck des fremdartigen wird erhöht dadurch, dass

formen wie die obenerwähnten von *n — a*, no — in nicht etwa als sog. unregelmässige gelten, die, wie pronominalformen so oft, gewisse besonderheiten, reichere complicationen als gewöhnlich böten, sondern dass sie die norm abgeben für die bildung der declinationsformen der ähnlich gestalteten stämme überhaupt; so heisst es von *s — a*, *d — a* ebenfalls: so — kh — *a*, so — ç — *a*, i so — ç — an — ē, so — kh — *a* — vkh, do — kh — *a*, do — ç — *a*, i do — ç — an — ē, do — kh — *a* — vkh. Ebenso steht dem no — in, no — kh — in . . . ein so — in, so — kh — in, *z* so — *s* — in, so — *ç* — in, so — *ç* — un, so — *ç* — un — *ç*, so — kh — im — bkh, so — *v* — im — bkh, ein do — in, do — kh — in, do — *ç* — in, do — *ç* — un — *ç* . . . gegenüber; d. h. diese fremdartigen neubildungen haben durchaus festen wert, beherrschen die sprache auf diesem gebiet.

Ganz sonderbar ist ferner die sonst auch in allophylen idiomen, z. b. im hottentottischen, begegnende anfügung der personalzeichen in subiectiver geltung an substantiva, z. b. tēr — *s* = ich der herr, tēr — *d* = du der herr, tēr — *n* = (er) der herr. (cf. hottent. !kχū — ta . . . herr — ich . . .)

Wenn nun auch zugegeben werden muss, dass das armenische hier im einzelnen völlig seinen eigenen weg gegangen ist und ein system von sonst im indogermanischen nirgends in ähnlicher eigenartigkeit auftretenden nominalen wie pronominalen bildungen geschaffen hat, so zeigt doch der nähere augenschein, wenn man sich erst äusserlich mit den fremdartigen gestaltungen befreundet hat, dass, abgesehen von solchen allerdings beachtenswerten erscheinungen wie obengenanntem tēr — *s*, tēr — *d* . . ., nicht nur der indogermanische typus meist gewahrt, sondern auch im einzelnen die erscheinungen mit verschwindenden ausnahmen sich mit hoher wahrscheinlichkeit auf allgemein bekannte indogermanische bildungen oder diesen analoge zurückführen lassen. Es ist doch eine auch sonst im indogermanischen durchaus nicht unerhörte erscheinung, dass auf die schon vorhandene, aber dem bewusstsein nicht mehr gegenwärtige, verstümmelte flexionsform eine flexivische neubildung aufgepfropft wurde. Behalten wir das sowie die lautgesetze des armenischen im auge, welche sehr beträchtliche verstümmelungen sowie laut-

wandlungen bedingen, so vollzieht sich die auflösung der scheinbar unentwirrbaren formen grossenteils ohne schwierigkeit.

Die innere form der nominalen (und pronominalen) abwandlung ist wesentlich die allgemein indogermanische, und zwar die ältere*), welche teilweise einen locativ, durchweg aber den instrumental erhalten hat. Es sind die alten casusformen eines (nominativ,) accusativ, locativ, dativ-genetiv, ablativ, instrumental vorhanden, und hierin ist das armenische dem urtypus unendlich treuer geblieben als z. b. das ossetische und überhaupt sämtliche eranische dialecte (zu denen man das armenische bis vor kurzem zu rechnen pflegte); selbst das altpersische, namentlich der jüngeren Achämenideninschriften, nicht ausgenommen. Die vielen fälle des zusammenfallens von locativ und dativ im indogermanischen mögen mit dem hinweis auf das griechische, lateinische (teilweise), die arischen idiome angedeutet werden; überdies zeigt das armenische noch spuren eines selbständigen locativ. Dass genetiv und dativ zusammenfallen, ist eine nicht minder weit verbreitete erscheinung, im eranischen bekanntlich schon in sehr alten phasen geradezu die regel.

Auch die äussere form der casus ist weit besser erhalten als z. b. im ossetischen, von den eranischen hauptidiomen gar nicht zu reden, und weist vielfach klar auf die indogermanischen grundformen hin. (cf. Hübschmanns armenische studien I. p. 88, 89.) Selbst der anscheinend den blossen stamm darstellende nominativ ist dies letztere durchaus nicht, sondern weist vielfach lautgesetzlich direct auf eine voll entwickelte nominativform hin, so d u s t r auf d u s t i r, wobei *i* nicht etwa dem stammhaften *ĕ*, sondern dem hier anzusetzenden indogermanischen *ē* des nominativ entspricht (p. 88). Dem bewusstsein freilich ist die reine, auch l a u t l i c h enthaltene nominativgeltung dieses anscheinenden stammes nicht mehr überall gegenwärtig, da derselbe augenscheinlich n u r noch als

*) nur ist eben jede genusunterscheidung weggefallen, so dass also z. b. alle substantive ungeschieden die pluralform auf k h annehmen; auch die im indogermanischen sonst so scharf abgehobenen pluralformen der neutra haben mit dem erlöschen des genus dem k h platz gemacht.

stamm fungirt, wenn daraus durch die auffallende vorsetzung von *z* im singular der accusativ gebildet wird. Dieses letztere scheint ein determinirendes element zu sein, mithin wie im ossetischen und sonst im eranischen eine art bestimmten accusativs herzustellen. Nebenbei bemerkt ist im plural auch die reine indogermanische accusativform erhalten, der aber nach der analogie des singular ebenfalls *z* vortritt.

Ob in dem locativ der *i*-stämme ein rest des alten locativ erhalten ist, kann verfasser nicht entscheiden; die form fällt fast ganz mit der des genetiv und dativ zusammen und nimmt, da sie wohl an sich nicht mehr klar locativisch empfunden ist, ein deutendes *i* (*h* nach Fr. Müller) vor sich. Dies selbe, locale? element hat auch der ablativ immer, und z. t. wird dadurch die einzige unterscheidung zwischen genetiv-dativ und ablativ herbeigeführt; zum weitaus grösseren teile hat der ablativ eine selbständige form, welche Hübschm. p. 89 auf das alte indogermanische e — tos (a — tas) zurückführen zu dürfen glaubt, nimmt aber gleichwohl immer pleonastisch das genannte *i* vor sich, was umso weniger auffallen darf, als im plural der nominalen und grösstenteils auch der pronominalen declination der ablativ im übrigen ganz mit dem genetiv-dativ zusammenfällt.

Die formen des letzteren werden grossenteils (p. 88, 89) auf reine indogermanische genetivformen zurückgeführt, derart, dass z. b. bezüglich der *o*-stämme und eines teils der consonantstämme an der richtigkeit der erklärung kaum zu zweifeln ist.

Ebenso entspricht das *v* des instrumental ohne zweifel dem alten instrumental-localen bh mit einem folgenden vocal. Ich glaube, dass der instrumental des plural durchaus der des singular mit dem so häufigen pluralzeichen kh ist; denn cf. alle von H. angeführten beispiele: mardov, plural mardovkh —— teleav, teleavkh —— srtiv, srtivkh —— zardu, zardukh —— dsterb, dsterbkh —— akamb, akambkh —— anjamb, anjambkh —— pokumb, pokumbkh —— harb, harbkh —— kerb, kerbkh —— aramb, arambkh —— kanamb, kanambkh —— avurb, avurbkh; die pronominale declination unterstützt diese ansicht; cf. inev, kev, plural mevkh, jevkh —— orov, orovkh —— no — v — in, no — v — im — bkh . . .

Dass dieses kh in weitem umfange als reinstes pluralzeichen fungirt, nicht nur in der nominalen und pronominalen, sondern auch in der verbalen abwandlung, erwähnt H. auch, und speciell die letztere zeigt dies unzweifelhaft. Auch im nominativ des plural ist es augenscheinlich lediglich pluralbezeichnend und hat mit dem casusverhältnis ursprünglich nichts zu thun; es tritt fast ohne ausnahme an den vollen nominativ des singular, macht diesen also in einer freilich an allophyle, formlose idiome erinnernden weise zum pluralischen; in derselben, auch sonst in modernen indogermanischen sprachen nicht unerhörten stellung tritt es denn auch an den voll flectirten instrumental des singular.

Die letzte hier in betracht kommende form, die des genetiv-dativ im plural, zeigt überall die gleiche gestalt und ist bisher unerklärt.

Zur aufhellung aller übrigen bei der nominalen declination auffallenden erscheinungen scheint die berücksichtigung der von Hübschm. zuerst erkannten und bestimmt formulirten lautgesetze zu genügen, wo nicht einmal für die declinationsformen desselben wortes differenzirte stämme vorliegen, eine erscheinung, die aus dem arischen zweige, dem griechischen ... nur zu bekannt ist. Solche constatirt Hübschm. mit recht für die formen kin, knoǰ, kanamb . . . und erinnert an dasselbe schicksal desselben stammes im griechischen: *γυνή* — *γυναικός* . . ., während die verschiedene gestaltung von hair, haur, dustr, dster, teli, telvoy, teleav . . . rein lautgesetzlich zu erklären ist.

Nach diesen vorbemerkungen vollzieht sich auch die deutung der complicirten genannten pronominalformen grösstenteils ohne jede schwierigkeit. So zeigt das an erster stelle genannte *n* — *a* bei folgendem vocal oder *m* blosses *n*, bei folgendem consonanten das vollere no; den declinirten formen desselben tritt das indeclinable element *a* (cf. idem, eiusdem . . .) bei. Die declination selbst zeigt mit grosser regelmässigkeit bei den fürwörtern dritter person und teilweise auch bei dem der 1. und 2. person im genetiv ein *r*, im dativ und ablativ *m*, im ablativ dahinter noch an — ē (dies *m* ist aus dem pronomen anderer indogermanischer idiome bekannt). Der nominativ des plural hat das gewöhn-

liche kh vor dem *a*, der accusativ das auch nominale *s*, der genetiv-dativ das regelmässige *ç*, und so bleibt nur der instrumental beider numeri, welcher zwar auch das gewöhnliche instrumentalzeichen *v* aufweist, aber im ersten der beiden fälle augenscheinlich doppelt, während die pluralform zweimal das pluralzeichen setzt; im ersten falle wird das schon declinirte, mit dem indeclinablen *a* versehene no — *v* — a als declinabler stamm angesehen und nimmt das instrumentalzeichen noch einmal, im zweiten fungirt als gleicher stamm das mit seinem pluralzeichen und demselben *a* versehene no (= no — kh — a) als solcher und nimmt nun zunächst das instrumentalzeichen *v*, an welches dann die pluralendung nochmals antritt. Ganz ähnlich ist die declination des an zweiter stelle genannten no — in. Das indeclinable element ist hier in, die singularabwandlung noch regelmässiger als vorher, indem alles übrige genau entspricht, der instrumental aber auch völlig regelrecht als no — *v* — in erscheint. Auch der plural bietet ausser in der instrumental- und nur teilweise in der genetiv-dativ-ablativgrundform keine besonderheiten. Die regelrechte genetivform lautet no — *ç* — in wie vorher no — *ç* — a, daneben auch no — *ç* — un, d. h. die natur des sonst überall in lautenden zusatzes ist wohl verdunkelt, und nun kann der ganze complex als stamm gefasst werden und das im ersten teile enthaltene *ç* des pluralgenetiv noch einmal annehmen: no — *ç* — un — ç; der ablativ lautet dann entsprechend *i* no — *ç* — un — *ç*. Der instrumental thut entweder dasselbe wie der von *n* — *a* in der form no — kh — *a* — vkh, so dass es hier heisst no — kh — im — bkh (= vkh); oder er bildet vom regelrechten singularinstrumental, der hier wegen des indeclinablen hinten antretenden in leicht als stamm zu fassen war, also von no — *v* — in nochmals eine instrumentalform no — *v* — im — *b* (= v) und giebt ihr das pluralzeichen kh. Daneben kann freilich das no mit dem in auch in weiterem umfange augenscheinlich als declinabler stamm behandelt werden, der die casusendungen nimmt, also no — in — kh, *z* no — in — s; gerade so haben im lateinischen die älteren formen von ipse (= is — pse) (iste), wo regelrecht der erste declinirte bestand-

teil dem indeclinablen vorantrat, wie eapse, eumpse, später den secundärbildungen völlig platz gemacht, in denen dann das eigentlich undeclinirbare zusatzelement pse (te) declinirt, das am anfange stehende declinirbare pronomen, noch dazu in der erstarrten stamm- oder gar der form des nominativ singular des masculins, für alle geschlechter und numeri beibehalten und als unveränderlicher erster teil des stammes angesehen wird, der nunmehr als ipso, ipsa (isto, ista) erscheint.

Berücksichtigt man, dass auch das interrogativ (und relativ) die haupteigentümlichkeiten der armenischen pronominaldeclination teilt, so muss man zugeben, dass die abwandelung der fürwörter dritter person den eindruck eines consequent festgehaltenen systems macht, wobei allerdings die besondere art im einzelnen meist auf reinarmenischen neubildungen beruht; wobei speciell die demonstrativen und determinativen fürwörter eigene, sich wesentlich gleich bleibende regelmässige complicationen zeigen, die zwar so durchaus nicht allgemeinindogermanisch sind, ebenso wenig aber zum weitaus grössten teile gegen den geist anderer indogermanischer erscheinungen verstossen, ja sogar mit grosser constanz gewisse urindogermanische casusformen enthalten. Dabei kommt freilich wieder in betracht, dass grossenteils auch die in den meisten indogermanischen idiomen halbwegs übereinstimmenden formen der demonstrativa . . . hier nicht die alten grundformen erhalten haben, dass sogar die so urindogermanisch scheinenden *s*, *s — a*, *d*, *d — a* in ihrer demonstrativen verwertung absolute neubildungen darstellen (Fr. Müller III. 2. p. 564); dass die die form des indogermanischen fürwortes dritter person so wesentlich bestimmende geschlechtige verschiedenheit hier wegfällt.

cf. noch die declination des interrogativ und relativ: (*o* = wer, *i* = was, or = welcher).

		sing.	plur.
o	i	or	orkh
z o	z i	z or	z ors
oi*r*	ē*r*	oroy	oroç
u*m*	i*m*	oru*m*	oroç

		sing.	plur.
y umm — ē		y or*m* — ē	y oroç
y u*m* — ē			
——	i*v*	oro*v*	oro*v*kh

Da auch hier genusunterscheidung fehlt, ist das interrogativ für persönliches von dem für sächliches sehr deutlich geschieden.

oroy ist natürlich reine genetivform wie mardoy.

Die oben angeführten fürwörter der ersten und zweiten person bieten kaum mehr besonderheiten als in den anderen indogermanischen sprachen, wenn wir von der erwähnten bildung mekh, dukh absehen. Wieder haben die pluralstämme hinter der endung des instrumentals *v* überflüssiger weise das plural-kh angenommen; mev — jev würden gegenüber den singularformen inev — khev, von denen sie durch die stammverschiedenheit hinlänglich sich abheben, genügend als die instrumentale von wir, ihr gekennzeichnet sein.

es = ich, du = du sind ganz regelrecht; das in, khe als stämme der obliquen casus fallen im ersten augenblick auf, da gerade der singular die stämme ma, mo, (me) tu (tva) sonst meist ziemlich rein bietet. Wenn wirklich in = min (mana), khe = tva (Fr. Müller III. 2. p. 576), so wäre auch hier lediglich die äussere form etwas verdunkelt. je — (z) möchte verfasser wie Fr. Müller jedenfalls neben das alte ju stellen und ebenso mit ihm mer, jer für reine adiectivbildungen halten;*) er will dabei an das innerlich wahrscheinlich verwandte obenerwähnte mro, tiro . . . des zigeunerischen genetiv erinnern. Ob in in — j, khe — z, me — *z*, je — *z* der schlusslaut wirklich dem *k* in mi*k*, thu*k* entspricht, muss er dahingestellt sein lassen.

Wiesen so nomen und pronomen viele besondere wege, auch manche von indogermanischer art wirklich abweichende

---

*) Da dies *r* höchst wahrscheinlich das auch dem gesamten demonstrativ und dem interrogativ eigene genetivzeichen ist, stellt sich hierin die pronominaldeclination besonders einheitlich und dem urtypus treu heraus, welcher bekanntlich die genetivfunction überhaupt und in besonderer klarheit beim pronomen durch adiectivische bildungen versehen lässt.

auf, um doch im wesentlichen dem urtypus treu zu bleiben und die hauptbesonderheiten meist nur in der äusseren, nicht in der inneren form zu zeigen, so gilt dies in weit höherem masse von der seele der sprache, dem verbalausdruck. Hier zeigt sich recht eigentlich die, ich möchte sagen, unveränderlichkeit des typus. Der armenische verbalausdruck spiegelt den character der formsprache in meinem sinne mit eigentümlicher klarheit wider; er ist von allen spuren nominalen wesens frei, in allen formen reinster thätigkeitsausdruck, subiectiv, mit scharfer hervorhebung der beim thätigkeitsworte massgebenden momente des zeitlichen und persönlichen.

Die grundzüge der tempus- und genusbildung am verb, welche als norm dem indogermanischen verb überhaupt vorschweben, die aber selbst hochentwickelte und verhältnismässig rein erhaltene idiome vielfach innerlich und äusserlich getrübt wiedergeben, weist, nach verschiedenen seiten hin, anscheinend das armenische in fast idealer klarheit und einfachheit auf; es zeigt uns geradezu oft den richtigsten und nächsten weg, auf den das indogermanische seiner anlage nach verwiesen war, und den es auch in seinen hauptvertretern angestrebt, aber z. t. nur in umständlicherer weise erreicht hat.

Das verfahren bei der tempusbildung ist in den grundzügen folgendes. Treten die personalzeichen des präteritum an die wurzel, so entsteht eine recht eigentlich aoristische zeit, in keiner weise nach dauer, vollendung oder sonstigen modificationen eingeengt, der einfachste aorist. Derselbe ist durch den besonderen character der später zu besprechenden sog. personalzeichen scharf abgehoben. Das präsens ist noch klarer bezeichnet durch das regelmässige vorhandensein eines der gewöhnlichen indogermanischen elemente zur bildung des präsensstammes*) sowie durch die regelmässige anwendung

*) Es ist dem verfasser die existenz einiger weniger präsensbildungen ohne ein solches zeichen bekannt, cf. die auch von H. besonders angeführten (p. 95) formen tam, mnam, gnam, keam, gom, (alam? p. 17, em p. 29 . . .); sie kommen aber als ganz seltene reste, fast nur der vocalischen starken conjugation angehörig, gar nicht in betracht gegenüber den regelmässigen bildun-

der präsentischen personalzeichen; dabei steht das *m* der 1. p. sing., welches selbst im griechischen . . . nur ein teil der verba im präsens annimmt, bei allen stämmen, was den eindruck grosser festigkeit macht — hierher also die eigentümlich gleichmässigen, zahlreichen bildungen wie airem, zairanam, aitnum, arnem, barnam, bekanem, dizum . . . Ausserdem erübrigt sich für den genannten einfachen aorist jedes besondere tempuszeichen nach art des augments; doch cf. pag. 193. Das griechische, arische zeigen sich hier schon dadurch umständlicher, dass in den regelmässigen aoristbildungen neben der in den personalendungen liegenden verschiedenheit von präsens und präteritum die vergangenheit noch besonders durch ein derartiges zeichen angedeutet wird; es kann ja auch teilweise fehlen, wie z. b. die homerische sprache zeigt, aber das ist jedenfalls nicht das gewöhnliche. Weiterhin stellt das armenische einen reinen imperfectstamm her durch anfügung eines *y* (i) an den präsensstamm, vor den präteritum-personalendungen. Dem einfachen activen aorist tritt ein ebenso einfacher medialer (passiver) gegenüber, indem der wurzel vor den sog. personalendungen ein *a* beigegeben wird. Das einfache futur stellt nach Hübschm. p. 94 eigentlich einen coniunctiv des einfachen aorist dar und wird durch anfügung von *ç* an die wurzel, vor den personalendungen, hergestellt. Ein zweiter, zusammengesetzter aorist lässt ein aç, eç, *ç* zwischen wurzel und endung treten, und wieder erhält diese bildung medialgeltung durch ein diesem aoristcharacter bei-

---

gen wie: arnum, ber*em*, gn*em*, git*em*, gtanem, di*em*, dav*em*, diz*em*, diz*um*, dnem, erdnum, ep*em*, zgenum, zen*um*, zerc*um*, lap*em*, lnum, liz*um*, liz*em*, lizanem, lez*um*, loganam, lsanam (= lusanam), ls*em* (= lu — s — em), luanam, lc*em* (= lucem), luçanem, lkhanem, cnanim, klanem, ktr*em*, hatanem, harçanem, (jmer*em*?) jaun*em*, mal*em*, macanim, mac*num*, (mecarem) meranim, yarnem, yarg*em*, yuz*em*, nav*em*, nst*im*, ολb*am*, orc*am*, ut*em*, sarnum, sast*em*, sxal*em*, srb*em*, spas*em*, van*em*, var*em*, tesanem, tev*em*, khen*im*, khun*em*, aucanem . . . Diese 60 beispiele mögen genügen; sie sind alle aus dem beschränkten material in Hübschmanns arbeit, von p. 16—56, entnommen; dabei sind eine ganze anzahl weggelassen, teils um die orthographie durch bisher in dieser arbeit nicht gebrauchte zeichen nicht noch zu erschweren, da die Hübschmannsche schreibart ja beibehalten worden ist, teils weil verfasser in einigen fällen nicht klar sah.

gegebenes *a*, ebenso wie daraus durch ein *ç*, demselben aoristcharacter angefügt, ein zweites zusammengesetztes futur wird; dabei sei noch bemerkt, dass bei der bildung dieser hier genannten zeiten aller ballast durch besondere eigentümlichkeiten, etwa abweichende endungen der gleichen zeitform, je nachdem sie activ oder medial, einfach oder zusammengesetzt ist, wegfällt. Mit abrechnung der z. t. etwas abweichenden formen der 3. person sing. haben sämtliche präterite: imperfect, einfacher und zusammengesetzter aorist, und zwar im activ wie im medium, dieselben endungen, unterscheiden sich also nur durch ihren angegebenen besonderen tempuscharacter resp. den völligen mangel eines solchen; letzteres im einfachen activen aorist, von dem sich also der mediale nur durch den hinzutretenden character *a*, der zusammengesetzte active aorist durch aç, eç, *ç*, der mediale durch aç, eç, *ç* + *a*, das imperfect durch den präsensstammcharacter + *y* abhebt. Ebenso unterscheidet sich das zusammengesetzte futur nur durch den aoristcharacter vom einfachen. Endlich tritt dem activen futur in seiner einfachen sowie in der zusammengesetzten form ein mediales gegenüber, welches zunächst genau wie das active gebildet ist, d. h. also = wurzel + *ç* + sog. personalendung (einfaches) und = wurzel + aç (eç) + *ç* + personalendung, aber in diesen sog. personalendungen ganz leichte unterschiede gegenüber dem activen bietet.

activ: = es — ey — ukh   ikh — en
med.: = is — i — ukh — ikh — in

Hier ist dem verfasser keinen augenblick ein zweifel, dass dieses im medium auftretende *i* das passiv-ya (i) ist, welches Fr. Müller p. 643 richtig z. b. in berim = ich werde getragen gegenüber berem nachweist.*) Hiermit ergiebt sich schliesslich für die präsentischen und futurformen, wenigstens teilweise, eine durch *i* hergestellte, sehr einfache passiv- resp. medial-form, welche im präsens entweder ohne bestimmt erkennbaren präsenscharacter — der auch bei der verschiedenheit der aoristform überflüssig ist —

*) ein gleiches findet öfter statt.

oder ebenfalls augenscheinlich als dauerform auftritt, wie im activ; zu letzterer kategorie sind wohl die zahlreichen medialformen zu rechnen wie: dizanim (activ dizem, dizum), zercanim (cf. zercum), macanim (daneben macnum), meranim (morior).

Es würde sich also folgendes ideale schema etwa ergeben, wenn man alle erwähnten formen regelrecht an einem verb zur anwendung bringen wollte, was freilich in wirklichkeit so wohl nicht vorkommt:

präs.	activ	harç — an*e* — m	mit präsens-personalzeichen
	pass.	harç — an*i* — m	
imperf.		harç — ane — y (— i)	mit personalzeichen des präteritum
I aorist	activ	harç — i	
	pass.	harç — *a* — (y) i*)	
II aorist	activ	harç — aç — i	
	pass.	harç — aç — *a* — (y) i	
I futur	activ	harç — ç (iç) —	mit den personalzeichen: activ: es — ey — ukh — ikh — en pass.: is — i — ukh — ikh — in
	pass.	harç — ç —	
II futur	activ	harç — aç — ç (iç)	
	pass.	harç — aç — ç	

Das hier entrollte bild einer reichen und eigenartigen entwickelung möge vervollständigt werden durch die bemerkung, dass präsens wie aorist einen ebenmässig entwickelten coniunctiv aufweisen, und dass das armenische in der fülle der präsensstammbildenden, echt indogermanischen elemente kaum von irgend einer der schwestersprachen, in der regelmässigkeit und klarheit der anwendung derselben sicher von keiner übertroffen wird, eher alle hinter sich lässt; es sind grossenteils die aus anderen indogermanischen typen bekannten, wobei namentlich an das hierin ähnlich reiche, aber weit regellosere griechisch und an das Sanskrit er-

*) Doch möchte verfasser nicht unerwähnt lassen, dass dieser passive aorist vielleicht nicht überall von der blossen wurzel abgeleitet ist, sondern vielfach von einer art durativstamm? (cf. *λειπ — ἔλειψα*, *λιπ — ἔλιπον*); so mac — ay(i) und mac — *e*ay, yar — *e*ay, sar — *e*ay, can — *e*ay, erd — *u*ay . . .

innert werden mag. Es seien von den dreizehn präsensstammformen, die Hübschmann anführt, einige genannt: e — ne — i — ni — u — nu — a — na — ana . . .

Überblickt man, abgesehen von der ganz regelrecht indogermanisch anmutenden präsensbildung, die oben angedeuteten tempus- und genuserscheinungen am verb, so lässt sich nicht leugnen, dass die neubildungen zu überwiegen, ja dass alles auf neubildungen zu beruhen scheint; gleichwohl ist das höchst wahrscheinlich falsch, obgleich zahlreiche neubildungen zugegeben werden sollen. Verfasser hob hervor, dass das armenische vielfach den geradesten weg eingeschlagen zu haben scheine, der wohl dem indogermanischen überhaupt vorgeschwebt habe —— es scheint aber auch im wesentlichen derselbe weg zu sein, gleichviel ob dabei im einzelnen falle vielleicht uralte bildungen oder im ganzen identische, dem erfolg nach verwandte neubildungen vorliegen. Bezüglich des einfachen aorist vergegenwärtige man sich die zahlreichen formen *βῆ, στῆ, βάν, φάτο* . . . Durchaus gewöhnlich ist auch die präteritum-formation durch einen dem stamm beitretenden vocal oder ja, je (hier *y* im imperfect). Selbst wenn aç, eç, ç des zusammengesetzten aorist, des futur sich nicht direct mit dem alten indogermanischen *s* des s-aorist vermitteln lässt, so ist vielleicht ausser dem anscheinenden zusammenfallen der inneren form doch selbst in der äusseren ein zusammenhang damit oder mit dem *k*-aorist (Fr. Müller III. 2. p. 632) nicht ausgeschlossen. Auffallend geradezu, wenigstens in der äusseren form, ist die differenzirung des activen zum medialen (passiven) stamm im aorist durch den blossen medialen kennlaut *a*, da genau derselbe laut das medium im ältesten indogermanisch bildet oder doch jedenfalls in weitem umfange das einzige unterscheidungszeichen gegenüber dem activ ist. cf.
*μ — ι, σ — ι, τ — ι —— μ — α — ι, σ — α — ι, τ — α — ι**)
*(μ), σ, τ, ντ —— μ — α, σ — α, τ — α, ντ — α.***)

---

*) Fr. Müller, grdrs. III. 2. p. 597 flgd.

**) Fr. Müller ebendort p. 633 sieht in dem *a* des medialen aorist nicht das gewöhnliche medialzeichen, sondern die gleiche differenzirung wie in einem *'ε — φαν — η — ς* gegenüber *'ε — φαγ — ες*; das hat jedenfalls insofern viel für sich, als man nicht behaupten kann, dass auch sonst das medium des ar-

Unter den neubildungen verdient wohl die 1. person des futurs erwähnung, falls sie wirklich durch anfügung von ç an die 1. person des aorist gebildet ist (H. p. 94), was völlig an zigeunerisches tschoräv — ās, tschoräv — ā, tschordyom — ās erinnert; vielleicht ist selbst diese art tempusbildung echt indogermanisch; es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, dass z. b. das *i* in mi, si, ti, nti . . . die tempusbezeichnung enthält, der dann ebenfalls das personalzeichen voranginge (cf. Fr. Müller a. a. o. p. 601). Nach Fr. Müller p. 633 allerdings wäre das futur in allen formen regelrecht durch den coniunctiv des hilfszeitwortes (içem, içes, içē . . .) hergestellt, was der inneren form nach mehr wahrscheinlichkeit hat, wobei freilich der wegfall des auslautenden em der 1. person im futur unerklärt bleibt, da der coniunctiv unter gleichen bedingungen dasselbe beibehält (fut. harç — iç, coniunct. präs. harç — an — içem).

Der coniunctiv selbst scheint wiederum ein eigentümliches gemisch der alten modusbildung mit neuen zuthaten; seine form scheint (Fr. Müller p. 633) die des alten coniunctiv des hilfszeitworts zu sein, an den betreffenden verbalstamm angefügt. Als grundform ist wohl i c — e — *m* (*e* = coniunctivzeichen) anzusehen, also: sir — iç — em (sir — e — iç — e — m H. p. 94). Wunderbarer weise zeigt der coniunctivvocal sich aber dabei in vocalharmonischer weise (wie im uralaltaischen) beeinflusst durch den jedesmaligen vorhergehenden vocal der präsensstammbildung. cf. sir — *i* — m, coniunct. = sir — iç — i — m, zen — *u* — m, c. = zen — uç — *u* — m (= zen — u — iç — *u* — m? H. 94), oben hatten wir sir — e — m, c. = sir — e — iç — *e* — m.

Neben den genannten tempusbildungen begegnen uns hier und da wieder unverfälscht rein erhaltene uralte, die dann gegenüber den gewöhnlichen einen abnormen eindruck machen. cf. z. b. aorist e — tu — m (*ἔ — δο (δω) — ν*), e — tu — r, e — t, e — tu — kh, e — tu — n; ebenso e — d — i (= 1. p. aor.), mit dem augment, welches sonst nur die 3. person zeigt; oder formen wie ar — ar = 3. p. aor. von ar, völlig

---

menischen regelmässig durch character *a* bezeichnet werde; häufiger ist dafür das erwähnte passiv-mediale ya (*i*) in anwendung.

regelrecht reduplicirt. Auch reduplicirte präsensformen scheinen vorhanden zu sein, z. b. da — dar — em.

Die sog. personalendungen haben grossenteils einen so sonderbaren character, dass sie vorwiegend für neubildungen erklärt werden. Abgesehen von kleinen besonderheiten zerfallen sie in zwei deutlich, sogar sehr scharf geschiedene hauptgruppen, eine für präsens (und futur), eine für sämtliche präterita, des activ wie des medium. Es kommt mithin auch hier wieder auf das princip hinaus, welches wir für das bestimmende im indogermanischen urtypus erklären müssen; und doch kann z. b. die form der betreffenden zeichen für das präteritum in keiner weise die ursprünglich diesem zwecke im indogermanischen dienende sein.

Die alten personalendungen des indogermanischen sind in den präsentischen bildungen trümmerhaft, aber unverkennbar grossenteils nachweisbar, so *m* — (ti) — n(t); mkh, ikh enthalten wohl auch reste, aber durch die neubildung des armenischen plural-kh unkenntlich gemacht; das so ganz ursprünglich anmutende (e)s der 2. person sing. kann nicht auf die regelrechte alte form dieser person zurückgehen (H. p. 95); es ist also eine neubildung, welche die im bewusstsein lebende idee einer unbedingt ein zeichen der 2. person erfordernden verbalform deutlich ausdrückt (Fr. Müller p. 608), wie ja das armenische auch sonst, z. b. in der form der 1. person, das alte *m* selbst da einsetzt, wo es ursprünglich fehlte; es ist *s* wie *m* zum regelmässigen zeichen dieser personen im präsens geworden. In alledem aber zeigt sich unverkennbar das streben, überall die indogermanischen, klar persönlich determinirten, subiectiven verbalformen zu erhalten oder wiederherzustellen; ja selbst dort solche herzustellen, wo die ursprüngliche bildung vielleicht keine normale form aufwies; weil eben das sprachbewusstsein gebieterisch bestimmt persönlich gekennzeichnete verba verlangte.

Weit eigentümlicher ist es um die sehr deutlich ausgeprägten sog. personalzeichen des aorist bestellt. Hier einigen sich, wie scheint, recht verschiedene elemente, tempus-, genus- und personenzeichen, zu einem gleichwohl fest um-

grenzten gebilde von derartiger festigkeit, dass dieses so gewordene system an sich mit voller klarheit die idee des präteritum wiedergiebt und, fast ohne jede modificirung, im imperfect, in beiden arten des aorist, und zwar im activ wie medium, eintritt. Die formen sind im singular von den präsentischen vollständig verschieden:

präsens	imperfect	
harç — ane — *m*	lawanay — *i*	harç — anē — *i* (= ane + y + i)
harç — ane — *s*	lawanay — ir	harç — anē — ir
harç — anē	lawanay — *r*	harç — anē — *r*

aorist		
harç — *i*	harç — a — *i* (y)	Ebenso ein
harç — er	harç — a — *r*	harç — aç — *i*
e — harç	harç — a — *u*	harç — aç — a — *i*

Der plural weist beständig die formen akh, ikh, in auf. Auffallend ist der fast durchgehende character *i*, welcher eine mediale zeitform als grundlage vermuten lässt (Fr. Müller vergleicht, jedenfalls beachtenswert, harç — anē — *i*, harç — anē — ir, harç — anē — *r* mit regelrechtem park — anaja — *i*, park — anaja — thās, park — anaja — ta III. 2. 632). Im imperfect also würde das *r* der 3. person dem alten regelmässigen ta entsprechen; aber in der gewöhnlichen form der 3. person sing. ist im aorist ausnahmelos? eine regelrechte active, augmentirte aoristform, die sich von den übrigen völlig abhebt, eingetreten (e — bek, e — git, e — d [ἔθη], e — tes, e — kn, e — li — ç, e — likh, e — kul, e — t [ἔδω]); die also z. b. der absolut regelmässigen form auf *i* in der 1. person mit ihrem anscheinend medialen character scharf gegenübertritt (air — eç — i, ar — i, ar — ar — i, arb — i, barj — i, bek — i, ber — i, git — aç — i, diz — i, e — d — i, zen — i, liz — eç — i, lua — ç — i, luç — i, lkh — i, ke — ç — i, hat — i, mna — ç — i, spas — eç — i, van — eç — i, tes — i, tev — eç — i. Die gleiche festigkeit fast, nur eben zugleich das unterscheidende mediale [passive] *a*, zeigen in der 1. person die medialen [passiven] aoriste, sie haben also *a* — *i*, eai . . . [H. ay, eay, uay . . .], so erdu — ay (= a — i), zgeç — ay, zerc — ay, ker — ay, logaç — ay, lu — ay,

can — eay, mac — ay, mer — ay, yar — eay, orcaç — ay, tu — ay*) . . .). Fr. Müllers vermutung, dass die armenische präteritumbildung eigentlich medial sei, scheint viel für sich zu haben. Man müsste dann annehmen, dass das aus i, thās, ta entstandene i, er (ir), r zum festen blossen präteritumzeichen geworden; dass dort, wo das ta (r) nicht vorhanden war, so in der 3. person sing. des activ-aorist, das, was in eigentlich allen formen erwartet werden müsste, das augment, gewissermassen personalzeichen sei; letzteres in so ausgeprägter weise, dass gerade die form der 3. person, obgleich sie eigentlich jedes personalzeichens entbehrt, sich als solche besonders scharf abhebt.

Die scheinbaren personalzeichen des futurs enthalten, wie oben wahrscheinlich gemacht wurde, bei einer nur leise angedeuteten verschiedenheit, doch klar die idee des activ, passiv sowie des tempus; denn obgleich die grundlage unzweifelhaft die präsentischen personalzeichen bilden, sind sie doch auch leicht differenzirt.

Mit dem hier ausgeführten soll nicht etwa gesagt sein, dass das armenische im reichtum an klar geschiedenen und ausgebildeten zeit- und modusformen typen wie dem griechischen oder Sanskrit gleichkomme oder gar sie übertreffe — in der reichen entwickelung kann es sich mit diesen nicht messen; aber es zeigt, wie auf der innerlich festgehaltenen grundlage, im sinne des urtypus, mit den einfachsten mitteln ungemein viel erreicht werden kann; wie dort, wo die innere form klar fortlebt, selbst an sich eigentlich ganz heterogene bildungsformen zu klarster, einfachster und doch scharfer differenzirung derart verwertet werden können, dass es den anschein gewinnt, als seien diese einfachen mittel von vornherein bewusst für die bestimmte bedeutungssphäre in anspruch genommen worden.

---

*) im medium (passiv) hat die 3. person sing. eine von der activen abweichende regelmässige form auf *u* (*v*).

Entgegnung.

Eine besprechung meines: Uralaltaische völker und sprachen bringt Techmers ztschft. III. 2.

Der verfasser des artikels ist auf diesem gebiet laie und giebt wohl auch nicht vor etwas anderes vorzustellen. Derselbe findet sich mit wenigen orientirenden notizen, einigen z. t. wörtlich wiedergegebenen stellen aus dem buche, einigen wenig freundlichen bemerkungen über die schwere lesbarkeit des buches sowie die vom verfasser für den allgemeinen teil bereitwillig zugegebene formlosigkeit der anlage, endlich mit einem hinweis auf Mistelis besprechung ab. Ich habe mich in meiner antikritik eingehend mit dieser arbeit des ausgezeichneten und von mir hochgeschätzten forschers beschäftigt und dargethan, dass ich Mistelis folgerungen hauptsächlich deshalb grossenteils nicht anzuerkennen vermöge, weil derselbe seinen bau auf zu enger grundlage aufführt. (Ich erkenne aber hier gern an, dass der verfasser mich wie in allen seinen arbeiten auch hier in nachhaltigster weise angeregt hat und mir auf dem gebiet des magyarischen und des Suomi weit überlegen ist.) — Gegenüber der anerkennung, die mir trotz des meist recht abweichenden standpunctes gerade von den competenten forschern auf uralaltaischem boden, also einem Budenz, Hunfalvy, Simonyi, Munkácsi, Ujfalvy —— Radloff, Misteli, Qvigstad u. a. geworden ist, vermag ich der besprechung in T.s ztschft. ein

besonderes gewicht nicht beizulegen. Nebenbei bemerkt enthält dieselbe wenige zeilen (gegenüber den drei seiten, welche die recension der kleinen Hofforyschen streitschrift: Professor Sievers und die principien der sprachphysiologie ausfüllt), während von jenen forschern meinem buche seine stelle auf dem gebiete der uralaltaischen forschung oft über seine wirkliche bedeutung hinaus angewiesen, ja ihm z. t. direct ein bahnbrechender einfluss eingeräumt wird, wodurch demselben allerdings nach meiner überzeugung zu viel ehre angethan wird. (Dabei will ich gleich hinzufügen, dass ich nicht so thöricht bin, wirklich zu glauben, dass ich die outrirten lobeserhebungen für gerechtfertigt halte, wie sie meinen arbeiten namentlich in französischen recensionen, sogar in denen der Academy [England] zuteil geworden sind; also wenn z. b. in letzterer von der fullness and accuracy hithherto unequalled . . . gesprochen wird, oder wenn gar der hochberühmte D. G. Brinton, der aber auf uralaltaischem boden laie ist, mich the best European authority auf uralaltaischem gebiet nennt; das erscheint mir gerade so komisch wie jedenfalls den anderen forschern auf dem gemeinsamen arbeitsgebiet.)

Von grösserer tragweite ist für mich die recension meines Zur sprachgeschichte von G. v. d. G. in Lit. Centralbl. 1887, Nro. 43*); deshalb weil sie von dem wesen der arbeit einerseits gar kein bild giebt, nicht einmal ahnen lässt, wie ich die sache angefasst, was ich erstrebt und was ich erreicht habe; anderseits den mit dem buche selbst unbekannten leser glauben machen muss, das buch enthalte ganz andere dinge, als es wirklich enthält. Auf den höchst befremdlichen ton, für den ich vergebens in des referenten und meinen eigenen allgemein-sprachwissenschaftlichen arbeiten oder in meinem auftreten gegenüber dem von mir stets ungemein hoch geschätzten referenten einen anhaltspunct suche, werde ich nicht eingehen; ich werde mich umso mehr bemühen, streng obiectiv zu bleiben.

---

*) Dieselbe hat meinem buche viel geschadet; ich beleuchte sie absichtlich in unverhältnismässiger ausführlichkeit; die gründe dafür werden dem leser einleuchten.

Die recension zerfällt in drei teile. Fast genau das erste drittel bezieht sich auf eine frühere arbeit und deren besprechung durch denselben referenten sowie auf meine etwa 11 seiten enthaltende entgegnung; aber so, dass meine dort gegebenen erklärungen nicht etwa widerlegt, oder auch nur andeutungsweise dem leser an die hand gegeben würde, in welcher weise ich meinen standpunct vertrete und namentlich des referenten irrtümliche aufstellungen durch z. t. wörtliche citate aus meiner eigenen früheren arbeit widerlege. Dagegen muss der leser glauben, dass ich wirklich die mir vom referenten früher imputirte ansicht vom wesen der formlosen und der form-sprachen habe, dass ich also die wertunterschiede der sprachen „in dem angeblichen dualismus von form und formlosigkeit und den damit zusammenhängenden merkmalen" suche; während ich doch nach meinen das ganze buch durchziehenden darlegungen die wesens- (nicht einmal immer wert-) unterschiede der sprachen in ihrer innersten natur suche, in erster linie in der art, wie sich im sprachbewusstsein die auffassung der thätigkeit sowie ihrer subiectiven und obiectiven ergänzung und die satzbindung gestaltet. Abgesehen von den überall wiederkehrenden bemerkungen spreche ich mich darüber aufs schärfste aus z. b. p. 105, 115 und in dem passus von p. 283—290. In dem mangel an sprachlicher formung sehe ich aber dabei ein selten ganz trügendes symptom, namentlich dort, wo es sich auch auf die angegebenen angelpuncte sprachlichen lebens erstreckt, während ich die erscheinung selbst überall zu finden glaube (cf. namentlich meine jeden zweifel ausschliessende erklärung p. 289—290, wo es gleich anfangs heisst: „wie wenig ich dem starren gegensatz hie form hie formlosigkeit bezüglich des indogermanischen einer- des uralaltaischen anderseits huldige, wie ich überhaupt absolut reine formsprachen im gewöhnlichen sinne nirgend auch nur annähernd entdecken könne, wie formloses und sprachliche formung in demselben typus, ja demselben idiom in bunter manigfaltigkeit neben einander auftreten, und auch das indogermanische des formlosen genug bietet . . ."). Es ist unmöglich, hier auf diese meine von mir so besonders scharf

betonte und so planmässig oft wiederholte grundauffassung vom wesen der formlosen und form-sprachen in meinem sinne näher einzugehen, ich verweise den leser auf meine ganze frühere arbeit, namentlich auf die antikritik (und auf den zweiten teil dieses buches, worin ich lediglich an practischen beispielen, unter ausschluss theoretischer darlegungen, zeige, wie constant der grundtypus, das inhärente wesen, form und formlosigkeit in meinem sinne, trotz aller übergriffe, gerade in den allerwesentlichsten, constituirenden sprachlichen erscheinungen hervorzutreten pflegt). Von dieser meiner eindringlich geltend gemachten grundauffassung kann der leser nach dem ersten teile des referats von G. v. d. G. keine ahnung haben, er wird eher glauben, dass derselbe vergeblich gegen meinen starr als ausschlaggebendes kriterium festgehaltenen dualismus von form und formlosigkeit im alten sinne ankämpfe. Dieser nachhaltige eindruck kann auch durch einige spätere bemerkungen, die mehr beiläufig erscheinen, kaum verwischt werden.

Der zweite teil der recension giebt nun nicht etwa eine übersicht über den inhalt, den gang, die resultate des buches; hier darf ich ohne übertreibung sagen: derselbe lässt den inhalt kaum leise ahnen; wir erfahren auch nicht ein wort darüber, dass der hauptteil meines buches (p. 30—120) die verbalidee behandelt; es ist sogar völlig verschleiert, dass ich überhaupt das verb speciell in den kreis meiner untersuchung ziehe. Es bleibt ganz unbekannt, dass ich durch massenhaftes, teils völlig teils weniger sicheres, im zusammenhange aber sich ergänzendes und sehr wohl beweiskräftiges material schliesslich doch dazu gelange, meine völlig festen puncte für die erklärung des wesens wie der ungefähren entwickelung des ausdrucks der thätigkeit, des subiects, obiects, des sog. entfernteren obiects, also der eigentlichen satzträger, und namentlich der wort- und satzbindung zu finden. So weise ich z. b. direct nach, dass die art der adnominalverbindung in auffallender weise die ganze art und weise der sprachlichen bindung, sei es im sinne einfacher wortverbindung sei es der verknüpfung zum satze, zu characterisiren und zu-

gleich zu erklären pflegt; dass dieses eigentümlich zusammenstimmende verhalten der sprachlichen bindung grosse sprachliche geographische provinzen ganz bestimmt scheidet; derart, dass ganze continente einen oder doch ganz wenige fast nirgends versagende, ausgeprägte grundrichtungen aufweisen; dass die geographische provinz überhaupt eine grosse rolle in der anlage der fundamente einer sprache spielt (was ich bei allen behandelten puncten durchführe). Ich verweise hier namentlich auf die behandlung des adnominalcasus (p. 245—274) sowie des verbs. (Es erfährt der leser überhaupt nicht, dass ich den adnominalcasus, den subiect-, obiect-casus, den dativ (p. 193—243) behandle; auch letzterer ist wegen seiner eigentümlich vermittelnden stellung zwischen örtlicher und nichtörtlicher auffassung sowie aus anderen hier unmöglich anzudeutenden gründen eine hochwichtige sprachliche erscheinung, der daher 50 seiten gewidmet sind.)

Der wirkliche inhalt des zweiten teils, abgesehen von der unerwarteten, 3 zeilen enthaltenden, aber anerkennenden schlussbemerkung, ist folgender: An mehreren örtlich nicht zusammenhängenden stellen wird eine ganz wage vorstellung auch nur von einem teile des inhalts erweckt; das übrige knüpft kritische bemerkungen vorwiegend an einzelne ausdrücke oder aus dem zusammenhange herausgerissene, wörtlich den verschiedensten teilen des buches entnommene stellen. In welcher weise, kann nur angedeutet werden. Ich hatte freimütig die schuld dafür, dass ich von den recensenten oft missverstanden wurde, (wenn ich z. b. ohne nähere erklärung in der rein descriptiven darstellung des finnischen typus ausdrücke wie rohe formlosigkeit . . . anwendete) z. t. mir selbst beigelegt und von meinem oft wenig wählerischen ausdruck gesprochen. Davon hatte ich aber sehr scharf fälle getrennt, wo meine recensenten den inhalt des von mir mit unzweideutigster klarheit und wiederholt sowie eindringlich hervorgehobenen nicht kannten und mir eine mir fremde ansicht imputirten. So habe ich demselben referenten in meiner antikritik p. 284 an sieben wörtlich meinen uralaltaischen gruppen entnommenen belegen, die ich hier, da sie eine volle seite fassen, nicht nochmals wiederholen kann, auf das allerbestimmteste

nachgewiesen, dass ich ausdrücklich und oft erkläre, die magyarischen . . . verbalsuffixe seien nicht mehr als **noch empfundene** possessivzeichen anzusehen, dass er aber in seiner besprechung des betreffenden buches das völlig müsse übersehen haben. (Dies ein bezeichnendes beispiel, dem ich bereit bin, viele andere beizufügen, wo ebenfalls ein missverständnis wegen meines etwa nicht völlig adäquaten ausdrucks ausgeschlossen ist.) Der referent aber sagt folgendes: „Jenem wenig wählerischen ausdruck ist es auch zuzuschreiben, dass er nunmehr an seine kritiker das verlangen stellt, „„die gründe seiner auffassungen oder seines verhaltens etwas tiefer zu suchen““. (S. 296, 299, 300, dreimal auf fünf seiten!) Besser wäre es gewesen, er hätte uns gleich selbst in seine tiefen (sic!!) hineingeführt.“ Es ist hierbei noch ein kleiner irrtum zu berichtigen; referent sagt „seine kritiker“, alle drei stellen aber, die er erwähnt, beziehen sich auf Misteli. Zur sache selbst bemerke ich noch, wovon referent auch nicht ein wort sagt, dass ich an den incriminirten stellen den detaillirtesten beweis erbringe, dass thatsächlich gewisse, den ganzen speciellen teil meines ersten buches durchziehende, äusserst klar und drastisch ausgesprochene grundgedanken Misteli entgangen sind (weil er, wie ich auch wiederholt betone, nur zwei herausgerissene, ihm genauer bekannte idiome in den kreis seiner [übrigens scharfsinnigen, ja geistvollen] besprechung zieht).

Auch die stelle bezüglich meiner quellen beim referenten kann missdeutungen hervorrufen; ich spreche über dieselben und die entstehung des z. t. seit vielen jahren aus meinen sprachlichen studien gewonnenen, allmählich erweiterten materials, erwähne aber, wie sich das gehört, gerade um missdeutungen zu verhüten, dass die weitaus meisten thatsachen der überwiegenden anzahl der behandelten sprachstämme Fr. Müllers grundriss entnommen sind. Referent erwähnt nur dies letztere, was auf die beurteilung des wertes der ergebnisse nicht gerade günstig wirken kann („worin jeder sprache vier bis zwanzig*) weitgedruckte seiten ge-

*) nebenbei falsch; cf. z. b. baskisch (44 seiten), Fulde (22 resp. 25 s.), Nuba (25 resp. 28 s.), sinhal. (21 resp. 26 s.), hottentott. (21 resp. 24 s.).

widmet sind“; worte des referenten über Fr. Müllers grundriss). Ich glaube, dass dieses mein verfahren bei der ungemein grossen menge der oft nur angedeuteten und wirklich nur anzudeutenden sprachstämme ziemlich natürlich war; werden doch auf der anderen seite die weitaus wichtigsten vorwiegend auf grund teils eingehender teils wenigstens selbständiger studien (so indogerman., uralalt., semitisch, baskisch . . .) oder mit zuhilfenahme allgemein anerkannter specialarbeiten besprochen. (Von letzteren seien nur erwähnt Schotts chines. sprachlehre, v. d. G.s anfangsgründe, C. v. d. G.s arbeit über die melanesischen sprachen, deren fortsetzung durch G. v. d. G. und Meyer, Joests Holontalo, Tschudis Ketschua, [Buschmanns sonorische gram.], verschiedene arbeiten von L. Adam, Platzmann, Stoll . . . über amerikanische sprachen, Lepsius' nubische, Brugsch' hieroglyphische grammatik, arbeiten von Reinisch, Schweinfurth, Hanoteau . . . über afrikanische sprachen, van Eys' bask. sprachl., Vinsons . . . bask. arbeiten, viele schriften von Schiefner [Uslar] auf dem gebiet der kaukas. idiome und anderer asiatischer, nichturalaltaischer sprachen, desgleichen von Schott, C. v. d. G. . . .) — Es sind im ganzen resultate aus ungefähr hundert grösseren und kleineren arbeiten direct angezogen oder wenigstens im laufe langer zeit verarbeitet und unmittelbar oder mittelbar verwertet worden, wobei natürlich vom indogermanischen und uralaltaischen, welche allein eine weit grössere zahl aufweisen, abgesehen wird.

Die äusserung des referenten: „Er selbst will freilich in den meisten fällen nur „„andeuten““, will „„in etwa das bild wiedergeben, welches sich durch die betrachtung des aufsteigens von den einfachsten und unzulänglichsten bis zu den höchsten gestaltungen in ihm gebildet hat. Es ist, als wollte er mehr sich und sein voriges buch, als die sache selbst erklären““ ist in allen puncten verfehlt; hier behaupte ich geradezu, dass ein dem wirklichen diametral entgegengesetztes bild hervorgerufen wird. Ich habe in der arbeit eine ungemein grosse anzahl sprachstämme, teils wohlbekannte teils weitabliegende, manchmal recht unbekannte, berücksichtigt (ich verweise auf das inhaltsverzeichnis) und die mit der grössten vorsicht zu behandelnden und

weitesttragenden sprachlichen probleme mit in den kreis meiner betrachtung gezogen; grossenteils stoffe, die seit einem jahrzehnt und länger der gegenstand unausgesetzter studien gewesen waren, so dass ich allerdings eine gewisse berechtigung und namentlich den drang fühlte, diese gewaltige masse für mitforscher und mich selbst, zur förderung des ganzen und zur erklärung meines eigenen früheren und zukünftigen verhaltens, zu sichten und zu verwerten; umso mehr, als ich vieles anders, als es bisher geschehen, auffasste, manchen wohl auch für andere förderlichen, weiter ausschauenden gesichtspunct gewonnen hatte; ich war damals wie noch heut der ansicht, dass solche zusammenfassung, die immer nur teilweise auf gesichertem boden stehen kann, darum gleichwohl, wie schon oben bedeutet wurde, recht sichere, zahlreiche und nachhaltige ergebnisse liefern kann. Darum durfte ich nur mit grosser reserve, unter oftmaliger betonung des non liquet vorgehen, ja, ich durfte bei der enormen menge der erscheinungen noch weit öfter den vielfach nur andeutenden character der darstellung hervorheben, als in den sieben vom referenten herausgesuchten beispielen, und dennoch behaupte ich und appellire an meine arbeit selbst, in jedem der behandelten hauptpuncte wesentlich neue, feste ergebnisse erzielt und das auch klar hervorgehoben zu haben. Einen codex, in dem die erscheinungen des verbalausdrucks, der casuswelt, dieser tausend und aber tausend ineinandergreifenden beziehungen, auf dem unendlich weiten gebiet der sprachwelt in die normen fester gesetze gezwängt, ihre entwickelungen angegeben würden, konnte ich und wollte ich nicht liefern, könnte überhaupt beim augenblicklichen stande der wissenschaft auch ein mir weit überlegener forscher nicht, jetzt, wo kaum die ersten anfänge gemacht sind.

Das letzte drittel der besprechung enthält nach den einleitenden worten: „Das buch ist zwar etwas flüchtig, aber nach einem wohldurchdachten plane geschrieben und enthält viel anregendes und treffendes, wenn auch manche urteile bedenken erregen“ lediglich die darstellung etwa sechs solcher bedenken des referenten sowie die bemerkung, dass referent auf die polemik gegen Misteli nicht eingehen wolle.

In den auf das chinesische bezüglichen zwei details gebe ich unbedenklich dem hierin absolut competenten referenten recht, weit weniger klar ist die hier unmöglich zu entscheidende frage betreffs mehrerer tibetischer erscheinungen, doch hat er jedenfalls eine weit tiefere kenntnis dieses idioms als ich, und ich bescheide mich. Anders steht es mit der das indogermanische betreffenden ausstellung. Die ganze entwickelung des indogermanischen zeigt, von den frühesten phasen bis auf die allerspätesten, im überlieferten zustande ein subiectiv gestaltetes und weiterhin ein so zu sagen verbales verb, oder, wie ich mich der kürze wegen ausdrücke, ein **herrschen** — ich im gegensatz zu einem türkischen herrscher — ich; damit soll nur betont werden der **verbale** character des thätigkeitsausdrucks, denn ob das ein herrschen, herrschend, im herrschen ist oder, wie wahrscheinlich, keiner der drei ausdrucksweisen genau entspricht, lässt sich nicht entscheiden und ist ziemlich gleichgiltig; dabei kann der stamm sehr wohl nominal sein, ein nomen actionis bezeichnen, aber nicht actoris wie im türkischen typus. Bezüglich des subiectiven characters des indogermanischen verbs von anfang an vermied ich in meiner arbeit (p. 112) sogar eine definitive entscheidung und betonte, diese frage fallen zu lassen, da die wirkungen jedenfalls schon in den allerfrühesten verfolgbaren zeiten derartige seien, als ob es nie anders gewesen sein könne (während im uralaltaischen z. b. das alte possessiv-nomen beim verb in der nichtprädicativen conjugation immer wieder klar durchschlägt); und das ist für mich auch jetzt noch die hauptsache, dieses unwandelbar subiective und in allen neubildungen immer wieder energisch den subiectiven thätigkeitsausdruck herstellende indogermanische verb — obgleich ich heut, was ich hier nicht näher ausführen kann, allerdings der überzeugung bin, dass es nie wesentlich anders gewesen ist oder auch nur gewesen sein kann (cf. meine formlosen sprachen sowie die behandlung des zigeunerischen und armenischen in dieser arbeit).

Bei der vom referenten gerügten schreibung *n*oka statt *ñ*oka, banūn, nāte, lin, wan (statt banūng, ngāte, ling, wang

oder vielmehr banūṅ . . .) hat sich referent doch wohl selbst gesagt, dass diese gleichmässige weglassung eines durchaus nicht voll durch das angefügte *g* characterisirten und auch nicht identischen lautwertes nicht unbeabsichtigt, sondern eine licenz ist, wie ich mir sie, um die anwendung diacritischer zeichen möglichst einzuschränken, mehrfach gestattet habe, ohne behaupten zu wollen, dass das gerade ein richtiges verfahren sei.

Auf den vorwurf, die arbeit etwas flüchtig geschrieben zu haben, kann ich nur die bemerkung machen, dass ich bei keiner meiner arbeiten soviel in der form der darstellung gefeilt, dass ich mehrere teile zwei- ja dreimal, selbst während des druckes noch, völlig umgearbeitet habe, so die behandlung des adnominalcasus. Allerdings haben sich in den schon corrigirten text, wie ich nachher wahrnahm, mir unerklärlich, fehler eingeschlichen; der druck fiel in ein ungemein schwieriges übergangsstadium der durch sorgfalt mit recht bestbeleumundeten verlagshandlung.

v. d. G.s letzte notiz bezieht sich auf die polemik gegen Misteli. Dieser hervorragende forscher, von dem ich viel gelernt habe, schon lange, ehe ich an die publicirung eigener arbeiten auf einem dem seinen verwandten gebiet dachte, und seitdem noch weit mehr, sei es durch seine veröffentlichungen sei es durch mir hochwichtige private mitteilungen, ist von mir scharf angegriffen, oder seine ausstellungen sind von mir schroff zurückgewiesen worden; nicht als ob ich auf seiner domäne, dem boden des magyarischen und Suomi, mich ihm ebenbürtig dünkte; weit entfernt davon meinte und meine ich noch jetzt, dass das terrain, auf dem er den kampf aufnahm, zu eng war zur entscheidung der ganzen frage, stehe aber nicht an, nochmals zu erklären, dass diese von mir angegriffene recension mich wie noch keine nach den verschiedensten seiten hin angeregt hat. Der mir in der philosophischen auffassung unendlich überlegene gelehrte könnte unzweifelhaft auf meine antikritik antworten, und sein wort würde nicht wirkungslos verhallen; vielleicht thut er es auch noch, gleichviel, thatsache ist, dass er sofort nach empfang meiner arbeit Zur sprachgeschichte und der gegen ihn gerichteten antikritik mir privatim in

ruhiger form seine neuerlichen bedenken mitteilte sowie einen teil der früheren in noch wirksamerer weise geltend machte, und dass er im octoberheft der ztschft. f. völkerps. u. sprchw. 1887 darauf aufmerksam machte, mein neu erschienenes buch enthalte eine energische gegen ihn gerichtete antikritik.

Nachträge, berichtigungen.

Die schreibweise der fremden idiome folgt nicht einem normalalphabet, sondern nach meiner gewohnheit im wesentlichen der deutschen orthographie; so namentlich auch grösstenteils bezüglich der Turkidiome, wo die russische schreibweise Radloffs etwas vereinfacht wird; *y* = bI, ÿ = ü. Aber ich habe mich nicht entschliessen können, die magyarische orthographie irgend zu ändern, das magyarische macht dann einen zu unnatürlichen eindruck; es ist ja überdies auch in weiteren kreisen bekannt. Das Pokonchi habe ich bei meiner unbekanntschaft mit den lautwerten unverändert nach Stoll wiedergegeben, was nebenbei durch die vielen von Spaniern verfassten bücher über amerikanische sprachen gerechtfertigt erscheint. Das sinhalesische *ḍ*, *ṭ* gebe ich nur durch *d*, *t* wieder; die erklärung der gründe würde zu weit führen. Bezüglich des zigeunerischen und armenischen cf. die anmerkungen. Kleine freiheiten habe ich mir der vereinfachung halber verschiedenfach erlaubt.

Das ms. war bei erscheinen des Brugmannschen artikels über das geschlecht seit mehreren monaten beendet; ich habe absichtlich nichts daraus nachgetragen oder darnach geändert.

Das p. 65 flgd. über die regelmässige lautliche bezeichnung des semitischen feminins gesagte ist teils genauer zu fassen teils direct zu berichtigen. Der mit dem semitischen unbekannte leser muss darnach glauben, dass also auch die besonderen ausdrücke für nur weibliche wesen, die nicht von der masculinform abgeleitet sind, z. b. das wort

mutter . . . das gewöhnliche femininzeichen immer haben müssten, was doch bekanntlich durchaus nicht notwendig ist; man denke an ēm = mutter und seine manigfache verwendung, immer ohne femininzeichen. Aber auch abgesehen von diesen ausdrücken für wirklich weibliche wesen wird doch eine so beträchtliche anzahl wörter für ungeschlechtiges und in so bezeichnender weise ohne femininzeichen als weiblich angesehen, dass man hierin keine zufälligkeit oder ausnahme, sondern ein klares princip sehen muss, wenn auch immerhin das verhältnis ganz anders liegt wie im indogermanischen, und die lautliche bezeichnung des feminins die regel bleibt; cf. die feminingeltung ohne femininzeichen bei ausdrücken für orte, städte, länder — glieder des körpers — naturkräfte . . .; bezüglich des ersten punctes denke man an städte- und ländernamen in verschiedenen indogermanischen idiomen. — Auch mag man erwägen, dass die feminingeltung manchmal nur durch das weibliche pluralzeichen angedeutet wird. Die fälle, wo die masculinform statt des feminins oft recht bewusst, planmässig eintritt, oder wo masculina den plural mit femininform bilden und umgekehrt, bleiben hier unberücksichtigt; sie zeigen deutlich, wie wenig klar die genusunterscheidung in diesem typus auch den plural beherrscht.

Bezüglich des angeblich als neutrum erscheinenden Jupiter (p. 75 anm. 1) bemerke ich berichtigend, dass Jupiter zwar mythologisch auch als übergeschlechtiges neutrum, mit den attributen beider geschlechter, erscheint, ich mich aber für die sprachliche bezeichnung als solches nicht verbürgen kann.

Die p. 101 erwähnte arbeit über das magyarische, deren erscheinen ich vor publicirung dieses buches ansetzen durfte, ist ohne meine schuld noch nicht abgedruckt worden. Die hochentwickelte, an das indogermanische erinnernde satzbildung des magyarischen, den gebrauch der coniunctionen in diesem idiom habe ich wiederholt berührt.

Die p. 142 ausgesprochene ansicht über wesen und bedeutung des ya in änduvā — ya . . . wird im wesentlichen bestätigt durch eine briefliche mitteilung Fr. Müllers.

Der p. 181 erwähnte locativ der i- (yo) stämme wie

teli dürfte vom genetiv-dativ doch wesentlich verschieden sein.

p. 180 anm. und 184. Über etwaige reste der genusunterscheidung, trennung von belebtem und unbelebtem im armenischen ist mir nichts bekannt.

---

p. 4 zeile 7 lies: geschiedenen.
„ 5 „ 1 (unten): durch.
„ 111 zeile 11: oft das genetivzeichen.
„ 113 „ 15 und 19: tÿk.
„ 133 „ 1 (unten): ma – gē.
„ 142 (anm. zeile 5): evä – ya, äsunä – ya . . . =
„ 145 zeile 2 (unten) zu tilgen: kädunu, kädunē.
„ 166 „ 8 lies: āmen.
„ 167 „ 4 (unten): müsste.
„ 177 „ 5 (unten): knoǰ.

Druck von G. Bernstein in Berlin.





